KRIEGS=BLINDEN JAHRBUCH 1954



HERAUSGEGEBEN VOM BUND DER KRIEGSBLINDEN DEUTSCHLANDS E.V.


EX LIBRIS
M.C. MIGEL LIBRARY
AMERICAN PRINTING
HOUSE FOR THE BLIND

Laß der Sonne Glanz verschwinden!
Wenn es in der Seele tagt,
wir im eig'nen Herzen finden,
was die ganze Welt versagt.

GOETHE

KRIEGSBLINDEN-JAHRBUCH 1954

Gesamtgestaltung: Friedrich Wilhelm Hymmen

Urheberrecht bei: Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V., Selbstverlag Wiesbaden, Rheinstraße 73, Telefon 28393. Hauptgeschäftsstelle des Bundes (1. Vorsitzender: Oberstudienrat Dr. Hans Ludwig): Bonn, Schumannstraße 35. Nachdruck — auch mit Quellenangabe — nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages. Verantwortlich für Anzeigen: Wilhelm Stimming, Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V., Selbstverlag Wiesbaden. Druck: Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei Will und Rothe KG., Mainz, Große Bleiche 46—48. Preis 2,50 DM.

KRIEGSBLINDEN JAHRBUCH

1954

Herausgegeben
vom
Bund der Kriegsblinden
Deutschlands e. V.

Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V.
Selbstverlag Wiesbaden



Umschlagentwurf: Prof. Gerhard Ulrich

Weitere graphische Mitarbeiter: Heinz Ludwig (Federzeichnungen, u. a. Kalendarium und Titelleisten), Ottilie Ehlers-Kollwitz (Holzschnitte, u. a. auf S. 144 und der Jahreskreis auf dieser Seite), Günther Büsemeyer (Federzeichnungen S. 70, 122 und 123), Eva Kausche-Kongsbak (Federzeichnungen S. 118 und 119), Fritz Sindel (Holzschnitte S. 82 und 83) und Hans Firzlaff (Schriftleisten S. 92 und 122).

Zum Geleit

Zum vierten Male erscheint das Kriegsblinden-Jahrbuch, ein Beweis dafür, daß die bisherigen Jahrgänge ihren Zweck erfüllt und viel zum Verständnis für die Kriegsblinden beigetragen haben.

Es ist wahrlich nicht leicht, die Seele des Kriegsblinden zu ergründen, die unglaubliche Kraft, die nach einem völligen Zusammenbruch dem jäh Erblindeten die Stärke gab, sich zu Höchstleistungen aufzuraffen und ihn durch die Nacht zum Sieg über sich selbst führte. Stärker als der schwere Schlag des Schicksals war der Wille, es zu überwinden. Aber wer in voller Manneskraft aus dem Licht in die ewige Nacht gestoßen ward, der verlangt nach Betätigung und Arbeit, nicht nur des Gelderwerbes wegen; sein Leben soll wieder einen Zweck bekommen, soll wieder lebenswert werden.

Dieses Verlangen nach Arbeit und ihrem Segen klingt fast aus jeder Seite dieses Buches an unser Ohr, und es soll nicht ungehört verhallen. Wenn wir Sehenden das Jahrbuch aufmerksam durchblättern, dann werden wir bescheiden und dankbar gegenüber dem Schicksal, dann überlegen und prüfen wir, wo wir helfen können, und dann soll eine gute Tat einem hilfsbereiten Wollen folgen. Mitleid allein hilft nichts; es kann nur die Pforte sein, durch die wir zur guten Tat kommen.

Möge dieses Jahrbuch wieder recht viele Menschen ansprechen.

Dr. Anton Kerschensteiner

(Dr. h. c. Anton Kerschensteiner)
Geh. Regierungsrat.
Vorsitzender des Beratenden Beirats für das Versorgungsrecht beim Bundesministerium für Arbeit

Was dieses Jahrbuch enthält

Kurze Übersicht über den Inhalt

I. Arbeit und Anliegen des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands: Seite

II. Für ein besseres Verständnis durch unsere sehenden Mitmenschen:

Seite

III. Kriegsblinde im Beruf:

IV. Kriegsblinde über ihren Schicksalsweg:

V. Kriegsblinde erzählen:

VI. Literatur, Kunst und Wissen:



Im Asbach-Uralt iſt
der Geiſt des Weines



Feste und Heiligennamen				Sonnenlauf		NOTIZEN
1	**Fr**	**Neujahr**		8.21	16.30	
2	Sa	Adelhard		8.21	16.31	
3	**So**	**Sonntag nach Neujahr**		8.21	16.32	
4	Mo	Titus		8.21	16.34	
5	Di	Emilie	●	8.20	16.35	
6	**Mi**	**Epiphanias**		8.20	16.36	
7	Do	Lucian		8.20	16.37	
8	Fr	Severin		8.19	16.38	
9	Sa	Julian		8.19	16.39	
10	**So**	**1. So. n. Epiphanias**		8.18	16.41	
11	Mo	Werner		8.18	16.42	
12	Di	Ernst	☽	8.18	16.43	
13	Mi	Hildemar, Jutta		8.17	16.45	
14	Do	Felix		8.16	16.46	
15	Fr	Maurus		8.16	16.48	
16	Sa	Marcellus		8.15	16.49	
17	**So**	**2. So. n. Epiphanias**		8.14	16.51	
18	Mo	Priska		8.13	16.52	
19	Di	Canut	○	8.12	16.54	
20	Mi	Fabian und Sebastian		8.11	16.55	
21	Do	Agnes		8.10	16.57	
22	Fr	Vinzenz		8.09	16.58	
23	Sa	Emerich		8.08	17.00	
24	**So**	**3. So. n. Epiphanias**		8.07	17.02	
25	Mo	Pauli Bekehrung		8.06	17.03	
26	Di	Polykarp		8.05	17.05	
27	Mi	Johannes Chrysostomus	☾	8.04	17.07	
28	Do	Manfred, Karl		8.02	17.08	
29	Fr	Fredigundis, Arnulf		8.01	17.10	
30	Sa	Martina		8.00	17.12	
31	**So**	**4. So. n. Epiphanias**		7.58	17.13	



Der Landesverband Bayern zählt als der größte Landesverband im Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V. 1310 Kameraden und 125 Kameradenwitwen. Er gliedert sich in 7 Bezirke, die regional nach den Regierungsbezirken in Bayern gebildet und daher in ihrer Stärke unterschiedlich sind. Die Aufgaben und Nöte des Landesverbandes wurden bereits in früheren Kriegsblindenjahrbüchern näher umrissen. Als Beispiel für die Fülle der Kleinarbeit in der Betreuung sei hier auf die Arbeit im Bezirk Schwaben hingewiesen:

Der Bezirk Schwaben zählt 215 erblindete Mitglieder und 24 Kriegsblindenwitwen. Im Vordergrund der Betreuung steht zunächst der Mensch im Sinne des göttlichen Schöpferwillens und als nächstes der Kriegsblinde als Schwerstbeschädigter. Ewige Nacht und strahlendes Licht in einer Harmonie zu vereinigen, ist die erste Aufgabe einer fruchtbaren Betreuung. Dann erst beginnt die Einführung in das neue Leben. Der Betreuungsobmann erzählt dem Neuling etwas von Berufsmöglichkeiten, von der Technik des Gehens, Tastens und der Selbsthilfe. Erst wenn der junge Kriegsblinde in einem Umschulungsheim umgeschult ist, beginnt die eigentliche Betreuungsarbeit. Die Hilfeleistung setzt dann ein mit der Vermittlung einer Klein- oder Standard-Schreibmaschine, einer Blindenschriftbogen- oder Stenomaschine, der Blindenuhr, bei Handwerkern kommen dazu die verschiedensten Werkzeuge und ähnliches mehr, ganz wie es der neue Beruf erfordert. Ist der Kamerad für einen selbständigen Beruf ausgebildet worden, sind die notwendigen Arbeitsräume zu beschaffen und — oft nach Umbauten — auszustatten. Gleichzeitig sind die erforderlichen Geldmittel bei den Behörden zu erwirken. Auch Beratungen über die zweckmäßige Rohstoffbeschaffung, Fertigungs- und Absatzmethoden gehören dazu. Strebt der Kamerad eine Beschäftigung in einem Betrieb oder bei einer Behörde an, so ist ein geeigneter Arbeitsplatz ausfindig zu machen. Die größte Schwierigkeit dabei ist, dem Betriebs- oder Behördenleiter die Vorurteile zu nehmen, ihm die Methode und das Ausmaß der Arbeitsleistung persönlich nachzuweisen. So konnten im Bezirk Schwaben seit 1947 87 Kameraden selbständig gemacht, 12 weitere Kameraden in Betrieben und 14 bei Behörden untergebracht werden. Von dieser Lebens- und Berufsbasis aus erstreckt sich die Betreuung auf laufende Einzel- oder Gruppenberatungen, die Vermittlung von Wohnungen, den Ankauf und die Erstellung von Siedlungshäusern, die Stellung von Anträgen, die Vertretung in Streitverfahren, das Aufsuchen der Kameraden in ihren Wohnungen, die Berufsberatung der Kinder, Hinweise über Steuervergünstigungen, Ausweiswesen, Quellen für jede Art von Literatur und vieles andere.

Die Kameraden des Bezirks Schwaben sind in folgenden Berufen tätig: Bürstenmacher 80, Korbmacher 4, Handweber 10, Mattenflechter 2, Wäscheklammermacher 2, Metallschleifer (Geschäftsinh.) 1, Masseure 7, Fabrikarbeiter 5, Stenotypisten 6, Telefonisten 14, Sachbearbeiter 6, Musiker 3, Geschäftsinhaber 5, Fabrikanten 1, Landwirte 12, Pfarrer (evang.) 1, Schüler 2, Umschüler 2. Arbeitsunfähig sind 52 Kameraden.

Seit 1947 wurden für 42 Kameraden Wohnungen vermittelt und weitere 73 angesiedelt, so daß insgesamt 132 Kameraden ein eigenes Anwesen besitzen (davon 105 Einfamilienhäuser, 26 Zweifamilienhäuser, 1 Mehrfamilienhaus). Durch persönliches Eingreifen des Obmannes konnten in vielen Fällen Baugrundstücke kostenlos oder wesentlich verbilligt erworben werden. — Die Betreuung erfordert viel Umsicht. Sie muß dem oft vereinsamten Kameraden die Gewißheit vermitteln, daß er in allen Lebenslagen der Hilfe seines Bezirksvorsitzenden sicher sein darf.

Die Anschrift des Landesverbandes Bayern: München 2, Baudrexelstr. 2 (Vorsitzender: Lorenz Birngruber).

(45 271)



Feste und Heiligennamen			Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Mo	Brigitta	7.57	17.15	
2	Di	Maria Lichtmeß	7.56	17.17	
3	Mi	Blasius	7.54	17.18	
4	Do	Andreas Corsini	7.53	17.20	
5	Fr	Agatha	7.51	17.22	
6	Sa	Dorothea	7.50	17.24	
7	**So**	**5. So. n. Epiphanias**	7.48	17.25	
8	Mo	Joh. v. Matha	7.46	17.27	
9	Di	Apollonia	7.45	17.29	
10	Mi	Wilhelm	7.43	17.30	
11	Do	Adolf	7.42	17.32	
12	Fr	Gosbert, Eulalia	7.40	17.34	
13	Sa	Siegfried	7.38	17.36	
14	**So**	**Septuagesima**	7.36	17.38	
15	Mo	Sigurd, Faustinus u. Jovita	7.34	17.39	
16	Di	Juliana	7.33	17.41	
17	Mi	Engelbert, Konstantin	7.31	17.43	
18	Do	Simeon	7.29	17.44	
19	Fr	Susanna	7.27	17.46	
20	Sa	Eleutherius	7.25	17.48	
21	**So**	**Sexagesima**	7.23	17.50	
22	Mo	Petri Stuhlfeier	7.21	17.51	
23	Di	Petrus Damian, Sevenus	7.19	17.53	
24	Mi	Adelheid, Matthias	7.17	17.54	
25	Do	Walpurga	7.15	17.56	
26	Fr	Gerlinde, Mechthild	7.13	17.58	
27	Sa	Veronika, Gabriel	7.11	18.00	
28	**So**	**Estomihi**	7.09	18.01	



Das Jahr 1952 stand noch ganz im Zeichen der Umanerkennung der Renten nach dem Bundesversorgungsgesetz. Heute harren nur noch einige besonders schwierige Fälle ihrer Erledigung. Allerdings bringt die Novelle zum BVG erneut mancherlei Mehrarbeit mit sich. Wenn wir angenommen hatten, daß nach der Durchführung des BVG wir uns anderen Aufgaben, insbesondere der Berufsfürsorge, zuwenden könnten, sahen wir uns bitter enttäuscht. Die insulare Lage West-Berlins bringt eine erhebliche Schwächung der Berliner Wirtschaft mit sich. Und diese Situation wurde seit Ende 1952 katastrophal verschärft durch den ständig wachsenden Flüchtlingsstrom aus der Ostzone, der das ganze Wirtschaftsleben in West-Berlin zum Erliegen zu bringen drohte. Unter diesen Flüchtlingen befanden sich auch nicht wenige kriegsblinde Kameraden, von denen wiederum ein Teil in West-Berlin blieb, ohne daß Aussicht bestand, eine Beschäftigung zu vermitteln.

Es dürfte aus diesen Gründen verständlich sein, wenn unsere Bemühungen hinsichtlich der Berufsfürsorge nicht sehr erfolgreich sein konnten. Eine Besserung auf diesem Gebiete ist nur denkbar, wenn die wirtschaftliche Lage West-Berlins durch Belebung der Industrie gehoben werden kann.

Auf dem Gebiete der Siedlungsfürsorge sind wir einen Schritt vorangekommen. Die ersten 4 zerstörten Eigenheime sind wieder aufgebaut, und wir hoffen, in diesem Jahre auch die restlichen 8 Einfamilienhäuser wieder aufbauen zu können. Das Bedürfnis nach Eigenheimen ist, wenigstens zur Zeit, in Berlin nicht sehr groß, so daß nach Wiederaufbau der zerstörten Häuser mit einem gewissen Abschluß gerechnet werden kann.

Auch hinsichtlich der Durchführung der Erholungsfürsorge ist Berlin noch in einer schwierigen Situation, weil wir auf die westdeutschen Heime unseres Bundes angewiesen sind. Es soll dankbar anerkannt werden, daß seitens des Leiters der Abteilung Erholungsfürsorge unseres Bundes, Kam. Bierwerth, unseren Anträgen in weitem Umfange entsprochen wurde. Sehr schwierig gestaltete sich die Lösung der Frage eines Erholungsaufenthaltes für unsere Kameraden in der Ostzone und im Ostsektor Berlins. Wir haben es ermöglicht, daß im vergangenen Jahre für 16 Kameraden der Ostzone und des Ostsektors Berlin ein dreiwöchiger kostenfreier Aufenthalt in West-Berlin durchgeführt werden konnte. Dieser Erfolg ist nicht zu unterschätzen.

Schwere Sorge bereitete uns auch die Frage der Gestaltung der Hauptfürsorgestelle Berlin unter Berücksichtigung der Bestimmungen des BVG, § 25 Ziff. 2, hinsichtlich der Sonderfürsorge für Kriegsblinde. Zum Unterschied der Handhabung im Bundesgebiet besteht ja in Berlin immer noch der Dualismus zwischen Hauptfürsorgestelle und Hauptabteilung Berufsfürsorge der Krankenversicherungsanstalt Berlin. Dieses Nebeneinander wirkt sich zweifellos recht ungünstig aus. Nachdem das Schwerbeschädigtengesetz vom Bundestag verabschiedet ist, wird auch hier in Berlin eine endgültige Klärung erfolgen müssen. Der bisherige Zustand machte unsere Arbeit in der Berufsfürsorge schwierig, nicht zuletzt weil die Hauptfürsorgestelle Berlin über fast gar keine Mittel verfügte.

In organisatorischer Hinsicht sind wesentliche Veränderungen nicht eingetreten. Die Mitgliederzahl beläuft sich auf 305, nachdem wir durch Todesfälle spürbare Verluste zu verzeichnen hatten. Der Landesverbandsvorstand ist in seiner alten Zusammensetzung wiedergewählt worden. Vorsitzender ist Axel Bischoff, Berlin-Lichterfelde West, Marschnerstr. 15 (Ruf 73 13 28).



Feste und Heiligennamen				Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Mo	Albinus		7.07	18.03	
2	Di	Simplicius		7.05	18.04	
3	Mi	Aschermittwoch		7.03	18.06	
4	Do	Kasimir		7.01	18.08	
5	Fr	Friedrich	●	6.59	18.09	
6	Sa	Perpetua		6.57	18.11	
7	**So**	**1. Fastensonntag / Invocavit**		6.55	18.13	
8	Mo	Johannes von Gott		6.53	18.14	
9	Di	Franziska		6.51	18.16	
10	Mi	40 Märtyrer		6.48	18.18	
11	Do	Wolfram, Rosina	☽	6.46	18.19	
12	Fr	Gregor der Große		6.44	18.21	
13	Sa	Euphrosina		6.42	18.22	
14	**So**	**2. Fastensonnt. / Reminiscere**		6.40	18.24	
15	Mo	Klemens, Christoph		6.38	18.26	
16	Di	Heribert		6.36	18.27	
17	Mi	Gertrud		6.34	18.29	
18	Do	Cyrill von Jerusalem		6.31	18.30	
19	Fr	Joseph	○	6.29	18.32	
20	Sa	Joachim		6.27	18.34	
21	**So**	**3. Fastensonntag / Oculi**		6.25	18.35	
22	Mo	Konrad, Nikolaus v. d. Flüe		6.23	18.37	
23	Di	Otto, Eberhard		6.20	18.38	
24	Mi	Erzengel Gabriel		6.18	18.40	
25	Do	Mariä Verkündigung		6.16	18.42	
26	Fr	Mechthild, Thekla		6.14	18.43	
27	Sa	Rupert	☾	6.12	18.45	
28	**So**	**4. Fastensonntag / Lätare**		6.09	18.46	
29	Mo	Eustasius		6.07	18.48	
30	Di	Quirinus		6.05	18.49	
31	Mi	Balbina		6.03	18.51	



Das Jahr 1953 hat weiter dazu beigetragen, die schweren Wunden zu heilen, die der unbarmherzige Krieg der schönen, alten Hansestadt Bremen geschlagen hat. Besuchern der Stadt bietet sich schon am Bahnhof das erste eindrucksvolle Bild durch zwei mächtige Hotel-Neubauten, Künder der Weltverbundenheit Bremens, das unter seinem buten un binnen (im Ausland und Inland) angesehenen Senatspräsidenten Wilhelm Kaisen den Anschluß an die Welt wiedergefunden hat. Am Doventor geht das große Berufsschulzentrum der vorläufigen Vollendung entgegen. Es ist das größte und modernste Europas und bestimmt das Bild eines ganzen Stadtteiles. Im Westen entstehen in rascher Folge die Wohnviertel wieder, die im Jahre 1944 zerschlagen wurden, und sie werden Tausenden wieder ein menschenwürdiges Leben ermöglichen.

Die Bedeutung des Stadtstaates Bremen in der Bundesrepublik mag sich aus folgenden wenigen Zahlen zeigen: 14 v. H. des Außenhandels der Bundesrepublik gingen über Bremen; allein 75 v. H. aller Auswanderungen erfolgten mit rund 67 000 Auswanderern von Bremen aus. Letztere benutzten hierbei den „Bahnhof am Meer", die neu wieder hergerichtete Columbuskaje in Bremerhaven, wo neuerdings wieder die größten und modernsten Schiffe der Welt regelmäßig an- und ablegen. Unter diesen Aspekten nahm die wirtschaftliche Entwicklung Bremens — vor allem die Auto-Industrie — auch im Jahre 1953 einen weiteren Aufschwung. Die Auto-Industrie (Borgward, Goliath, Lloyd) entwickelte verbesserte Typen und festigte ihren guten Ruf; der Schiffbau kam trotz eines längeren Streiks voran und trug dazu bei, den Schiffahrtsgesellschaften endlich wieder ein Stück ihrer früheren Weltgeltung zu schaffen. Die Hafenanlagen wurden durch Errichtung neuer Lagerhäuser usw. weiter vervollkommnet. Und mitten in dieser lebenskräftigen Aufwärtsentwicklung leben auch Bremens Kriegsblinde.

Die durch den Zusammenschluß der Handwerker-Kameraden (Bürstenmacher) auf gemeinnütziger Basis arbeitende Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge konnte sich im Jahre 1953 nach manchen Rückschlägen durch ihre überall anerkannte Qualitätsware und Preiswürdigkeit besser durchsetzen als in den ersten beiden Jahren ihres Bestehens. Trotzdem fehlt leider bei Behörden, Industrie und Handel noch viel Verständnis für die Notwendigkeit der Arbeit zum Leben des kriegsblinden Handwerkers, der kein Mitleid, sondern Arbeit haben will und muß.

Der Landesverband Bremen des Kriegsblindenbundes hat 62 Mitglieder (18 aus dem ersten Weltkrieg und 44 aus dem zweiten Weltkrieg). Von den 44 sind sieben in der Heimat erblindet, darunter drei Frauen. Von den 62 Kameraden sind zwölf Ostvertriebene und 17 haben neben dem Verlust des Augenlichts zusätzliche Arm- und Beinamputationen. Die Zusammenarbeit des LV. Bremen mit Behörden, Industrie, Handel usw. war in jeder Hinsicht harmonisch. Zahlreiche Bremer Kriegsblinde stellen ihren Lebenswillen unter Beweis. Sie betätigen sich auf allen beruflichen und neuerdings auch auf sportlichen Gebieten. Es wurde eine Turnriege aufgestellt, innerhalb derer sich die Kameraden losgelöst von allen Hemmungen bewegen, um hier Entspannung und neue Belebung für den nervenzehrenden Berufskampf zu gewinnen. Keiner der teilnehmenden Kameraden möchte den wöchentlichen Sportabend wieder missen.

Die Anschrift des Landesverbandsvorsitzenden: Heinr. Kuhlmeier, Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22; die Anschrift der Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge Niedersachsen-Bremen, Auslieferungslager Bremen: Seeberger Straße 14. (45 088)



Feste und Heiligennamen			Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Do	Hugo	6.01	18.52	
2	Fr	Franz v. Paula	5.59	18.54	
3	Sa	Gandolf, Richard, Christian ●	5.56	18.56	
4	**So**	**Passionssonntag / Judica**	5.54	18.57	
5	Mo	Vinzenz	5.52	18.59	
6	Di	Notker, Isolde	5.50	19.00	
7	Mi	Lothar	5.48	19.02	
8	Do	Albert	5.46	19.03	
9	Fr	7 Schmerzen Mariae	5.44	19.05	
10	Sa	Gerold, Mechthild ☽	5.42	19.07	
11	**So**	**Palmsonntag**	5.39	19.08	
12	Mo	Konstantin	5.37	19.10	
13	Di	Ida	5.35	19.11	
14	Mi	Justinus	5.33	19.12	
15	Do	Gründonnerstag	5.31	19.14	
16	**Fr**	**Karfreitag**	5.29	19.16	
17	Sa	Rudolph, Gerwin	5.27	19.18	
18	**So**	**Ostersonntag** ○	5.25	19.19	
19	**Mo**	**Ostermontag**	5.23	19.21	
20	Di	Viktor	5.21	19.22	
21	Mi	Anselm	5.19	19.24	
22	Do	Wolfhelm	5.17	19.25	
23	Fr	Georg	5.15	19.27	
24	Sa	Wilhelm, Egbert	5.13	19.28	
25	**So**	**Weiß. Stg. / Quasi modo geniti**	5.11	19.30	
26	Mo	Ferdinand ☾	5.09	19.32	
27	Di	Anastasius	5.07	19.33	
28	Mi	Vitalis	5.06	19.35	
29	Do	Petrus der Märtyrer	5.04	19.36	
30	Fr	Katharina von Siena	5.02	19.38	



Auf dieser Hamburg-Seite unseres Kriegsblinden-Jahrbuches haben wir unseren lieben Lesern in den letzten drei Jahren schon mancherlei Wissenswertes über unsere alte oder neue Vaterstadt Hamburg erzählt. „Neue Vaterstadt" aber nicht deshalb, weil sie seit kurzem wieder Freie und Hansestadt Hamburg heißt, sondern weil in ihr immer wieder hinzuziehende Kameraden eine neue Heimat gefunden haben, einen neuen Arbeitsplatz, oft auch eine liebe Frau und später eine Wohnung. Das hört sich so leicht und flüssig an: „einen neuen Arbeitsplatz", „eine Wohnung". Doch welche Arbeit ist damit für den Vorstand des Landesverbandes Hamburg verbunden! Dieser Vorstand besteht in Hamburg aus sieben Kameraden; er erledigt für unsere Mitglieder all die Aufgaben, die sich aus den besonderen Verhältnissen der neben Berlin größten Stadt unseres Vaterlandes ergeben.

Arbeitsplatz, Wohnung, Heilfürsorge, Beratung in Rentenangelegenheiten, kulturelle Betreuung, Führhundwesen, Unterstützung und Beratung in allen sozialen und wirtschaftlichen Dingen, das sind die Hauptaufgaben, die diesem siebenköpfigen Vorstand obliegen, mit denen er sich täglich zu beschäftigen hat. 5 Beamte und 2 Juristen in einem Vorstand vereint haben alle Hände voll zu tun, die vielen großen und kleinen Wünsche ihrer Kameraden oder der Witwen unserer verstorbenen oder tödlich verunglückten Kameraden zu erfüllen und ihnen bei ihren Sorgen zu helfen. Und immer wieder kommen neue Kameraden aus den Notstandsgebieten, in denen wegen der vielen Flüchtlinge für einen Kriegsblinden ein Arbeitsplatz trotz jahrelanger Bemühungen nicht gefunden werden konnte, nach Hamburg. Dazu kommen andere Kameraden aus der Ostzone, die hier in Hamburg eine neue Heimat suchen.

Trotz all dieser oft sehr traurigen und schwierigen Fälle ist man aber auch hier immer wieder bemüht, Frohsinn in den grauen Alltag zu bringen. Im abgelaufenen Jahr fanden einige gesellige Veranstaltungen in der Form eines bunten Abends statt, auf denen sich alle Hamburger Kameraden mit ihren Familien wieder einmal näherkamen. Dies war um so leichter, als unsere verstärkte Landesverbandskapelle mit Melodie und Rhythmus die jeweiligen Veranstaltungen verschönte. Während der Chronist diese Zeilen zu Papier bringt, hat er schon die Fahrkarten für die morgige traditionelle Dampferfahrt, die wiederum alle Kameraden des Landesverbandes Hamburg und ihre Angehörigen zu einem schönen Ausflug elbaufwärts nach Geesthacht vereinigen wird, in der Tasche. An dieser Ausfahrt nehmen auch Kameraden aus den angrenzenden Bezirken der Landesverbände Schleswig-Holstein und Niedersachsen teil.

Im Sommer 1953 fand bei uns der große deutsche Masseurkongreß für die Masseure aus dem ganzen Bundesgebiet statt, an dem eine große Anzahl unserer kriegsblinden Kameraden teilnahm, die zum Teil bei Hamburger Kameraden für diese Zeit Aufnahme fanden. Diese Kameraden konnten sich aus eigenem Erleben ein Bild von den Hamburger Verkehrsverhältnissen machen, von der ungeheuren Verkehrsdichte und den Gefahren im Großstadtverkehr, denen berufstätige Hamburger Kriegsblinde und ihre treuen vierbeinigen Begleiter jeden Tag ausgesetzt sind.

Über unsere gerade in Hamburg bestimmt nicht einfachen Bemühungen auf dem Gebiet des Wohnungs- und Siedlungswesens berichten wir gesondert in einem Aufsatz im Innern dieses Jahrbuchs.

Die Geschäftsstelle des Landesverbandes Hamburg hat sich durch Wohnungswechsel des Landesverbandsvorsitzenden Kamerad Ewald Meyer geändert und befindet sich jetzt in Hamburg-Blankenese, Sachteweg 1, Tel. 863498. (45 273)



Feste und Heiligennamen			Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Sa	Philippus und Jakobus	5.00	19.39	
2	**So**	**2. n. Ost./Misericord. Domini** ●	4.58	19.41	
3	Mo	Kreuzauffindung	4.56	19.42	
4	Di	Monika	4.55	19.44	
5	Mi	Schutzf. d. hl. Joseph	4.53	19.45	
6	Do	Joh. v. d. lat. Pforte	4.51	19.47	
7	Fr	Stanislaus	4.50	19.48	
8	Sa	Ersch. d. hl. Erzeng. Michael	4.48	19.50	
9	**So**	**3. n. Ostern / Jubilate** ☽	4.46	19.51	
10	Mo	Antonin v. Florenz	4.45	19.53	
11	Di	Mamertus	4.43	19.54	
12	Mi	Pankratius	4.42	19.56	
13	Do	Servatius	4.40	19.57	
14	Fr	Bonifatius	4.39	19.59	
15	Sa	Sophie	4.37	20.00	
16	**So**	**4. n. Ostern / Cantate**	4.36	20.01	
17	Mo	Bruno, Dietmar ○	4.34	20.03	
18	Di	Erich, Felix	4.33	20.04	
19	Mi	Petrus, Caelestinus	4.32	20.06	
20	Do	Elfriede	4.31	20.07	
21	Fr	Florentin, Emil	4.29	20.08	
22	Sa	Julia, Renate	4.28	20.09	
23	**So**	**5. n. Ostern / Rogate**	4.27	20.11	
24	Mo	Johanna	4.26	20.12	
25	Di	Urban ☾	4.25	20.13	
26	Mi	Philipp Neri	4.24	20.14	
27	**Do**	**Christi Himmelfahrt**	4.23	20.16	
28	Fr	Leo II., Eckard	4.22	20.17	
29	Sa	Maximin	4.21	20.18	
30	**So**	**6. n. Ostern / Exaudi**	4.20	20.19	
31	Mo	Angela	4.19	20.20	



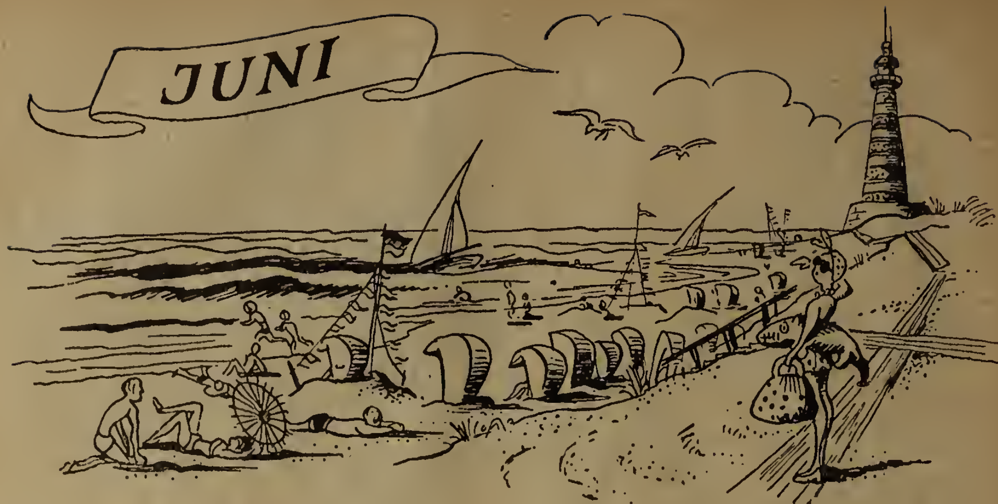
Von der Zonengrenze östlich von Kassel bis zum sonnigen Rheingau und der südlichen Bergstraße liegt das Land Hessen. Vielgestaltig wie die Landschaft sind auch die Lebensgrundlagen seiner 4,2 Millionen Einwohner und der 600 Kriegsblinden dort. Der Landesverband des Kriegsblindenbundes hat seinen Sitz in Frankfurt. In der Nähe des Hauptbahnhofs befindet sich die Geschäftsstelle in der Stuttgarter Straße 21. Landesverbandsvorsitzender ist seit 1950 Kamerad Ludwig Eckert aus Oberstedten/Taunus, Friedrichstr. 8. Als treuen Helfer hat er den sehenden Beisitzer im Landesverbandsvorstand, Herrn Theo Ulrich, der die laufenden Arbeiten erledigt und sich im Laufe von 7 Jahren durch uneigennützigen Einsatz bestens bewährt hat. Auch die Geschäftsstelle des Bezirks Frankfurt a. M., der rund 150 Mitglieder zählt, ist in der Stuttgarter Straße 21. Bezirksvorsitzender dieses größten Bezirks ist Kamerad Fritz Cyrus, Ffm.-Ginnheim, Am Eisernen Schlag 48, der mit Liebe und viel Geschick seine ehrenamtliche Tätigkeit ausübt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Frankfurt, Offenbach, Hanau und Umgebung ließen hier einen hohen Prozentsatz von Kriegsblinden Arbeit in der Industrie finden.

Fährt man von Frankfurt in Richtung Heidelberg, so kommt man in etwa einer halben Stunde nach Darmstadt, das sich wieder zum blühenden Mittelpunkt entwickelt. Hier sorgt Kamerad Georg Sauerwein, Darmstadt-Eberstadt, Oberstr. 33, seit Jahren für seine 60 kriegsblinden Kameraden zwischen Bergstraße und der Gegend von Mainz. — Auch in Wiesbaden, der Landeshauptstadt, befindet sich eine Bezirksgruppe mit 40 Kriegsblinden, die seit 2 Jahren den Kameraden Theo Jacoby, Wiesbaden, Schaftstr. 13, zum Vorsitzenden hat. Der Betreuungsbereich dieses kleinen Bezirkes erstreckt sich auch auf den Rheingau und den Main-Taunus-Kreis. Die Stadt Wiesbaden bietet vielen Kameraden bei Verwaltungsstellen Beschäftigung.

Die zweitgrößte Bezirksgruppe des Landesverbandes ist die Bezirksgruppe Gießen mit 120 Kameraden. Geographisch gesehen der größte Bezirk, der sich vom Westerwald über die Wetterau bis zu den Höhen des Vogelsberges erstreckt. Bezirksvorsitzender ist seit Jahren Kamerad Heinrich Kühn, Wetzlar, Flutgrabenstr. 16. In Wetzlar und Gießen ist nicht zuletzt durch seine Vermittlungsarbeit ein Teil der Kameraden in der Industrie untergebracht. Das schwierigste Problem ist hier die Beschäftigung der zahlreichen Handwerker, die weitab von jeder Industrie in den Dörfchen wohnen. — Die meisten Jungakademiker zählt die Bezirksgruppe Marburg, wo neuerdings Kamerad Dr. Hölktemeyer den Bezirksvorsitz übernommen hat. Durch den Sitz der Blindenstudienanstalt bedingt, steht hier die Unterbringung der Akademiker im Vordergrund. Die Bezirksgruppe zählt z. Z. 85 Kriegsblinde, von denen mehr als 50 Prozent die Blindenstudienanstalt mit Erfolg absolviert haben.

Eine zahlenmäßig kleine, aber kameradschaftlich sehr verbundene Bezirksgruppe befindet sich auch in der alten Bischofsstadt Fulda. Bezirksvorsitzender ist seit Jahren Kamerad Theo Kremer, Fulda, Am Peterstor 15, der seine 40 Mitglieder liebevoll betreut. Die Berufsmöglichkeiten, zumal im Rhöngebiet, beschränken sich leider fast ausschließlich auf das Handwerk. — Die nördlichste, an die Zonengrenze reichende Bezirksgruppe hat ihren Sitz in Kassel. Bezirksleiter ist Kamerad Walter Rosner, Kassel, Karolinenstr. 14. Der Bezirk Kassel erstreckt sich über das nördliche Hessen mit den Kreisen Rothenburg, Witzenhausen, Hofgeismar und Waldeck. Er zählt 100 Mitglieder. Der Bezirksleiter, Kam. Rosner, ist gleichzeitig Geschäftsführer der Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft Hessen. Leider mangelt es für die Handwerker an Arbeitsaufträgen, so daß von einer lohnbringenden Beschäftigung nicht gesprochen werden kann.

(45 276)



Feste und Heiligennamen			Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Di	Juventius	4.18	20.21	
2	Mi	Ferdinand, Eugen	4.18	20.22	
3	Do	Klothilde	4.17	20.23	
4	Fr	Florian	4.16	20.24	
5	Sa	Bonifatius	4.16	20.25	
6	**So**	**Pfingstsonntag**	4.15	20.26	
7	**Mo**	**Pfingstmontag**	4.14	20.27	
8	Di	Medardus	4.14	20.28	
9	Mi	Primus, Emma	4.14	20.28	
10	Do	Margarete	4.13	20.29	
11	Fr	Barnabas	4.13	20.30	
12	Sa	Johannes Facundus	4.13	20.31	
13	**So**	**Trinitatis**	4.12	20.31	
14	Mo	Richard, Gerold	4.12	20.32	
15	Di	Vitus	4.12	20.32	
16	Mi	Benno	4.12	20.33	
17	**Do**	**Fronleichnamsfest**	4.12	20.33	
18	Fr	Markus, Marcellus	4.12	20.34	
19	Sa	Gervasius	4.12	20.34	
20	**So**	**2. n. Pfingsten / 1. n. Trinit.**	4.12	20.34	
21	Mo	Aloisius	4.12	20.35	
22	Di	Paulinus	4.12	20.35	
23	Mi	Edeltraud	4.13	20 35	
24	Do	Johannes der Täufer	4.13	20.35	
25	Fr	Herz-Jesu-Fest	4.13	20.35	
26	Sa	Johannes und Paulus	4.14	20.35	
27	**So**	**3. n. Pfingsten / 2. n. Trinit.**	4.14	20.35	
28	Mo	Meinrad	4.14	20.35	
29	Di	Peter und Paul	4.15	20.35	
30	Mi	Ehrentraud	4.16	20.35	



Unter der tatkräftigen Leitung unseres Kameraden Knaak hat sich der Betrieb unserer kriegsblinden Weber in Hannover-Langenhagen zu einem vorbildlichen Musterbetrieb ausgeweitet. Dieses junge, auf der Grundlage einer Genossenschaft arbeitende Unternehmen hat längst die Kinderschuhe abgestreift. In einem großen Arbeitssaal verwandeln sich unter geschickten Händen die auf die Webstühle gespannten Fäden u. a. zu Decken, Schürzen, Kleidern und Teppichen. Hervorragend sind vor allen Dingen auch die kunstgewerblichen Arbeiten. Längst schon reichen die Räumlichkeiten nicht mehr aus, und so plant die Genossenschaft, in Kürze einen Anbau durchzuführen. Mit diesem Unternehmen beweisen wir Kriegsblinden, wozu wir trotz aller Schwierigkeiten fähig sind.

Eine seit langer Zeit empfundene Lücke in der Betreuung unserer Bürstenmacher wird jetzt dadurch geschlossen, daß wir ein eigenes Haus in Hannover-Langenhagen errichten. Wir hoffen, daß es Ende 1953 bezogen werden kann. Es wird die Verwaltung des Landesverbandes und der Arbeitsgemeinschaft der Bürstenmacher aufnehmen. Lagerräume und ein Expeditionsraum werden in ausreichender Größe vorhanden sein. Damit soll dem verdienstvollen Leiter der Arbeitsgemeinschaft, Kam. Bode, die Möglichkeit gegeben werden, seine Fürsorgearbeit für unsere Bürstenmacher erheblich zu verbessern. Gleichzeitig wird in einem Nebengebäude eine Werkstatt für Bürstenmacher eingerichtet, in der Um- und Einschulungen durchgeführt werden. Für 10 Kameraden werden laufend im Hauptgebäude Zimmer zur Verfügung stehen. Ein großer Aufenthaltsraum, der auch dem Landesverbandsvorstand und dem Vorstand des Bezirks Zentral-Hannover zu Sitzungen zur Verfügung steht, dient gleichzeitig als Übungsraum für Stenotypisten oder Masseure. Dieses Heim wird also zukünftig eine Umschulungs- und Fortbildungsstätte für möglichst viele Berufszweige werden. Die Möglichkeit, mehrere Wohnungen für Kameraden zu errichten, ist ebenfalls vorgesehen. Mit diesem Bau einer Schulungsstätte verlegt der Landesverband gleichzeitig seine Zentrale in die Landeshauptstadt.

Verbleibt immer noch die Sorge, unsere Kameraden menschenwürdig anzusiedeln bzw. ausreichenden Wohnraum zu beschaffen. Vielleicht gelingt es auch auf diesem Gebiete durch eine Hilfsgemeinschaft noch wirksamer als bisher zu helfen. Die mit dem Lastenausgleich verbundenen Arbeiten nehmen den Landesverband ebenfalls stärker denn je in Anspruch. Und schließlich sei auch noch die Enttäuschung vieler Kameraden erwähnt, denen nach kurzer Berufstätigkeit die Sozialrenten entzogen werden, weil sie angeblich auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt wettbewerbsfähig sein sollen. Hier versagen manche Landesversicherungsanstalten, weil sie den tiefen Sinn der Beschäftigung Kriegsblinder nicht erfassen. Diese Entziehungen wurden jedoch zum größten Teil auf dem Rechtswege wieder rückgängig gemacht.

In der beruflichen Unterbringung der Kameraden haben wir dank der Initiative der Arbeitsverwaltung in Niedersachsen sehr erfreuliche Fortschritte gemacht. Wir können hoffen, daß es mit Hilfe des neuen „Schwerbeschädigten-Einstellungsgesetzes" gelingt, auch den letzten arbeitsfähigen Kameraden beruflich unterzubringen. Nicht so erfreulich sind die Erfahrungen, die wir auf dem Gebiete der allgemeinen Fürsorge sammeln konnten. Wir wollen jedoch hoffen, daß auch diese Sparte sich noch segensreich für unsere Kameraden entwickeln wird.

Neue Anschriften: für den 2. Landesverbandsvorsitzenden, Kam. Joachim Schubach, Hannover, Bettenserstr. 10, für den Leiter der Rentenrechtsabteilung, Kam. Wilhelm Rosenland, Hannover-Kirchrode, Ernststr. 18. Die Anschrift des Landesverbandsvorsitzenden: Albert Bierwerth, Göttingen, Hainholzweg 17. (51 304)



		Feste und Heiligennamen		Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Do	Theobald		4.16	20.35	
2	Fr	Mariä Heimsuchung		4.17	20.34	
3	Sa	Hyazint		4.17	20.34	
4	**So**	**4. n. Pfingsten / 3. n. Trinit.**		4.18	20.34	
5	Mo	Numerianus		4.19	20.34	
6	Di	Thomas Morus		4.20	20.33	
7	Mi	Willibald		4.20	20.32	
8	Do	Kilian	☽	4.21	20.32	
9	Fr	Veronika, Dieter		4.22	20.31	
10	Sa	7 Brüder		4.23	20.30	
11	**So**	**5. n. Pfingsten / 4. n. Trinit.**		4.24	20.30	
12	Mo	Felix		4.25	20.29	
13	Di	Margarete		4.26	20.28	
14	Mi	Benaventura		4.27	20.27	
15	Do	Kaiser Heinrich II.		4.28	20.27	
16	Fr	Irmgard	○	4.29	20.26	
17	Sa	Alexius		4.30	20.25	
18	**So**	**6. n. Pfingsten / 5. n. Trinit.**		4.32	20.24	
19	Mo	Vinzenz v. Paul		4.33	20.23	
20	Di	Hieronymos		4.34	20.22	
21	Mi	Praxedis		4.35	20.20	
22	Do	Maria Magdalena		4.36	20.19	
23	Fr	Apollinaris	☾	4.38	20.18	
24	Sa	Christine		4.39	20.17	
25	**So**	**7. n. Pfingsten / 6. n. Trinit.**		4.40	20.16	
26	Mo	Anna		4.42	20.14	
27	Di	Pantaleon		4.43	20.13	
28	Mi	Innozenz, Viktor		4.44	20.12	
29	Do	Martha	●	4.46	20.10	
30	Fr	Germanus		4.47	20.09	
31	Sa	Ignatius v. Loyola		4.48	20.07	



In der Zeit von Mitte 1952 bis Mitte 1953 waren wiederum wesentliche Erfolge in der Arbeits- und Berufsfürsorge zu verzeichnen. Unsere Kameraden sind dankbar dafür, daß ihnen die geeigneten Arbeitsplätze vermittelt wurden, hat ihr Leben dadurch doch wieder Zweck und Inhalt erhalten. Wir hoffen zuversichtlich, daß es durch das neue Gesetz über die Beschäftigung Schwerbeschädigter gelingen wird, den kleinen Kreis von beschäftigungslosen Kriegsblinden in Nordrhein in Kürze auf geeignete Arbeitsplätze zu bringen. Erneut weisen wir auf den Telefonistenberuf hin. Die modernen Fernsprechvermittlungsanlagen eignen sich vorzüglich für die Bedienung durch Blinde. Dazu zeichnet schnelle, zuvorkommende und höfliche Bedienung der Anrufer unsere Telefonisten aus. Sie lernen den Betrieb innerhalb kürzester Zeit genau kennen. Es wäre gut, wenn jede Telefonzentrale, die sich zur Bedienung durch Blinde eignet, auch von einem Blinden besetzt würde.

Es gelang uns auch, Bürstenmacher anderweitig beruflich zu versorgen. Wir vertreten den Standpunkt, daß sich in den Städten nur noch jene Kriegsblinden dem Handwerk widmen sollen, die keinen anderen Beruf ergreifen können. So kann den auf dem Lande wohnenden Handwerkern mehr Arbeit zugeteilt werden. Besonderer Wert muß darauf gelegt werden, daß öffentliche Dienststellen die Kriegsblinden in ihre Dienste übernehmen. Nach unseren Feststellungen beträgt die Zahl der bei verschiedensten Behörden tätigen Kriegsblinden 183 bei einer Kriegsblindenzahl von rund 900 in Nordrhein. Es befinden sich darunter 50 Telefonisten, 24 Stenotypisten, 38 in der mittleren und gehobenen und 9 in der höheren Beamtenlaufbahn. Der Rest ist als Angestellte, Masseure, Auskunftserteiler und Arbeiter tätig.

Die privaten Arbeitgeber seien nicht vergessen. Bei diesen sind Kameraden als Abteilungsleiter, Telefonisten, Stenotypisten, Magazin- und Kartonagenarbeiter, Packer und Masseure tätig. Manchmal konnten wir die erfreuliche Feststellung machen, daß der ersten Einstellung bald die zweite folgte, und zwar auf Grund der guten Erfahrung, die mit dem ersten Kriegsblinden gemacht wurde. An dieser Stelle sei allen Arbeitgebern Dank gesagt für ihr Verständnis.

Eine angemessene und gemütliche Wohnung ist für den Kriegsblinden eine Lebensnotwendigkeit. Ist er doch weit mehr als der Sehende auf sein Heim angewiesen. Der Wunsch der Kameraden, die sich z. T. noch in ganz unwürdigen Behausungen aufhalten müssen, ein Eigenheim zu errichten, ist daher verständlich. Aber der Eigenheimbau erfordert hohe Mittel, weshalb das Begehren der Kameraden nur zu einem Teil befriedigt werden konnte. In der Zeit von Mitte 1952 bis Mitte 1953 konnten 36 Kameraden in ein erworbenes oder erstelltes Haus einziehen. 16 Eigenheime befinden sich z. Z. noch im Bau. 80 Kameraden wollen noch bauen.

Die Anschriften der Bezirksleitungen im Landesverband Nordrhein sind folgende: Bezirk Aachen, Vors.: Willi Meures, Aachen, Eginhardstr. 26; Bezirk Bonn, Vors.: Hans Kraheck, Bonn, Rheinweg 84; Bezirk Duisburg, Vors.: Fritz Günther, Friedrichsfeld b. Wesel, Hindenburgstr. 45; Bezirk Düsseldorf, Vors.: Jakob Lohmann, Düsseldorf, Heinrichstr. 32; Bezirk Essen, Vors.: Willi Sänger, Essen-Rellinghausen, Oberstr. 91; Bezirk Geldern-Kleve-Moers, Vors.: Hans Schroer, Geldern, Herzogstr. 14; Bezirk M.-Gladbach, Rheydt und Umgebung, Vors.: Lambert Hütten, M.-Gladbach, Hamerweg 19; Bezirk Köln, Vors.: Fritz Vaupel, Köln, Titusstr. 26; Bezirk Rhein-Wupper-Kreis, Vors.: Heinrich Häck, Monheim (Rhein), Parkstr. 7; Bezirk Wuppertal, Vors.: Willi Hemeyer, Wuppertal-B., Sanderstr. 196. Vorsitzender des Landesverbandes ist Otto Jansen, Düsseldorf, Irmgardstr. 22. (40 862)



Feste und Heiligennamen			Sonnenlauf		NOTIZEN
1	So	**8. n. Pfingsten / 7. n. Trinit.**	4.50	20.06	
2	Mo	Gustav	4.51	20.04	
3	Di	Auff. d. hl. Stephanus	4.53	20.03	
4	Mi	Dominikus	4.54	20.01	
5	Do	Mariä Schnee	4.55	20.00	
6	Fr	Verklärung Christi ☽	4.57	19.58	
7	Sa	Kajetan	4.58	19.56	
8	So	**9. n. Pfingsten / 8. n. Trinit.**	5.00	19.54	
9	Mo	Romanus	5.01	19.53	
10	Di	Laurentius	5.03	19.51	
11	Mi	Tiburtius	5.04	19.49	
12	Do	Klara	5.06	19.47	
13	Fr	Hippolyt und Kassian	5.07	19.46	
14	Sa	Eusebius ○	5.08	19.44	
15	So	**Mariä Himmelf. / 9. n. Trinit.**	5.10	19.42	
16	Mo	Rochus	5.12	19.40	
17	Di	Rogatus	5.13	19.38	
18	Mi	Helena	5.14	19.36	
19	Do	Sebaldus	5.16	19.34	
20	Fr	Bernhard	5.18	19.32	
21	Sa	Anastasius ☾	5.19	19.30	
22	So	**11. n. Pfingsten / 10. n. Trinit.**	5.20	19.28	
23	Mo	Philipp	5.22	19.26	
24	Di	Dietrich, Bartholomäus	5.23	19.24	
25	Mi	Ludwig	5.25	19.22	
26	Do	Zephyrinus	5.26	19.20	
27	Fr	Rufus	5.28	19.18	
28	Sa	Augustinus ●	5.29	19.16	
29	So	**12. n. Pfingsten / 11. n. Trinit.**	5.31	19.14	
30	Mo	Rosa von Lima	5.32	19.12	
31	Di	Raimund	5.34	19.10	



„Das Grenzland Rheinland-Pfalz mit seinen vielen Kriegswunden ist das Land, das auch seinen Kriegsopfern das größte Verständnis entgegenbringt." Mit diesen Worten brachte Minister Junglas, der jetzige Leiter des Sozialministeriums von Rheinland-Pfalz, auf einer Kriegsblindentagung die Verbundenheit der Landesregierung mit den Kriegsopfern und insbesondere auch mit uns Kriegsblinden zum Ausdruck. Das kennzeichnet auch die Zusammenarbeit unseres Landesverbandes mit den Behörden und der gesamten Bevölkerung. Obwohl Rheinland-Pfalz ein armes Grenzland ohne nennenswerte Industrie ist, schuf es doch das beste Kriegsopferversorgungsgesetz in der Zeit vor dem Bundesversorgungsgesetz. Die beiden Hauptfürsorgestellen in Koblenz und in Neustadt haben, trotz geringerer Mittel als in anderen Bundesländern, mit Beihilfen und Darlehen in der Betreuung der 422 kriegsblinden Kameraden und Kameradinnen tatkräftigste Kriegsblindenfürsorge getrieben.

Von den Erfolgen unseres Landesverbandes gaben der auf dem Landesverbandstag Ende Mai 1953 vom damaligen Landesverbandsleiter, Kamerad Nell, abgegebene Geschäftsbericht und der Kassenbericht des Kameraden Wirscheim ein eindrucksvolles Bild. Die Zahl der kriegsblinden Eigenheimbesitzer war bis dahin auf 133 gestiegen, vielen weiteren Kameraden konnte eine bessere Wohnung beschafft werden. Die Zahl der Führhundbesitzer stieg auf 186. Durch Umschulung gelang es, die Zahl der zu beschäftigenden Handwerker von 149 auf 133 zu senken, von denen 80 durch die Hauptgeschäftsstelle unserer Kriegsblindenhandwerkerfürsorge in Kruft und 53 von der Zweigstelle in Neustadt versorgt werden. Eine beträchtliche Anzahl der umgeschulten Kameraden konnte schon hauptsächlich als Telefonisten bei Behörden untergebracht werden, mehrere befinden sich noch in der Ausbildung. Da die Mehrzahl der Kriegsblinden unseres Landes sehr entlegen in den Dörfern der Eifel, des Hunsrücks, des Wester- und des Pfälzer Waldes wohnen, sind die berufliche Unterbringung und die fürsorgerische Betreuung mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. So ist die Zahl der zu betreuenden Handwerker doch noch viel zu groß, wenn es auch wiederum gelang, den Umsatz von 500 000,— DM des Vorjahres auf 564 000,— DM im Berichtsjahr zu steigern. Damit wurden verhältnismäßig die Umsätze schon jahrzehntelang tätiger anderer Kriegsblindenhandwerkereinrichtungen überflügelt.

Die Bezirksleitungen liegen immer noch weiter in den Händen der bisherigen erfahrenen und erfolgreich tätigen Kameraden: Kamerad Pung für den Bezirk Koblenz, Kamerad Platz für den Bezirk Pfalz, Kamerad Rzegotta für den Bezirk Trier und neuerdings Kam. Boller für Bezirk Mainz. Trotz des lebhaften Wunsches der Kameraden ließ sich Kamerad Nell nicht bewegen, eine Wiederwahl zum Landesverbandsleiter anzunehmen, da er durch die Geschäftsführung der Kriegsblindenhandwerkerfürsorge zu sehr in Anspruch genommen sei. Da ja auch Kamerad Dr. Plein infolge seiner beruflichen Wiederverwendung als Richter beim Landgericht in Koblenz seine Tätigkeit als Vorsitzender des Kriegsblindenbundes in Bonn niedergelegt habe, schlug er diesen als Landesverbandsleiter vor. Obwohl Dr. Plein sich bereit erklärte, Kamerad Nell bei seiner Tätigkeit zu unterstützen, und ihn dringend bat, die Landesverbandsleitung weiter zu übernehmen, beharrte er auf seiner Weigerung. Daraufhin wurde Kamerad Dr. Plein, Mürlenbach (Eifel), zum Landesverbandsleiter von Rheinland-Pfalz gewählt. Im übrigen wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt, und da der Geschäftsführer der Handwerkerfürsorge, Kamerad Nell, auch dem Landesverbandsvorstand angehören soll, auf 6 Vorstandsmitglieder erweitert. **(45 302)**



Feste und Heiligennamen			Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Mi	Aegidius	5.35	19.08	
2	Do	Stephan	5.37	19.06	
3	Fr	Mansuetus	5.38	19.04	
4	Sa	Rosalia	5.40	19.02	
5	**So**	**13. n. Pfingst. / 12. n. Trinit.** ☽	5.41	18.59	
6	Mo	Magnus	5.43	18.57	
7	Di	Regina	5.44	18.55	
8	Mi	Mariä Geburt	5.46	18.53	
9	Do	Gorgonius	5.47	18.51	
10	Fr	Nikolaus v. Tolentino	5.49	18.48	
11	Sa	Protus	5.50	18.46	
12	**So**	**14. n. Pfingst. / 13. n. Trinit.** ○	5.52	18.44	
13	Mo	Leutberta, Notburga	5.53	18.42	
14	Di	Kreuzerhöhung	5.55	18.40	
15	Mi	7 Schmerzen Mariä	5.56	18.38	
16	Do	Cornelius	5.58	18.35	
17	Fr	Lambert	5.59	18.33	
18	Sa	Titus	6.01	18.31	
19	**So**	**15. n. Pfingst. / 14. n. Trinit.** ☾	6.02	18.29	
20	Mo	Eustachius	6.04	18.26	
21	Di	Matthäus Ev.	6.05	18.24	
22	Mi	Moritz	6.07	18.22	
23	Do	Thekla	6.08	18.20	
24	Fr	Johannis Empf.	6.10	18.18	
25	Sa	Kleophas	6.11	18.16	
26	**So**	**16. n. Pfingsten / 15. n. Trinit.**	6.13	18.13	
27	Mo	Kosmas und Damian ●	6.14	18.11	
28	Di	Wenzel	6.16	18.09	
29	Mi	Michaelis	6.17	18.07	
30	Do	Hieronymus	6.19	18.04	



Mehr als 300 Kriegsblinde wohnen in Schleswig-Holstein. Das ist eine für die wirtschaftlich nicht gerade günstigen Gegebenheiten dieses Landes sehr erhebliche Zahl, zumal hier der Prozentsatz der ostvertriebenen Kameraden weit höher liegt als in anderen Landesverbänden. Vor dem zweiten Weltkrieg lebten hier nur 58 Kriegsblinde. Unsere Organisation stand also in den letzten Jahren hier vor größten Schwierigkeiten, insbesondere weil die geringe Industrialisierung des Landes eine Arbeitsbeschaffung für Kriegsblinde ständig erschwert. Soweit die Kameraden auf entlegenen Dörfern wohnen, müssen sie durchweg als ungenügend beschäftigte Bürstenmacher tätig sein. Die Umschulung von Bürstenmachern für Büro- oder Industrieberufe kann hier nur Sinn haben, wenn gleichzeitig in den Städten Wohnraum beschafft wird. Die Wohnungsnot ist aber auch unter den Kriegsblinden noch sehr spürbar. 5,5 Prozent der Kameraden müssen immer noch auf eine Wohnung warten, doch hat der Landesverband energische Maßnahmen ergriffen, um auch diesen Kameraden wieder zu einem eigenen Herde zu verhelfen. Erfreulich ist es, daß es gelungen ist, immerhin mehr als 40 Kameraden unter Auswertung der Kapitalabfindung ihrer Versorgungsrente in den letzten Jahren ein Eigenheim zu verschaffen.

Bei allen Sorgen, die uns gerade in Schleswig-Holstein ständig zu schaffen machen, dürfen wir doch mit den Erfolgen zufrieden sein, die wir nach dem Kriege und nach dem Wiederaufleben unserer Organisationsarbeit bis zum heutigen Tage erreichen konnten. Wenn wir uns einen Überblick über die Entwicklung der letzten Jahre verschaffen, so ist festzustellen, daß mit dem ungewöhnlichen Anwachsen der Mitgliederzahl ein Anwachsen der Berufstätigkeit Hand in Hand geht, was keineswegs selbstverständlich ist. Im Jahre 1946 hatten wir 111 Mitglieder, von denen 41 berufstätig waren, 1947 = 262 Mitglieder mit 68 Berufstätigen, 1948 = 298 Mitglieder mit 92 Berufstätigen, 1949 = 324 Mitglieder mit 111 Berufstätigen, 1950 = 311 Mitglieder mit 120 Berufstätigen, 1951 = 311 Mitglieder mit 137 Berufstätigen, 1952 = 306 Mitglieder mit 148 Berufstätigen. Im Sommer 1953 zählte der Landesverband 302 kriegsblinde Mitglieder (darunter 7 Kameradinnen), von denen 151 im Berufsleben stehen. Trotz dieser stetig ansteigenden Kurve suchen aber immer noch 31 Kriegsblinde einen Arbeitsplatz. Wir hoffen, mit Hilfe des neuen Schwerbeschädigtengesetzes recht bald auch diesen Kameraden wieder ein erfülltes und befriedigendes Leben verschaffen zu können, denn Arbeit ist die beste Medizin gegen alle Depressionen und Grübeleien, die einem Kriegsblinden das Leben zur Last machen können.

Eine besondere Aufgabe ist die berufliche Unterbringung möglichst vieler Kameraden, die jetzt noch als Bürstenmacher der „St.-Georg"-Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft für Schleswig-Holstein und Hamburg angehören und durchweg eine nur unzulängliche Beschäftigung haben. Hier richtet sich aber unser Appell auch immer wieder an die Öffentlichkeit, für die es eine Selbstverständlichkeit sein sollte, ihren Bedarf an Besen und Bürsten bei den Kriegsblinden zu decken. Mit Dankbarkeit wollen wir aber anerkennen, daß wir bei vielen Betrieben, Behörden und Privatleuten dafür Verständnis finden, wie überhaupt eine gute Zusammenarbeit mit anderen Organisationen und Behörden unsere gesamte Tätigkeit erleichtert hat.

Am 7. Juni wurde bei der Jahresversammlung unseres Landesverbandes in Neumünster ein neuer Vorstand gewählt. Vorsitzender blieb Bruno Eggers, Neumünster, Klosterstraße 107. Sein Stellvertreter ist Walter Klamann in Bad Oldesloe, der Schriftführer ist Heinz Koebke (Raisdorf), Schatzmeister: Kurt Schröder (Lübeck), Beisitzer: Hans Boyens (Fockbek). Für den Bezirk Nord ist Momme Jensen zuständig (Flensburg, Bahnhofstraße 34), für den Bezirk Mitte Herbert Strauchmann (Kiel, Arfradestraße 29), für den Bezirk Süd Wilhelm Hinzpeter als Stellvertreter (Grabau, Kr. Lauenburg). (45 305)



Feste und Heiligennamen			Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Fr	Remigius	6.20	18.02	
2	Sa	Schutzengelfest	6.22	18.00	
3	**So**	**17. n. Pfingsten / 16. n. Trinit.**	6.24	17.58	
4	Mo	Franziskus v. Assisi	6.25	17.56	
5	Di	Plazidus	6.27	17.54	
6	Mi	Bruno	6.28	17.52	
7	Do	Rosenkranzfest	6.30	17.49	
8	Fr	Brigitta	6.31	17.47	
9	Sa	Dionysius	6.33	17.45	
10	**So**	**18. n. Pfingsten / 17. n. Trinit.**	6.34	17.43	
11	Mo	Mutterschaft Mariä	6.36	17.41	
12	Di	Maximilian	6.38	17.39	
13	Mi	Eduard	6.39	17.37	
14	Do	Kallistus I	6.41	17.35	
15	Fr	Theresia, Thekla	6.42	17.33	
16	Sa	Gallus	6.44	17.31	
17	**So**	**19. n. Pfingsten / 18. n. Trinit.**	6.44	17.29	
18	Mo	Lukas	6.47	17.27	
19	Di	Petrus v. Alkantara	6.49	17.25	
20	Mi	Wendelin	6.50	17.23	
21	Do	Ursula	6.52	17.21	
22	Fr	Cordula	6.54	17.19	
23	Sa	Herfried	6.55	17.17	
24	**So**	**20. n. Pfingsten / 19. n. Trinit.**	6.57	17.15	
25	Mo	Crispinus	6.59	17.13	
26	Di	Evavistus	7.00	17.11	
27	Mi	Sabina	7.02	17.09	
28	Do	Simon und Judas	7.04	17.07	
29	Fr	Narzissus	7.05	17.06	
30	Sa	Serapion	7.07	17.04	
31	**So**	**Christkönigsf./Reformationsf.**	7.08	17.02	



Die Schaffung des Südweststaates, d. h. der Zusammenschluß des ehemaligen Landes Südbaden mit Württemberg-Baden, hat in der Kriegsblindenfürsorge keine wesentlichen Veränderungen gebracht. Die Organisation, der „Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V., Landesverband Baden", bleibt vorläufig als selbständiger Verband bestehen und arbeitet ähnlich wie im Land Nordrhein-Westfalen, wo es gleichfalls einen selbständigen Landesverband Nordrhein und einen Landesverband Westfalen gibt. Die Arbeitsfürsorge liegt weiterhin im Aufgabenbereich der Süddeutschen Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft, gem. eGmbH.

Wenn im Jahre 1952 infolge Fehlens eines Schwerbeschädigten-Einstellungsgesetzes keine wesentlichen Fortschritte in der Berufsfürsorge erzielt werden konnten, so wurden dagegen die Bauvorhaben restlos durchgeführt. 20 Kameraden haben im Rahmen des Bundeswohnungsbaugesetzes ein Eigenheim mit Einliegerwohnungen erstellt. Die Finanzierung konnte nicht in allen Fällen sichergestellt werden, weil Südbaden der einzige Landesteil ist, welchem aus Ablösungsgeldern über die Hauptfürsorgestelle Darlehen für den Wohnungsbau Kriegsblinder nicht gegeben werden konnten. Die Einstellungsquote nach dem alten Schwerbeschädigtengesetz beträgt in Südbaden leider nur 2 v. H., wonach Ablösungsgelder, aus welchen Hilfe für Schwerbeschädigte geleistet werden könnte, fast gar nicht eingehen. Das neue Schwerbeschädigtengesetz tritt im alten Südbaden — dem jetzigen Regierungspräsidium Freiburg — mit seinen Auswirkungen praktisch erst ab 1. 11. 1953 in Kraft. Wir wollen hoffen, daß Ende des Jahres die lang ersehnte Gleichstellung gegenüber anderen Ländern des Bundes erzielt wird und unseren Kameraden die notwendige Hilfe in Form von Darlehen usw. gesichert wird.

Im Jahre 1953 sind 6 Ostzonen-Flüchtlinge und 5 Umsiedler nach Südbaden gekommen. Der derzeitige Mitgliederstand beträgt 152. Von noch 21 stellungsuchenden Kameraden konnten im Jahre 1953 bisher 5 Kriegsblinde in feste Arbeitsplätze vermittelt werden. Die Süddeutsche Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft beschäftigt 66 kriegsblinde Bürstenmacher, 2 Mattenflechter und 1 Korbflechter. Infolge Mangels an Arbeitsaufträgen können die Kameraden nur mit 40 v. H. ihrer Arbeitsleistung ausgelastet werden. Wir hoffen aber, daß durch das neue Schwerbeschädigtengesetz und durch das Gesetz über den Vertrieb von Blindenwaren unser Auftragsbestand sich merklich erhöhen wird, um die Beschäftigungslage weitestgehend verbessern zu können. Bemerkenswert ist, daß 5 Kameraden, welche neben ihrer Erblindung noch einen Arm verloren haben, von unserer Arbeitsgemeinschaft als Bürstenmacher und Mattenflechter beschäftigt werden. Einmalig ist die Leistung eines Kameraden, der vollkommen erblindet ist und beide Hände verloren hat. Er hat im Februar 1953 seine Arbeit als Mattenflechter aufgenommen. Es bedeutet einen ungewöhnlichen Aufwand an Energie, mit zwei Hilfsgriffen, die an den Armstümpfen befestigt werden, Fußmatten aus Kokosgarn ohne fremde Hilfe herzustellen. Seine Erzeugnisse sind qualitätsmäßig der Arbeit sehender Handwerker unbedingt gleichzustellen. Ein kriegsblinder Ohnhänder, der neben diesen ungeheuerlichen Verletzungen noch praktisch gehörlos ist, betätigt sich seit längerem als Schriftsteller.

So bemühen wir uns auch in unserem kleinen Landesverband, mit den Schwierigkeiten fertig zu werden, die nur zu meistern sind, wenn wir Kriegsblinden uns gegenseitig helfen. Das geschieht nicht nur mit der Betreuung der Bürstenmacher, deren Zahl prozentual in keinem Landesverband so hoch liegt wie bei uns, das geschieht auch mit Rat und Hilfe in vielfältiger anderer Hinsicht und nicht zuletzt mit einem ermutigenden Wort von Kamerad zu Kamerad.

Landesverbandsvorsitzender des Landesverbandes Baden im Bund der Kriegsblinden Deutschland e. V. ist wie bisher Ing. Alfons Schramm, Freiburg/Br., Kirner Straße 11.



Feste und Heiligennamen				Sonnenlauf		NOTIZEN
1	**Mo**	**Allerheiligen**		7.10	17.00	
2	**Di**	**Allerseelen**		7.12	16.59	
3	Mi	Hubert	☽	7.14	16.57	
4	Do	Karl Borromäus		7.15	16.55	
5	Fr	Zacharias		7.17	16.54	
6	Sa	Leonhard		7.18	16.52	
7	**So**	**22. n. Pfingsten / 21. n. Trinit.**		7.20	16.50	
8	Mo	Egbert, Gottfried		7.22	16.49	
9	Di	Theodorus		7.24	16.47	
10	Mi	Justus	●	7.25	16.46	
11	Do	Martin		7.27	16.44	
12	Fr	Kunibert		7.28	16.43	
13	Sa	Alberich		7.30	16.42	
14	**So**	**23. n. Pfingsten / 22. n. Trinit.**		7.32	16.40	
15	Mo	Leopold		7.33	16.39	
16	Di	Othmar, Gertrud		7.35	16.38	
17	**Mi**	**Buß- und Bettag**	☾	7.37	16.36	
18	Do	Maximus		7.38	16.35	
19	Fr	Elisabeth		7.40	16.34	
20	Sa	Felix v. Valois		7.42	16.33	
21	**So**	**24. n. Pfingsten / Totensonnt.**		7.43	16.32	
22	Mo	Cäcilia		7.44	16.31	
23	Di	Clemens		7.46	16.30	
24	Mi	Chrysogonus		7.48	16.29	
25	Do	Katharina	●	7.49	16.28	
26	Fr	Konrad		7.51	16.27	
27	Sa	Virgilius		7.52	16.26	
28	**So**	**1. Adventsonntag**		7.54	16.26	
29	Mo	Friedrich, Eberhard		7.55	16.25	
30	Di	Andreas		7.56	16.24	



Westfalen, das Land der Roten Erde, scheint ein Land der Gegensätze zu sein. Flaches Tiefland in der nördlichen Hälfte, der Süden dagegen gebirgig mit Höhen bis 840 m; Schwerindustrie im Ruhrgebiet, daneben das uralte Bauernland Herzog Wittekinds. Aber der Mensch, der Westfale, er ist aus einem Guß, ob Kumpel, Bauer oder Fabrikarbeiter. In diesem Land der Arbeit wurde die Berufsfürsorge von unseren Bezirksleitern durch tatkräftige Unterstützung der Hauptfürsorgestellen und der Arbeitsämter intensiv vorangetrieben. Es gelang, in einzelnen Bezirken sämtliche Arbeitsuchenden unterzubringen.

Zur Zeit werden beschäftigt: selbständige Masseure 20, angestellte Masseure 23, Telefonisten und Postangestellte 88, Stenotypisten und Auskunftserteiler 4, Lehrer, Künstler, Beamte usw. 32, Juristen 8, Arbeiter in Betrieben (Ankerwickler, Sortierer, Packer, Bürstenmacher usw.) 82; in selbst. Berufen als Kaufleute, Gastwirte, Landwirte, Totostelleninhaber, Bürstenmacher usw. 70. In Ausbildung befinden sich noch 28 Kriegsblinde. 228 Kriegsblinde sind an einer beruflichen Tätigkeit wegen der Schwere ihres Leidens oder wegen zu hohen Alters nicht mehr interessiert. 22 Kriegsblinde suchen noch einen Arbeitsplatz.

Die Kriegsblinden-Handwerker-Fürsorge Nordrhein-Westfalen („KHF") mit dem Sitz in Dortmund-Marten, Bärenbruch 25, ist als gemeinnütziges Unternehmen anerkannt. Erfreulicherweise konnte die Zahl der ihr angeschlossenen Handwerker gesenkt werden, so daß die Zahl der Beschäftigten z. Z. 186 beträgt. Hierin sind 71 aus Nordrhein und 115 aus Westfalen enthalten. Sie erhalten durch die Kriegsblinden-Handwerker-Fürsorge die Rohstoffe zur Anfertigung von Bürsten, Besen, Fußmatten und Körben zugewiesen. Den Vertrieb nimmt die „KHF" vor. Wenngleich sich der Umsatz im Jahre 1953 gegenüber dem Vorjahre steigerte, so ist die Beschäftigung der Handwerker noch ungenügend. Die Geschäftsleitung setzt alles daran, um den Beschäftigungsgrad zu erhöhen. Die „KHF" beabsichtigt, in Kürze eigene Betriebsräume zu errichten, da die jetzigen unzureichend sind und auch in ihrer Beschaffenheit dem Ansehen der Kriegsblinden nicht entsprechen. Ein geeignetes Grundstück wurde der „KHF" durch die Stadtverwaltung Dortmund im Wege des Erbbaurechts in Dortmund-Mitte zur Verfügung gestellt. Nach wie vor liegt die Leitung der „KHF" in den Händen unseres Kameraden Wilhelm Scharra.

Von den 783 in Westfalen zu betreuenden Kriegsblinden haben 205 Kameraden außer ihrer Blindheit weitere schwere Verletzungen davongetragen, darunter 14 Ohnhänder. 27 Kriegsblinde sind weiblichen Geschlechts.

Außer der versorgungsrechtlichen und fürsorgerischen Betreuung gilt es, den Kameraden bei der Wohnraumbeschaffung behilflich zu sein. Die Herstellung von Eigenheimen hat in den ländlichen Bezirken gute Anfangserfolge gezeitigt, dagegen ist in den Großstädten die Beschaffung von Baugelände sehr kostspielig und nicht immer im Erbpachtwege zu erreichen.

In Münster befinden sich das Landesversorgungsamt Westfalen, die Landesversicherungsanstalt Westfalen und die Hauptfürsorgestelle Münster; durch den Sitz unserer Geschäftsstelle an diesem Ort ist eine gute Zusammenarbeit mit den Behörden gewährleistet. — Neu eingerichtet wurden im Vorstand unseres Landesverbandes das Sachgebiet Siedlung und Lastenausgleich (Bearbeiter: Karl Schleheck, Detmold, Theaterplatz 5) und das Sachgebiet für Invaliden- und Angestelltenrenten (Bearbeiter: Helmut Dorf, Bochum, Weiherstr. 52). Die Landesverbandsgeschäftsstelle befindet sich in Münster/Westf., Pleistermühlenweg 71 (Tel. 36198) und wird von dem Vorsitzenden Heinrich Schütz geleitet. (45 382)



Feste und Heiligennamen				Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Mi	Elegius		7.58	16.24	
2	Do	Bibiana		7.59	16.23	
3	Fr	Franz Xaver	☽	8.00	16.23	
4	Sa	Barbara		8.02	16.22	
5	**So**	**2. Adventsonntag**		8.03	16.22	
6	Mo	Nikolaus		8.04	16.21	
7	Di	Ambrosius		8.05	16.21	
8	Mi	Mariä Empfängnis		8.06	16.21	
9	Do	Valerian		8.08	16.20	
10	Fr	Witgar	○	8.09	16.20	
11	Sa	Damasus		8.10	16.20	
12	**So**	**3. Adventsonntag**		8.11	16.20	
13	Mo	Lucia		8.12	16.20	
14	Di	Nikasius		8.12	16.20	
15	Mi	Rainald, Johanna		8.13	16.20	
16	Do	Adelheid		8.14	16.20	
17	Fr	Lazarus	☾	8.15	16.21	
18	Sa	Christoph		8.16	16.21	
19	**So**	**4. Adventsonntag**		8.16	16.21	
20	Mo	Christian		8.17	16.22	
21	Di	Thomas		8.18	16.22	
22	Mi	Irmina		8.18	16.23	
23	Do	Viktoria		8.19	16.23	
24	**Fr**	**Heiliger Abend**		8.19	16.24	
25	**Sa**	**1. Weihnachtstag**	●	8.20	16.24	
26	**So**	**2. Weihnachtstag**		8.20	16.25	
27	Mo	Joh. Evangelist		8.20	16.26	
28	Di	Unschuldige Kinder		8.20	16.26	
29	Mi	Thomas v. Canterbury		8.21	16.27	
30	Do	David		8.21	16.28	
31	**Fr**	**Silvester**		8.21	16.29	



Die meisten Deutschen sehen gern in den Ländern Württemberg und Baden ein Gebiet, in welchem Milch und Honig fließt und wo man gemeinhin glücklich und sorgenlos zu leben vermag. Daß es aber nicht gar so einfach zugeht, beweisen die mancherlei Sorgen, die den dortigen Landesverband des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands e. V. bewegen. Gewiß, die Kunst zu leben, kennt man hier besser als in vielen anderen deutschen Landschaften, und bei den Kriegsblinden zeigt sich das z. B. in einer sehr herzlichen und regen Kameradschaft, die mit vielerlei kleinen und großen Veranstaltungen vom Kriegsblindenbund gefördert wird, aber die Sorgen sind hier nicht geringer als anderswo. Das zeigt sich vor allem auf dem schwierigen Gebiet der Handwerkerfürsorge, die traditionellerweise im Vordergrund der Arbeit steht, schon deshalb, weil ein ungewöhnlich hoher Prozentsatz unserer Kameraden im Handwerk tätig ist.

Die Zahl der Handwerker in der Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft für Württemberg und Baden, gem. GmbH., Stuttgart, ist von 275 auf 251 zurückgegangen. Leider hat sich diese Zahl nicht in dem Maße verringert, wie es im Interesse der übrigen Handwerker angestrebt wird. Einerseits rührt das von der neuerlichen Aufnahme von 6 Flüchtlingen als Handwerker her und andererseits von der immer noch sehr mangelnden Unterbringungsmöglichkeit in der Industrie. Der Umsatz konnte erfreulicherweise trotz der immer wieder auftretenden Schmutzkonkurrenz und trotz einigen anderen unerfreulichen Hemmnissen, wie Auftreten der Maul- und Klauenseuche in verschiedenen Absatzgebieten, mit einem geringfügigen Unterschied auf der Höhe des Vorjahres gehalten werden. Um die Handwerker voll beschäftigen zu können, wären natürlich Umsatzsteigerungen von größter Notwendigkeit. Um dies zu ermöglichen, gilt der Kampf weiterhin in verstärktem Maße der Abwehr unlauterer Geschäftemacher, welche die Kriegsblinden als Aushängeschild benützen. Vom neuen Blindenwarenschutzgesetz wird nun erhofft, daß es vielen dieser unsauberen Personen und Firmen das Handwerk legt.

Der Landesverband Württemberg-Nordbaden kann wieder auf eine reichhaltige und ersprießliche Tätigkeit auf dem Gebiete der Betreuung und Fürsorge zurückblicken und ist immer wieder hilfsbereit dort eingesprungen, wo es die seelische und wirtschaftliche Not bei den Kameraden erforderlich machte, was nicht zuletzt auf die tatkräftige Initiative und die soziale Einstellung des 1. Vorsitzenden zurückzuführen ist, welcher für seine 25jährige aufopferungsvolle Arbeit vom Bundespräsidenten mit der Verleihung des Verdienstkreuzes am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik geehrt wurde. Er war es auch, der wieder einer Reihe von Kameraden zu einem Eigenheim verholfen hat.

Von dem der „Selbsthilfe württemberg-badischer Kriegsblinder e. V." gehörenden Kriegsblinden-Kurheim (Rudolf-Schnaitmann-Haus), Wildbad, kann berichtet werden, daß sich dieses Heim in immer steigendem Maße des Zuspruchs von Kameraden aus allen Landesverbänden erfreut, dank der wunderbaren Lage in halber Höhe des Sommerbergs, im Herzen des Schwarzwaldes mit seiner ozonreichen Luft, dank der für jeden Kameraden und deren Ehefrauen möglichen Inanspruchnahme der weltbekannten, wunderwirkenden Heilquellen und nicht zuletzt dank der allseits lobend hervorgehobenen, vorzüglichen Küche mit ihrer abwechslungsreichen Speisenfolge und der im Heim käuflichen, gepflegten und preiswürdigen Weine. Ein Foto im Innern dieses Jahrbuches möge einen Eindruck von der Schönheit des Heimes geben.

Die Anschrift des Landesverbandsvorsitzenden lautet wie bisher: Rudolf Schnaitmann, Stuttgart-W., Hermannstraße 13.

(40 842/45 389)

Kriegserblindung als Aufgabe

Von Oberstudienrat Dr. Hans L u d w i g , 1. Bundesvorsitzender

Niemand wird bestreiten, daß der jähe Verlust des Augenlichtes für den Betroffenen seelisch und körperlich eine Katastrophe bedeutet. Aus der Helligkeit des Tages werden Menschen in der Vollkraft ihrer Jugend- und Mannesjahre in die Finsternis geworfen und mit einem Schlage zu Krüppeln gemacht. Das Auge ist der Spiegel der Seele. So manches harte Wort würde nicht gesprochen, so manche böse Tat vermieden und so manches Mißverständnis rasch beseitigt werden, wenn wir dem andern ins Auge sehen könnten. Mit den Augen sehen wir die Schönheiten der Natur und nehmen das Bild einer Landschaft in uns auf. Mit den Augen betrachten wir die Schöpfungen der Kunst, ein Bild, eine Plastik oder die Meisterwerke der Baukunst. Mit den Augen lesen wir die Schriftwerke der Dichtung und Wissenschaft und folgen der Darstellung in Bühne und Film.

Das alles erscheint mit einem Male in die Katastrophe der Erblindung mit hineinversunken in ewige Nacht. In zahlreichen Fällen kommt zu dem Verlust des Augenlichtes noch ein weiterer Körperschaden hinzu, der den Betroffenen in seiner körperlichen Bewegungsfreiheit oft so stark behindert, daß er in allen Lebensfunktionen auf sehende Hilfe angewiesen ist. Im Dienste für Volk und Vaterland haben diese Menschen gestanden und bei der Erfüllung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten ihr Augenlicht verloren und weitere Körperschäden davongetragen. Der Krieg hat ihnen Wunden geschlagen, die niemals ganz heilen. Welch seelischer Kampf hier durchgekämpft wird, vermag nur der zu ermessen, der durch das dunkle Tal der Erblindung gegangen ist und der von außen her die nötige Einfühlungsgabe besitzt, sich in das Leben anderer hineinzuversetzen.

Viele sind an diesem inneren Kampf zerbrochen und sind nicht fertig geworden mit ihrem Schicksal. Andere verharren in Bitterkeit, sie hadern mit dem Schicksal und betäuben sich krampfhaft. Die weitaus größte Zahl aber hat das Schicksal gemeistert und sich das Leben neu gestaltet. Die deutschen Kriegsblinden sind unter dem Schicksal der Erblindung, das sie so jäh traf, nicht zusammengebrochen, sondern



Spürt man hier nicht, mit welcher Liebe und Hingabe dieser kriegsblinde Handwerker bei der Arbeit ist? Oft hat er aber nur zwei Stunden am Tage zu tun, weil es an Aufträgen fehlt. Enttäuscht und grübelnd sitzt er dann untätig da und muß sich für ein nutzloses Wrack halten. Foto: Brunzendorf

sie haben die Niederlage in eine sittliche Aufgabe umgewandelt, zu einer Aufgabe an sich selbst und zu einer Aufgabe für andere. „Wenn es etwas gibt, gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mensch, der's unerschüttert trägt." Dies Dichterwort haben die Kriegsblinden beider Weltkriege erfüllt. Die Wege sind je nach Veranlagung und Willen verschieden, die der einzelne Kriegsblinde zur Erfüllung dieser Aufgaben eingeschlagen hat, und der Weg ist wieder bestimmt worden durch das jeweilige Ziel, das er sich gesteckt hat.

Von außen sind helfende Hände gereicht worden. Versorgungs- und Fürsorgeeinrichtungen und eine planvolle Gesetzgebung haben die Voraussetzungen geschaffen, das Leben neu zu beginnen und positiv zu gestalten. Die deutschen Kriegsblinden stehen nicht abseits und fern des flutenden Lebens in Volk und Staat, sondern sind Glieder ihres Volkes wie alle. Sie haben Familien gegründet und Kinder erzogen. Sie haben sich eine berufliche Existenz geschaffen und nehmen aktiv, ein jeder in seinem Lebenskreis, am sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben teil, das die Umwelt bietet.

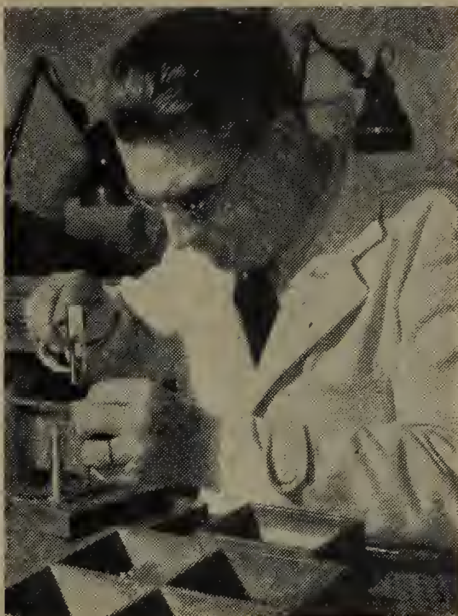
Dies Jahrbuch berichtet von dem Leben und Schaffen der deutschen Kriegsblinden. Es kündet von den Fähigkeiten und Leistungen einzelner und legt Zeugnis ab von der Arbeit in der Gemeinschaft. Kriegserblindung als Aufgabe für den einzelnen und die Gemeinschaft, so lautet die Losung. In den Lazaretten und Umschulungsheimen trafen die Kameraden mit andern zusammen, die das gleiche Schicksal tragen. Erfahrungen wurden ausgetauscht und Freundschaften fürs Leben geschlossen. Wie es kein Einzelleben gibt, sondern jeder Mensch auf seine Mitmenschen und ihre Gemeinschaft angewiesen ist, so auch der Kriegsblinde. So haben sich bereits während des ersten Weltkrieges die Kriegsblinden zum „Bund erblindeter Krieger" zusammengeschlossen, um ihre Belange selbst zu vertreten, sich gegenseitig Hilfe zu leisten und ihre Forderungen gegenüber Staat und Gesellschaft durchzusetzen. Es war der erste Kriegsopferverband in Deutschland.

Durch den zweiten Weltkrieg hat sich die Zahl der Kriegsblinden, die seit 1949 im „Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V." neu zusammengefaßt sind, mehr als verdreifacht. Sie beträgt allein im Bundesgebiet fast 7000. Hinzu kommen noch etwa dreitausend kriegsblinde Kameraden der Sowjetzone, die unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen unserer Schicksalsgemeinschaft nicht angehören können und die wir namentlich nicht einmal

---

Anschrift des Kriegsblindenbundes

Die Bundesgeschäftsstelle des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands e. V. hat die Anschrift: B o n n , Schumannstr. 35 (Tel. 2 23 35).



Dieser Kriegsblinde war vor seinem Wehrdienst Goldschmied. Jetzt leistet er, allein auf das Feingefühl seiner Fingerspitzen angewiesen, Präzisionsarbeit bei der Herstellung der Leica in den Leitz-Werken, Wetzlar.



So bereitete sich der kriegsblinde Jurist Fritz Baumgarte aus Bremen auf seine Assessorprüfung vor. Von der Blindenhochschulbücherei Marburg ließ er sich vielfältige wissenschaftliche Literatur schicken, die er mit den Fingerspitzen liest. Als ehemaliger Ingenieur hat er zur Feierabendzeit Freude am Basteln. Seine Frau war anfangs seine „Schwester", nämlich im Lazarett.



Oberstudienrat Dr. Hans Ludwig, 1. Vorsitzender des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands e. V., erblindete im 1. Weltkrieg und erarbeitete sich dann Abitur und Studium.

alle erfaßt haben. Dieser „Bund der Kriegsblinden" bildet in seiner Struktur, wie es ein Kamerad einmal richtig formulierte, einen Querschnitt durch unser ganzes Volk. Er stellt in seinem organisatorischen Aufbau ein Abbild im kleinen dar, wie ihn der staatliche Aufbau der Bundesrepublik im großen zeigt. Seine obersten Organe sind hier wie dort der Bundestag, der Bundesbeirat, der von den Vorsitzenden der Landesverbände gebildet wird, und der Bundesvorstand, der gleichsam die Regierung darstellt. Der Bund gliedert sich einschließlich West=Berlin in zwölf Landesverbände und sechzig Bezirke. Dieser Bund bildet eine geschlossene Einheit nach außen und innen und läßt zugleich der Selbständigkeit und Selbstverwaltung der Landesverbände weitesten Spielraum. Einheitlichkeit in der Zielsetzung und Erfüllung der hohen Aufgabe, die Kameraden in ihren persönlichen, beruflichen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Anliegen zu fördern und zu unterstützen, und Mannigfaltigkeit der Mittel und Wege zu ihrer Erreichung.

Unser Bund umschließt *alle Stände und Berufe:* Handwerker und Geistesarbeiter, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Angestellte und Beamte, Industriearbeiter, Landwirte und Kaufleute. Er birgt in sich alle Spannungen und Gegensätze, die unser Volksleben im ganzen durchziehen. Zentrales Denken und landschaftlich gebundene Form stehen in ständiger Wechselwirkung wie Pol und Gegenpol zueinander, ziehen sich an, ergänzen sich in ihren Aufgaben für das Ganze und geraten in Spannung miteinander. An pulsierendem, spannungsreichem Leben hat es in unserer Kriegsblindenschicksalsgemeinschaft nie gefehlt. Der Kampf um die Gestaltung und Förderung der eigenen Lebens= und Berufsexistenz und um die Betreuung der Kameraden hält die Kräfte all derer, die an verantwortlicher Stelle stehen, stets rege. Unser Kriegsblindenbund ist gleichsam eine kleine Welt für sich und nimmt doch so unmittelbar an dem öffentlichen und privaten Leben und Geschehen unseres Volks= und Staatslebens teil.

Groß und mannigfach sind die Aufgaben, die dem Bund und seinen Organen heute gestellt sind. Auch in ihnen spiegelt sich das Ganze unseres Volks= und Staatslebens wider. Aufbau und Ausbau der Organisation, die in ständigem Fluß bleibt und sich den gegebenen Forderungen der Zeit anpaßt; Arbeits= und Berufsfürsorge, die darauf abzielt, die kriegsblinden Kameraden in eine ihren Fähigkeiten und Kräften angemessene *Berufstätigkeit* zu bringen und sie im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten in den allgemeinen Arbeitsprozeß einzugliedern.

Daneben steht als besonderes Aufgabengebiet die *Erholungsfürsorge,* um den Kameraden, deren Nerven und Kräfte im Beruf und im öffentlichen Verkehrsleben stärker angespannt und verbraucht werden, die erforderliche Erholung zu schaffen und sie neue Kräfte für den Daseinskampf ihres Lebens sammeln zu lassen. Und die sieben Kur= und Erholungsheime unseres Bundes sind zugleich Stätten fröhlicher Geselligkeit und fördern die kameradschaftliche Verbundenheit. Sie bieten Gelegenheit zum Erfahrungsaustausch und zu geistiger Anregung.

Da ist ferner als selbständiger Aufgabenkreis die *Handwerksfürsorge,* die in sog. Arbeitsfürsorgeeinrichtungen unseren kriegsblinden Handwerkern, die es heute im Konkurrenzkampf mit der Industrie so schwer haben, eine einigermaßen gesicherte Existenz schafft. Von Kriegsblinden geleitet, stellen die Arbeitsfürsorgeeinrichtungen einen fest umgrenzten Wirtschaftsfaktor dar, den kennenzulernen es sich schon lohnt.

. Und da ist nicht zuletzt das Aufgabengebiet des *Wohnungs= und Siedlungswesens,* das vom Bunde und den Landesverbänden mit Eifer betrieben und gefördert wird, um den Kameraden eine eigene Heimstätte in ruhiger und schöner Umgebung zu schaffen. Hier allein, unbeobachtet und unbeengt, kann ein Kriegsblinder einen Ausgleich für die ungeheure Nervenanspannung des Alltags finden. Es bedarf naturgemäß zur Erfüllung all dieser Aufgaben der Mithilfe der öffentlichen Hand. Bund und Länder und alle für das Versorgungs= und Fürsorgewesen zuständigen Behörden haben

durch gesetzliche Maßnahmen die Voraussetzungen geschaffen, nach denen wir die uns gestellten Aufgaben innerhalb unserer Schicksalsgemeinschaft lösen können.

Kriegserblindung als Aufgabe für den einzelnen und die Gemeinschaft, davon sollen diese Zeilen und dieses Jahrbuch Zeugnis ablegen. Vorwärts und aufwärts geht der Weg.

Mit besonderer Sorge erfüllt uns die Versorgung unserer *Frauen*, wenn wir selbst einmal abberufen werden. Was sie in einem stillen, opferreichen Leben täglich für uns tun, kann ohnedies mit materiellen Gütern nicht ausgeglichen werden. Auch für sie ist die Kriegserblindung ihres Mannes zu einer hohen sittlichen Lebensaufgabe geworden, der sie sich mit ganzer Seele hingeben. Unsere Pflicht aber ist es, ihren Lebensunterhalt einmal sicherzustellen und sie vor wirtschaftlicher und seelischer Not im Daseinskampf zu bewahren.

Und da ist weiter die Aufgabe, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis auch der letzte noch arbeitswillige und arbeitsfähige Kriegsblinde eine ihm gemäße berufliche *Betätigung* gefunden hat, die ihm Freude und Befriedigung gewährt und ihn zu einem nützlichen Glied der schaffenden Gemeinschaft macht.

Schließlich aber legt uns die Schicksalsverbundenheit mit den Ostzonenkameraden die Pflicht auf, diese Verbundenheit zu erhalten und zu fördern und sie in ihrer schweren Lebenslage zu unterstützen, bis die Zeit kommt, da sie wieder vereinigt werden.

Brücken des Verstehens und der Zusammenarbeit aber schlagen wir auch zu den andern Schwerbeschädigtenverbänden, insbesondere zu unsern zivilblinden Leidensgefährten, die nicht minder tapfer das schwere Los der Erblindung tragen und genau so ein Recht auf Arbeit und Lebensglück haben. Damit sind nur die wichtigsten Aufgaben angedeutet, die uns gestellt sind. Nur im Dienste für andere können wir das eigene Schicksal überwinden und es zu einer positiven Aufgabe gestalten zum Wohle des einzelnen und zum Segen unserer großen Schicksalsgemeinschaft.



Ein akustisches Feinmeßgerät bedient der Kriegsblinde H. Werner im Werk Ulm der Klöckner-Humboldt-Deutz AG. Der elektrische Feintaster zeigt normalerweise durch Aufleuchten verschiedener Lampen (im Bild das Gerät „O"), also auf optische Weise das Ergebnis der Prüfung von Werkstücken an. Für den Kriegsblinden kommt ein akustisches Anzeigegerät „A" in Anwendung, das mit verschiedenen Summtönen arbeitet. Hugo Werner prüft Kipphebelachsen, die für Motoren bestimmt sind, auf ihre Maßhaltigkeit, prüft mit Preßluft die Ölbohrungen und vernietet ein Seitenloch der Achsen mit einem Aluminiumstift, „ohne sich mit dem Hammer auf den Finger zu schlagen", wie sein Vorgesetzter hinzufügt.

Foto: Magirus-Deutz

„Macht es uns leichter, euch zu begegnen!"

Kriegsblinde berichten von ihren Erfahrungen im Umgang mit Sehenden

„O mei, der arme Kerl!" — Diese Bemerkung einer Dame zu einer anderen galt mir.

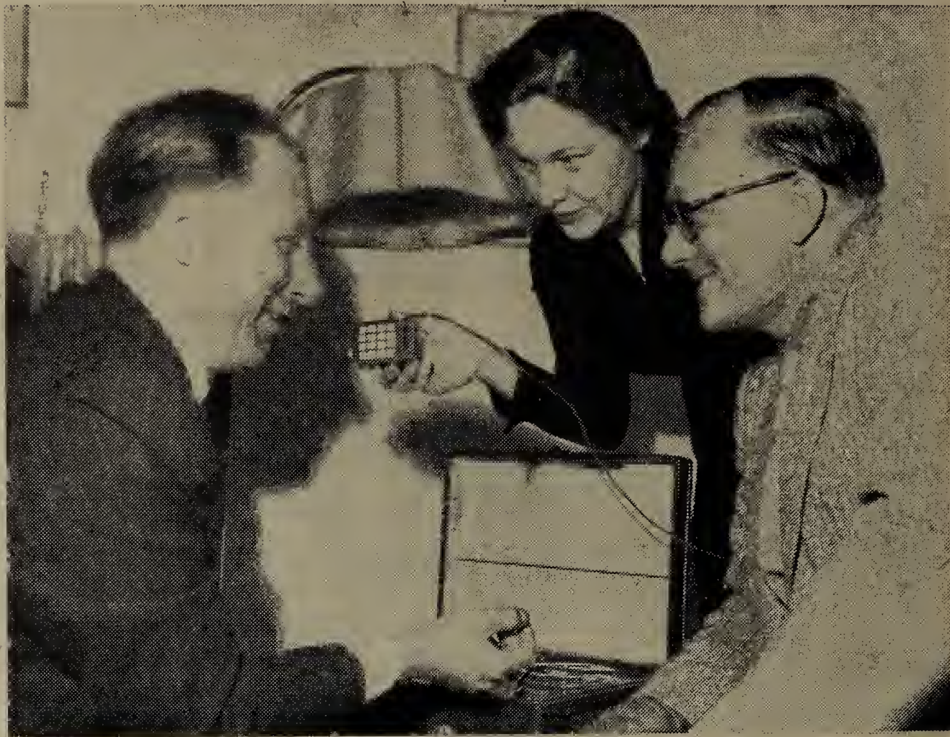
Was schleppen Sie denn den Blinden da mit? Der soll doch daheim in seinem Bett liegenbleiben! — Dies sagte ein Schalterbeamter, als ich morgens um 10 Uhr am Arme meiner Betreuerin unter vielen anderen Personen etwas am Postamt abzuholen hatte. — Ich war wohl früher aufgestanden als jener Beamte und arbeitete mindestens soviel wie er.

Sehen Sie gar nichts? fragte mich mit überlauter Stimme ein Mann, als ich auf einer Bank saß. Darauf meine Antwort: Mit den Augen nicht, aber mit den Ohren sehe ich sehr gut, Sie können also leiser mit mir reden!

Da haben Sie eine kleine Gabe! sagte eine weibliche Stimme, als ich vor einem Laden stand, in dem meine Betreuerin ihre Einkäufe besorgte, und ein Zehnerl befand sich in meiner Hand. Ich gab es mit freundlichem Dank zurück.

Zu Hause und in meinem Garten verschwand vor meinen nichtsehenden Augen gelegentlich dieses und jenes. — Ach, wie seid ihr so blind, die ihr meint, ein Blinder sähe *nur* mit den Augen! — So dachte ich und — schwieg."

Das sind typische Beobachtungen, wie sie der Kriegsblinde Dr. Norbert Stern, München, machte: Immer wieder hält man uns für bedauernswerte, kranke Kreaturen, die in der Welt der Sehenden eigentlich nichts zu suchen haben, in einer Welt also, der wir doch jahre- und jahrzehntelang angehört haben, in allen erdenklichen Berufen, genau wie ihr, die ihr



Was für den sehenden Menschen ein Fotoalbum, das wird für den Kriegsblinden in Zukunft vielleicht das „Schallalbum" sein. Etwa 300 Kriegsblinde besitzen bereits ein Kleinmagnetophon, also ein Gerät zum Aufnehmen und Abspielen von Tonbändern. Außer für berufliche Zwecke, etwa um wichtige Akten oder Gesetze „gesprochen" zur Hand zu haben, benutzen viele Kriegsblinde ihr Gerät auch zum Festhalten schöner Erlebnisse oder Begegnungen. So nimmt hier der Kriegsblinde Dr. Binder, Landshut (links), ein Gespräch mit dem Dichter Günter Eich auf, dem er die Nachricht überbrachte, daß er den von den Kriegsblinden gestifteten deutschen Hörspielpreis gewonnen habe. Frau Binder ist auch hier die Helferin ihres Mannes und bedient das Mikrophon. Foto: Hans Wagner

noch sehen könnt. Sollen wir, die nun zwar am Sehen verhindert sind, deren Wesen und Kenntnisse, deren Verstand und Charakter die gleichen geblieben sind — sollen wir plötzlich aus dieser Welt ausgeschlossen sein?

Viele bittere Erfahrungen scheinen dafür zu sprechen, daß sich zwischen den Sehenden und den ehemals Sehenden eine nicht leicht zu überbrückende Kluft aufgetan hat. Ergreift unsere ausgestreckte Hand, damit wir über diese Kluft hinwegspringen können, zurück in das Leben, in euer Leben, das doch auch unser Leben sein muß, wenn wir nicht zugrunde gehen sollen!

Er kann sogar sprechen!

Der Kriegsblinde Johann Kray aus Lauenförde (Niedersachsen) erzählt das Folgende, und wohl jeder Kriegsblinde könnte es genau so aus seiner Erfahrung berichten:

„Diejenigen, welche mit mir noch nie etwas zu tun hatten, haben in den meisten Fällen eine gewisse Scheu. Habe ich irgendwo etwas zu erledigen, so wird gewöhnlich meine Begleitung angesprochen, sei es Frau, Kind oder sogar mein Führhund. Ist es meine Frau, so fragt man: ‚Was möchten Sie bitte haben?' Ist es mein Kind, so fragt man: ‚Na, Kleiner, was möchtest du haben?' Komme ich mit dem Hund, so sagt man: ‚Na, Hundchen, hast du uns auch gefunden?' Bei meinen täglichen Spaziergängen mit meinem Führhund habe ich schon oft im Vorbeigehen gehört: ‚Sei still, der Mann ist blind, der Hund führt ihn.' Oder: ‚Hundchen, paß schön auf, und führ dein Herrchen gut.' Mir wäre es viel angenehmer, wenn man mir einen guten Tag wünschen würde.

Neulich betrat ich das Wartezimmer eines Zahnarztes. Eine Dame bot sofort ihren Stuhl für mich an. Nun mußte ich immer wieder ein und dasselbe hören. ‚Ach nein, es tut mir so weh.' Ich merkte, daß ihr Blick meiner Frau galt. Habe sehr wohl gemerkt, daß der Dame kein Zahn wehtat, sondern es sich auf mich bezog. Schließlich sagte ich in lächelndem Ton: ‚Im Wartezimmer sind die Schmerzen zu ertragen, weh tut es gewöhnlich erst, wenn der Zahnarzt einen in Behandlung hat.'

Einen Augenblick war es still. Man hat sich anscheinend gewundert, daß der Blinde *auch sprechen kann!* Es waren ungefähr sechs Patienten im Wartezimmer. Ich sprach noch einige humorvolle Worte, und ich merkte, daß man meine Heiterkeit bestaunt hat.

Man wird sehr oft bedauert, aber gnade Gott, wenn der Sehende erfährt, daß man zufrieden ist und einigermaßen ein Auskommen hat. Ich muß es so oft hören: ‚Na ja, wer kann es so haben! Bei solch schönem Wetter spazierengehn und gut leben!' Ja, so wie man mich einerseits bedauert, so beneidet man mich jetzt. Oh, wie bedauernswert in vielen Fällen die Sehenden sind, die nur das Geld und meinen Spaziergang sehen. Diese Sorte von Menschen



Was anderen Hausvätern oft ein Ärger ist, das wird kriegsblinden Hausvätern zur Freude: sie sind stolz darauf, sich auch daheim noch nützlich machen zu können. Viele Kriegsblinde haben sogar das Holzhacken wieder erlernt. Foto: Seeger

tut mir leid. Noch nie haben sie sich mit dem Gedanken befaßt, was der Blinde tut, wenn er nach dem Spaziergang zu Hause sitzt und keine Beschäftigung hat. Wenn man dazu noch an den langen Winter denken würde, wo man bei schlechtem Wetter und Glätte gar nicht ausgehen kann...

Ich schließe mich *trotzdem* von der sehenden Welt nicht aus. Ich sage mir: Du bist da, hast Frau und Kinder zu ernähren wie jeder andere Mann. Infolgedessen stehe ich mit beiden Füßen in der Welt."

„Arm und alt"

Unser Kamerad Karl Stein aus Heiligenhaus bei Düsseldorf erzählt: „Es passierte mir an einem sonnigen Frühlingstag in der Straßenbahn, daß der Schaffner einen Sitzplatz freimachen wollte ‚für den armen, alten Mann', und damit war ich gemeint, 40jährig, guter Dinge wie der Frühlingshimmel. Aber ich war

blind, also ‚arm und alt'. Freundlich und humorig konnte ich den seltsamen Irrtum richtigstellen, was meine beiden kleinen Töchter allein durch ihr Dasein unterstrichen."

Das ist ebenfalls ein sehr typisches Dokument: „Man will uns hilflos haben, man hält uns für gebrechlich, und wir sollen es bleiben. Wir können schon jedesmal froh sein, wenn sich bei solchen Begegnungen mit Fremden nicht herausstellt, daß man ‚blind' mit ‚blöd' verwechselt", meint ein anderer Kriegsblinder.



Wieso? Kriegsblinde können tanzen? Diese verblüffte Frage hört man sehr oft. Mit welchem Schwung sie tanzen können, beweist unser Bild. Allerdings, ein bißchen dirigieren muß hier ausnahmsweise einmal die Dame.

Die Monatszeitschrift „Der Kriegsblinde" veranstaltete im Jahre 1953 ein Preisausschreiben unter dem Thema „Mein Verhältnis zum sehenden Mitmenschen". Die hier genannten Stimmen und manch kleine Beiträge aus diesem Jahrbuch sind den Einsendungen zu diesem Preisausschreiben entnommen. Es sei hier vorausgeschickt, daß die weitaus meisten Einsendungen ein erfreuliches Bild abgaben, das heißt also, daß die meisten Kriegsblinden einen guten Kontakt zur Umwelt der Sehenden haben und sich vollauf als Glieder dieser Umwelt fühlen. Aber neben diesem echten Verständnis, dem wir unter jenen Mitmenschen begegnen, für die unsere Erblindung nur ein zufälliger, körperlicher Mangel ist, neben dieser Anerkennung als „normaler" Mensch, die jeder von uns zum Leben braucht, finden wir immer wieder viel Unverstand, der uns den Alltag schwermacht.

In den vielen Zuschriften zu dem Preisausschreiben waren immer die gleichen Klagen zu hören, angefangen von Kleinigkeiten, z. B. dem grußlosen Vorbeigehen des Bekannten oder dem überlauten Ansprechen — falls ausnahmsweise überhaupt einmal mit dem Erblindeten und nicht mit seiner Begleitung gesprochen wird —, und Klagen bis hin zu den peinigenden Ausdrücken des mitleidvollen Bedauerns. Selbst Einzelheiten wurden in fast wörtlicher Übereinstimmung geschildert, so z. B. von einer großen Anzahl von Kriegsblinden die Bemerkung taktvoller Mitmenschen: „Dann lieber tot!"

Man traut uns nichts zu

Ein Bürstenmacher, unser Kamerad Heinz Everaers aus Nagold, schildert plastisch, wie es ihm eine Zeitlang ergangen ist:

„Als ich in einen Ort ziehen mußte, in dem ich für die anderen fremd und die anderen für mich fremd waren, hatte ich es als Bürstenmacher anfangs nicht gerade leicht. Wenn jemand an der Tür schellte und meine Frau nicht da war, so ging ich natürlich hin, um zu öffnen. Fast immer hörte ich: ‚Ist Ihre Frau nicht da?' Ich mußte es verneinen und fragte dann nach Wunsch und Anliegen. Als Antwort bekam ich dann meistens folgendes zu hören:

‚Eigentlich wollte ich eine Bürste kaufen, aber ich komme dann lieber wieder, wenn Ihre Frau zu Hause ist!' Wenn ich dann sagte, ich könne das Gewünschte doch auch hergeben, so wehrte man ab mit den Worten: ‚Sie können doch nicht alleine die Treppe hinuntergehen!'

Ich bewies dann, daß ich schneller die Treppe hinunterkam als die Besucher selber.

So mußte ich es immer wieder erleben, daß man nicht für voll genommen wird."

Aber einem Akademiker geht es nicht besser. Unser Kamerad Dr. Mühlensiepen aus Düsseldorf schreibt: „Anfangs hatte ich nicht gewußt, daß die Menschen so viele Vorurteile gegen einen Blinden haben, daß sie blind und blöd verwechseln. So sagte man mir beinahe auf allen Behörden, als ich mich um einen Beruf bemühte, ich könne ja doch nicht lesen, und als ich dann darauf hinwies, daß ich, auch ohne Schwarzschrift lesen zu können, studiert und promoviert habe, hieß es meist nur, man wolle es sich überlegen. Und dabei blieb es dann." Kamerad Dr. Mühlensiepen schildert dann jedoch, wie er mit hartnäckiger Ausdauer versucht hat, die Mitmenschen von der, „wenn auch nicht unbegrenzten, so doch möglichen Leistungsfähigkeit eines Blinden zu überzeugen". Diese Ausdauer im Kampf gegen die Unwissenheit habe sich gelohnt: „Als mich neulich mein Direktor im Unterricht besuchte, war er erstaunt, mit welcher Selbstverständlichkeit sich die Schüler schon auf ihren blinden Lehrer eingestellt hatten."

Schmerzende Vorurteile

Solcherlei Vorurteile sind im Berufsleben besonders belastend. Einem Sachkenner, der viel mit Kriegsblinden zu tun hat und der ihre Möglichkeiten kennt, ist es immer wieder völlig unverständlich, wie sich Firmen und Behörden verhalten, wenn ihnen nahegelegt wird, einen Kriegsblinden einzustellen. Ein Beispiel: In einer Firma ist der Platz eines Telefonisten frei; am gleichen Ort sucht ein kriegsblinder Telefonist Arbeit, der vor der Oberpostdirektion nach umfangreicher Ausbildung seine Prüfung mit „Sehr gut" abgelegt hat. Außerdem beherrscht er nicht nur sicher und schnell eine normale Schreibmaschine, sondern auch seine Blinden-Stenomaschine mit dem guten Tempo von 140 Silben je Minute. Dennoch aber stellt diese Firma einen anderen Bewerber ein, der weder eine Ausbildung als Telefonist hat, noch Steno- oder Schreibmaschinenkenntnisse. Aber er hat zwei Augen, und er wird schon deshalb, so meint man, selbstverständlich mehr können und zuverlässiger sein als der Blinde. Keiner fragt danach, daß bereits in Hunderten von Betrieben und Behörden blinde Telefonisten arbeiten, ohne daß die Arbeitgeber auch nur das Geringste auszusetzen hätten. Im Gegenteil, jeder dieser Arbeitgeber hält bezeichnenderweise den in seinem Hause tätigen Kriegsblinden für ein phänomenales Wundertier und für eine seltene Ausnahmeerscheinung. Das Vorurteil bleibt also selbst dann noch bestehen, wenn der Arbeitgeber mit einem Kriegsblinden zufrieden ist.

Besonders bitter ist es, wenn ein Arbeitgeber schließlich aus Großmut oder Barmherzigkeit einen Kriegsblinden eingestellt hat, ihn aber praktisch gar nicht beschäftigt. „Er wird ja doch nichts leisten können", so denkt man, und man gibt dem Kriegsblinden keinen redlich verdienten Lohn, sondern nur so etwas wie Anwesenheitsgelder. Wohlwollend duldet man die Anwesenheit des Kriegsblinden im Betrieb und läßt ihn bestenfalls ein wenig Zeitvertreib finden.



Den Sinn für Humor und für ein gemütliches Stündchen hat er sich bewahrt, obwohl er seit 37 Jahren nichts mehr sehen kann. Fotos (2): J. Neven - du Mont

Kann es für einen Menschen, der wieder mitten im Leben stehen möchte, eine größere Demütigung geben?

„Wie alt ist er denn?"

„Ist es nicht zum Verzweifeln", so schreibt der Kriegsblinde Alfred Spitzer aus dem Kreis Lüneburg, „daß selbst Behördenangestellte und Ärzte sich bei Unterredungen ausschließlich an die mich begleitende Frau wenden! Und wenn der Arzt fragt: ‚Was hat er denn', so tue ich zwar, als ob hier nach Art des Alten Fritz das ‚Er' als Anrede gebraucht werde, und antworte an Stelle meiner Frau, werde aber meistens durch die nächste Frage: ‚Seit wann hat es denn Ihr Mann schon?' in die Schranken verwiesen. Die Selbstverständlichkeit, mit der gefragt wird: ‚Wie alt ist denn Ihr Mann?' (der Mann ist 45 Jahre alt, aber man traut ihm nicht zu, daß er es weiß), ist geradezu entwaffnend."

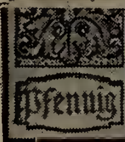
Natürlich fängt dieser Mangel an Zutrauen schon in der engsten Familie an, bei den Verwandten etwa, die ihrem Kriegsblinden nicht einmal zumuten möchten, daß er ohne Begleitung im Park spazierengeht. Besonders in den Anfangsmonaten war das schlimm. „Meine Angehörigen trauten mir fast gar nichts mehr zu", so schreibt der kriegsblinde Landwirt Sendersfeld aus dem Kreise Leer, „wenn ich nur eben in den Stall ging, so wurde mir gleich gesagt:



Führhund-Notgeld

aus dem Jahre 1921





Während des 1. Weltkrieges wurde in Deutschland und in Österreich der Führhund wieder entdeckt. Geheimrat Stalling (Oldenburg), der geschäftsführender Vorsitzender des damaligen Deutschen Vereins für Sanitätshunde war, wurde zum großen Förderer des Führhundwesens in aller Welt. Um Sammler anzureizen, wurde 1921 gemeinsam mit der Commerz- und Privatbank eine Notgeldserie herausgegeben, dereu Erlös dem Führhundwesen zugute kam. Ursprünglich hatte der Deutsche Verein für Sanitätshunde nur die Ausbildung zum Suchen von Verwundeten als Aufgabe. Bald aber wurde Oldenburg die Geburtsstätte des systematisch ausgebildeten Blindenführhundes. Die Dresseure waren Sanitätssoldaten, die in Oldenburg ausgebildet wurden. Die Serie des Notgeldes hatte die gleiche Vorderseite (linkes Bild), während die Rückseiten verschiedene Situationen zeigen, bei denen der Führhund in Aktion tritt.

Sei vorsichtig! Gewiß, oft habe ich mir den Kopf gestoßen oder bin gestolpert. Aber es ging doch nicht, daß ich immer in der Küche saß und Radio hörte!"

So ist es zu verstehen, wenn der Berliner Kriegsblinde Bierbach schreibt:

„Der Ankunftstag in der Heimat war für mich schrecklich. Ein jeder wollte mich besuchen und sein Mitleid ausdrücken. Doch ich suchte immer einen Ort auf, wo ich alleine war, und das geschah auch vor der eigenen Frau. Verschiedene Wochen vergingen, ehe ich von dieser Scheu etwas befreit wurde. Aber noch heute gibt es immer wieder kleine Rückschläge, besonders in der Öffentlichkeit. In den ersten Nachkriegsjahren hat man mehreren Kameraden und auch mir persönlich sogar das Wort ‚Kriegsverbrecher' an den Kopf geworfen. Die Meinung der großen Mehrheit war aber eine andere, und das beruhigte mich. Dieses Gefühl des Ausgestoßenseins und der Minderwertigkeit verlor sich aber völlig, als ich einen Arbeitsplatz bekam. Ich lebe jetzt, als wären zwischen mir und den Sehenden keine Gegensätze vorhanden, und ich fahre, wie jeder meiner Kollegen, täglich zu meinem Arbeitsplatz, von einem Führhund begleitet. Als Montierer kann ich noch etwas leisten, und das gibt meinem Leben wieder einen Wert."

Und doch: kein Vorwurf gegen die Sehenden!

Merkwürdig und von Wichtigkeit ist ja das Folgende: Jeder Kriegsblinde war ja einst Sehender und ist als Sehender einst Blinden auf der Straße oder sogar am Arbeitsplatz begegnet; er kennt diese seltsame Scheu, das Gehemmtsein des Sehenden, er kennt die Abwehr, mit der man sich gern gegen einen Erblindeten abkapselt. So fragt der Kriegsblinde Harry Barthel aus Bremerhaven: „Dürfen wir unsere Mitmenschen verdammen, wenn sie im Umgang mit uns Fehler begehen? Würden wir an ihrer Stelle nicht vielleicht die gleichen Fehler machen?

Gerade wir Späterblindeten haben die ausgeprägte Gabe, uns in die Verhaltensweise der Sehenden hineinzudenken. Heute, da wir selber zu denen gehören, die auch von uns seinerzeit mit mehr oder weniger gemischten Gefühlen betrachtet wurden, heute können wir ohne Scheu darüber reden. Waren wir aber damals nicht alle — zumindest in unseren Gedanken — recht unbarmherzig?"

Ebenso schreibt Martin Wellßow aus Hannover: „Wie hätte ich als Sehender gehandelt,

wäre mir damals ein Blinder begegnet? Und: ist der Nebenmann nicht auch mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt? Hat er vielleicht wirtschaftliche oder familiäre Sorgen?" Manche Kameraden überlegen, ob es dem Menschen neben uns nicht vielleicht schlechter geht als uns.

Diese Hinweise sollen zeigen, daß kein Kriegsblinder mit ungeduldigen Vorwürfen sich gegen sehende Mitmenschen wenden will, denn jeder solcher Vorwürfe würde ja eine neue Schranke errichten. Es geht aber im Gegenteil darum, all unseren sehenden Lesern klarzumachen, daß solche Schranken ganz unsinnig und überflüssig sind. Ein Kriegsblinder lebte ja als Sehender und will, auch wenn er am Sehen verhindert ist, in der Welt der Sehenden weiterleben, nicht in einer abgeschlossenen Welt der Blinden.

Das Anzünden an der Kippe

Ein mühsames Zurückfinden in die Welt der Sehenden war es, und so fing es an:

„Als einer der letzten Kriegsblinden aus dem April 1945 kam ich in einer Zeit in die Gemeinschaft meiner Schicksalsgefährten, in der uns niemand die neue Umgebung erläutern, noch uns unser zukünftiges Verhalten lehren konnte. Mit den primitivsten Hilfsmitteln und meistens sogar aus eigener Initiative versuchten wir das einzig Bekannte — das Bett — zu verlassen, uns im Krankenzimmer zurechtzufinden, unseren Kameraden zu suchen, mit dem wir uns schon manchmal unterhalten, den wir jedoch noch nie gesehen hatten und von dem wir noch gar nicht so recht wußten, wo er eigentlich lag. Wir versuchten, uns eine Zigarette an der noch glühenden Kippe des Kameraden anzuzünden, man tastete ihm vom Kopf über die Stirn, die Nasenwurzel, über Nasenspitze, Oberlippe auf den Rest des Tabakröllchens und brachte dann seine eigene Zigarette daran. Man stellte aber bei diesem Manöver unbeabsichtigt fest, wie der Kamerad aussah, ob er lange Haare, einen Scheitel, eine hohe Stirn, einen breiten Kopf oder starke Augenbrauen hatte, ob er eine Brille trug, weitere Narben im Gesicht besaß oder unrasiert war. So lernten wir, jeder für sich, unbekannte Dinge kennen und uns ohne fremde Hilfe eine Vorstellung von ihnen zu machen. Diese erste Selbständigkeit machte uns irgendwie glücklich und zufrieden und war eigentlich der erste Lichtblick in unserem dunklen neuen Leben."

So schildert es der Berliner Kriegsblinde Werner Krebs, und ähnlich haben es wohl alle Kriegsblinden erlebt, bis dann endlich der volle und beglückende Kontakt mit der Umwelt dadurch gefunden war, daß man einen Arbeitsplatz erhielt und diesen Platz, wie einst in den früheren Jahren, ausfüllte. Noch haben nicht alle Kriegsblinden völlig zurückgefunden, noch bedarf es auch weiterhin des Verstehens und der Hilfe der Sehenden, aber wenn die Sehenden unsere ausgestreckte Hand ergreifen, wird noch viel Verbitterung überwunden werden können, sei es auch nur vielleicht durch ein paar Worte, die man in der Straßenbahn mit einem Kriegsblinden wechselt, o h n e daß man mit ihm über Blindheit spricht oder gar darüber, „wie schrecklich" solch ein Schicksal sei.

Sprechen Sie doch lieber mit uns über lokale Ereignisse, über die letzte Opernaufführung im Stadttheater, über den großen Neubau am Marktplatz, über Fußball oder über die Steuerreform. Und überlegen Sie dabei: unseren Verstand haben wir behalten, auch unsere Ohren, und nicht zuletzt — unser Herz.



Zwei verschiedene, oft auch miteinander kombinierte Methoden werden bei der Ausbildung von Führhunden angewandt. Hier die Methode mit dem „künstlichen Menschen", die Prof. von Uexküll entwickelt hat: der Wagen zeigt alle Hindernisse an, die der Hund beachten soll; der vordere, niedrige Bügel stößt gegen Bordsteinkanten, der hohe Bügel gegen herabhängende Äste oder gegen einen Briefkasten. Bald lernt der Hund, vor diesen Hindernissen stehenzubleiben oder sie zu umgehen. Eine andere Methode arbeitet ganz ohne Gerät. Alle Methoden kommen ohne Prügel aus. Ein Führhund ist also keineswegs ein „armer Hund". Foto: dpa

Eine totale Umstellung des Daseins

Kriegserblindung: ein besonderes Schicksal — Erfahrungen aus der Praxis

Von Oberverwaltungsrat Seuferle, Leiter der Hauptfürsorgestelle Stuttgart

Was würde wohl ein Sehender empfinden, wenn man ihn mit verbundenen Augen mehrere Tage lang dem Großstadtverkehr mit allen seinen Gefahren aussetzen würde? Und wäre er wohl geneigt und bereit, ein solches Experiment ohne zwingende Not zu wiederholen? Die meisten Menschen werden diese Frage verneinen, sie sollte ihnen aber zu denken geben. Erblindete sind täglich nicht nur der Gefahr des Straßenverkehrs, sondern vielen täglichen Bedrohungen ausgesetzt, vor allem einem hohen Verschleiß ihrer Nervenkraft, am deutlichsten auf dem Wege zu oder von der Arbeit, nicht weniger aber bei der Ausübung ihrer Berufsarbeit, ja selbst beim Essen noch. Und diese Belastung will Stunde um Stunde und Jahr um Jahr bewältigt werden.

Früherblindete in anderer Situation

Erblindung war in den Jahren vor den beiden Weltkriegen in der Regel entweder Folge einer schicksalsmäßig verlaufenen Erkrankung oder aber Merkmal Blindgeborener. Unter ihr versteht man die Unfähigkeit des Auges, Licht aufzunehmen und zu unterscheiden; die Folgen davon sind ernstester Natur und bedeuten eine *vollständige Umstellung* des von der Erblindung betroffenen Menschen, schon im rein psychologischen Sinne.



„Unsere Fernsprechanlage", so schreibt der Landgerichtspräsident in Flensburg, „wird von dem kriegsblinden Justizangestellten Werner Jessen seit 1943 bedient. Mit erstaunlicher Sicherheit versieht Jessen seinen Dienst und stellt die gewünschten Verbindungen — auch Fernverbindungen — einwandfrei her. Die für einen Behördenbetrieb erforderlichen Aufzeichnungen der einzelnen Ferngespräche unter Angabe des Ortes, der Bezeichnung des Teilnehmers, der Rufnummer des Anmeldenden und des Aktenzeichens werden von ihm auf einer Schreibmaschine gefertigt. Es sind bisher", so schließt das Gutachten, „keine Klagen über Verzögerungen pp. vorgebracht worden. Er steht in keiner Weise den gesunden Kräften nach."

An sich ist nur der Früherblindete „nichtsehend". Er lebt in einer anderen Welt und muß sich dem Sehenden unter meist langwierigen und immer schmerzlichen Erfahrungen angleichen. Er kennt nicht den optischen Raum, er weiß nur um ihn. In seinem Umgange mit Sehenden ist er jedoch gezwungen, sich dessen Sprache zu bedienen und dessen Begriffe zu erarbeiten und in sich aufzunehmen. So weiß der Früherblindete z. B., daß die Sterne, die Sonne, der Mond vorhanden sind, er spricht von ihnen, seine Phantasie schmückt alles aus, wie er es in den schönsten Träumen erhofft. Aber das Fundament aller Erkenntnis, die praktische Anschauung, ist ihm in fast allem fremd.

Im Gegensatz dazu durchlebt der Mensch bei einer Späterblindung eine wirkliche Katastrophe. Bei einer Erkrankung, die eine Erblindung erwarten läßt, mag er sich noch auf ihre Folgen vorbereiten können. Für die überwiegende Mehrzahl der Kriegsblinden hingegen, die von einer Sekunde zur anderen ihr Augenlicht verloren, bricht eine Welt zusammen, aus deren Trümmern sie sich ein neues Leben aufbauen müssen.

Totale Umstellung des Daseins

Der Impuls dazu scheint zunächst entschwunden zu sein. Um sich dem Leben wieder einigermaßen anpassen zu können, muß eine *völlige Umstellung* des Daseins erfolgen. Neben einer inneren, menschlichen Ausrichtung auf die neuen Gegebenheiten wird er in solchen Fällen fast regelmäßig auch eine neue Berufsausrichtung vornehmen müssen. Er ist also einer Art von seelischem Läuterungsprozeß unterworfen und sinkt oft in bitterste Mutlosigkeit, die mit vielen qualvollen Zweifeln verbunden ist. Um diesen Zustand zu überwinden, bedarf es meist langer Zeiträume. Erst dann empfindet der Späterblindete, daß die Kraftquellen zum Aufbau eines neuen Lebens in der Hauptsache in ihm selbst, in seinem Charakter, seiner Persönlichkeit liegen.

Durch liebevolles Verständnis seiner Umgebung muß diese Quelle jedoch vielfach erst angeschlagen, gewissermaßen zum Fließen gebracht werden. Das tastende Hineinfinden in neue Lebensverhältnisse, die dabei auftretenden vielfachen Rückschläge lösen nicht selten



Wanderer

Holzschnitt von Ottilie Ehlers-Kollwitz

Minderwertigkeitskomplexe aus, verbunden mit tiefer Niedergeschlagenheit und dem Gefühl, daß es nie geschafft wird, sich umzustellen und neue Leistungs= und Lebensfreude zu finden. Erst nach und nach kehrt langsam die Selbst= sicherheit wieder, und zwar wenn durch Erfolge, also durch die Bestätigung der Leistungsfähig= keit, erkennbar wird, daß wirklich Aussichten bestehen, wieder ein vollwertiges Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Immer aber wird Maßstab für den Spät= erblindeten und seine Arbeit der *Sehende* sein. Dies hat die nicht immer erwünschte Wirkung, daß der Blinde unter erschwerten Vorausset= zungen gezwungen ist, Gleiches zu leisten wie der Sehende. Daß er diese Leistungen auch zu vollbringen vermag, beweisen zahllose Bei= spiele; die wenigsten Menschen aber ahnen, *mit welchem Kraftaufwand*, vor allem im An= fangsstadium der späteren Erblindung, diese Leistung verbunden ist. Mit der Blindheit sind ja nicht zu vermeidende Behinderungen verbunden. In kör= perlicher Hinsicht liegt eine Be= schränkung in der Bewegungsfreiheit vor, die mindestens anfänglich sehr schwer ertragen wird. Hier ist der Späterblindete gegenüber dem Früh= erblindeten, der sich seit seiner Ju= gend an seinen Zustand weitgehend anpassen konnte, in erheblichem Nachteil. Von großer Bedeutung für die Späterblindeten ist, sich keines= falls zu gestatten, normale Bewegun= gen wie Spaziergänge und Wande= rungen auf ein Mindestmaß zu be= schränken; tut er dies, muß er schä= digende Auswirkungen auf seinen Gesundheitszustand in Kauf nehmen. Die Muskulatur erschlafft, er atmet nur mit einem kleineren Teil der Lunge, wird dadurch anfällig für Krankheiten, da der Körper dann nicht widerstandsfähig bleibt.

Schlimmer aber ist, daß dann Re= aktionen auf den Gemütszustand nicht ausbleiben. Da und dort tritt eine schlechte Körperhaltung ein, nicht zuletzt deshalb, weil die Ver= gleichsmöglichkeit, die Sehenden zu eigen ist, fehlt. Sind Späterblindete nicht starke Persönlichkeiten und wird ihnen der richtige Maßstab nicht dauernd zum Bewußtsein gebracht, unterwerfen sie sich allmählich, aber sicher dem passiven Teil ihres Innen= lebens, da sie ohnehin unbewußt im Willensleben der Seite der Passivität näherstehen. Ein wesentliches Merk= mal der Erblindung ist ohnehin, daß die Ablenkung nach außen fehlt. Der Blick wird zwangsläufig nach innen und auf das Ich gerichtet. Dadurch steht der eigene Körper leicht zu sehr im Mittelpunkt des Interesses, seine Funktionen erlangen unter Umstän= den eine nicht gewollte, überschätzte Bedeutung. Hier ist stetige Selbst= zucht unerläßlich. Dort, wo egozen= trische Züge auftreten, wird es Auf= gabe einer liebevollen Umgebung sein, in feiner Form mitzuhelfen, den normalen Zustand wiederherzu= stellen.



Im Schloß Solitude bei Stuttgart war während des Krieges ein Lazarett für Kriegsblinde untergebracht, das nach dem Zusammenbruch unter der Verwaltung der Hauptfürsorgestelle Stuttgart als Umschulungsstätte für Kriegsblinde eingerichtet wurde. Hier nahmen insgesamt 704 Kriegsblinde an Kursen teil, in denen sie für einen neuen Beruf geschult wurden. Schloß Solitude bedeutete also für einen beträchtlichen Prozentsatz aller Kriegsblinden eine Lebenswende. Von den 704 Kriegsblinden ergriffen 90 den Beruf eines Masseurs, 46 den eines Stenotypisten, 288 erhielten eine Ausbildung als Blindenhandwerker und 280 belegten die Grundausbildungsfächer, d. h. sie erlernten die Blindenpunktschrift und die Handhabung einer normalen Schreibmaschine. Viele gingen danach zu Handelsschulen oder Universitäten oder setzten in ihrer Heimat ihre Ausbildung fort. Das Heim wurde später zu einem Schwerbeschädigtenheim umgebaut und dient zum Teil der Dauerunterbringung Schwerstbeschädigter, außerdem aber auch der Erholung.



Den ersten Brief an die Braut oder an die Frau selber schreiben zu können, ohne ihn einer Schwester diktieren zu müssen, das war im Umschulungslazarett für jeden Kriegsblinden so etwas wie ein Triumph. Kaum ein Fach wurde eifriger geübt als Schreibmaschineschreiben. Schließlich schreiben ja auch tüchtige sehende Maschinenschreiber „blind". Warum sollte das nicht auch ein Kriegsblinder können? Mit freundlicher Geduld hilft die Schwester in den Übungsstunden.

Wie man einem Kriegsblinden begegnen soll

Beobachtet man einen Blinden etwa bei Einkäufen und Führungen in der Öffentlichkeit, so fällt dem Sehenden auf, daß eine gewisse Abhängigkeit vorhanden ist. Auch bei stärkster Aktivität des Späterblindeten wird ein schmerzlich empfundener Rest einer solchen Abhängigkeit vorhanden bleiben. Hier bedarf es gütiger Betreuung in des Wortes wahrstem Sinne, um auf keinen Fall das Gefühl, nicht oder nicht mehr vollwertig zu sein, aufkommen zu lassen. Der Späterblindete weiß sehr wohl, was er verloren hat, er wird nie Freude darüber empfinden können, wenn sich ihm gegenüber Mitleid äußert, es ist auch wenig taktvoll, insbesondere wenn es sich um Mitreisende in Eisenbahnen, Straßenbahnen usw. handelt, etwa in den Ruf auszubrechen „Ach der arme Kriegsblinde"; der Kriegsblinde verzichtet auf den Ausdruck dieser Art von Interesse gern; er wird ihm entgegengebrachte Achtung aber stets zu schätzen wissen und es immer dankbar empfinden, wenn ihm ohne viele Worte Erleichterungen im Straßenverkehr gewährt werden, wenn man ihm beispielsweise beim Einsteigen in die Straßenbahn ganz selbstverständlich erspart, im Gedränge sich durchkämpfen zu müssen, und wenn man ihm bei sonstigen Begegnungen und am Arbeitsplatz Freundlichkeit und Zuvorkommenheit erweist.

Ich habe es mir in jahrzehntelangem Umgang zur Regel gemacht — und ich kann dies auch von meinen Mitarbeitern sagen —, alle Blinden, mit denen ich je zu tun hatte, freundlich und höflich, aber soweit irgendwie vermeidbar, *nie unter Ansprache ihrer Erblindung* zu behandeln, und dies haben sie stets dankbar empfunden. Man muß immer neue Wege suchen, um einen Blinden von seinem Zustand abzulenken, zunächst dadurch, daß man ihn sozusagen zu den „Sehenden" rechnet und seine Erblindung nicht zu seinem zentralen Wesensmerkmal macht. Darüber hinaus aber werden auch gewisse Sinne bei ihm verfeinert, werden z. B. die Finger des Blinden vergleichsweise seine Augen und steigert sich auch sein Tastgefühl in einem für Sehende unvorstellbaren Maße, so darf nie außer acht gelassen werden, daß Arbeit, und zwar befriedigende Arbeit für ihn die unentbehrliche Medizin ist.

Erstklassige Berufsarbeit

Als Träger eines Blindenschulungsheimes, durch das rund 700 Kriegsblinde ihre Ausbil-

dung erhalten haben und deren Lebensweg, soweit möglich, sorgfältig verfolgt worden ist, glaube ich zu der Behauptung berechtigt zu sein, daß die Erblindung allein kein Hinderungsgrund ist, um nicht in einem neuerlernten Beruf erstklassige Arbeit leisten zu können. Eine ganze Anzahl meiner früheren Schützlinge, die vordem etwa ein Handwerk erlernten oder noch Schüler waren, mußten sich beruflich vollständig umstellen. Sie leisten in ihren jetzigen Berufen zum Teil nicht nur Gutes, sondern Vorzügliches; dabei ist es gleichgültig, ob ihre Begabung und Neigung sie in ein Blindenhandwerk übergehen ließen, ob sie als Masseur oder Stenotypist, als Telefonist oder als Spezialarbeiter in einem Industriebetrieb stehen, oder ob sie als Rechtsanwalt, Richter, höherer Verwaltungsbeamter, ja als Pfarrer, als Musiker im Hauptberuf oder sonstwie tätig sind, sie stellen ihren Mann. Zur Ehre und zum Lob ihrer Frauen aber soll gesagt sein, daß diese — in viel höherem Maße als Frauen sonst — *auch ihre Frau* stellen und zu den besten Kameraden ihrer Männer geworden sind.

Wir haben beispielsweise damals in unserem Blindenschulungsheim unter gütiger Assistenz der Schwestern Tanzabende eingeführt, um unsere Blinden zu lehren, sich unter Führung ihres weiblichen Partners unbefangen im Tanzsaal zu bewegen. Gefördert worden ist u. a. die Ausübung von Sport, besonders aber das Schwimmen, und eine ganze Anzahl früherer Nichtschwimmer hat erst nach ihrer Kriegserblindung gelernt, welche Wohltat es ist, das nasse Element zu beherrschen; alle sind uns dafür immer dankbar geblieben. Aus der Schau einer langjährigen Erfahrung in der Blindenarbeit heraus möchte ich auch hier nicht versäumen, auf die günstigen, ich möchte sagen, lockenden Wirkungen und auf die Steigerung



Einen unerhörten Aufwand an Geduld erfordert das Erlernen der Blindenpunktschrift. Die ohnehin schon übermäßig strapazierten Nerven des Kriegsblinden haben hier in vielen Fällen so versagt, daß mancher Kamerad dieses mühsame Lernen aufgegeben hat. Viele aber haben es geschafft und lesen ihre Punktschriftbücher im gleichen Tempo, als ob ihnen vorgelesen wird. Freundliche und immer wieder ermutigende Hilfe war dazu in dem Umschulungslazarett nötig.

des Lebensgefühls gerade durch den Schwimmsport zu verweisen. Es ist mir immer eine große Freude, in den Sommermonaten im Freibad einige meiner jungen Freunde, die kriegsblind sind, zu treffen; mehrere davon freuen sich königlich darüber, daß sie mich, ihren früheren Lehrmeister, jetzt an Schnelligkeit und Ausdauer im Schwimmen weit geschlagen haben.

Es fehlt die Spiegelung

Dadurch, daß die Ablenkung nach außen fehlt, beziehen viele Blinde manches auf das eigene Ich, wie wir sagten. Dadurch befinden sie sich in dauernder Gefahr, empfindlich zu werden. Daher rührt vielleicht auch die Neigung, eine nicht immer berechtigte Kritik an anderen zu üben, weil eben der Kanal, der zur Selbsterkenntnis führt, viel eher und viel häufiger Verstopfungen ausgesetzt ist als etwa bei Sehenden. Letztere erkennen durch Geste und Mienenspiel ohne weiteres die Unmöglichkeit ihres Benehmens anderen gegenüber, während dem Blinden die Wirkung seiner Person, seines Ausdrucksvermögens auf Mitmenschen verlorengehen kann, wenn er sich nicht sorgsam beobachtet. Um hier sicher nicht gewollte Taktlosigkeiten zu vermeiden, muß der Erblindete in viel höherem Maße wie der Sehende das ganze Leben hindurch stetig an sich selbst arbeiten, sich so zu erziehen, daß Entgleisungen vermieden bleiben, also das Auge als Kontrollorgan durch Willenserziehung und Beherrschung zu ersetzen. Trägt die Frau des Erblindeten in hohem Maße an seinem Schicksal mit, so ist es hier mit ihre Aufgabe, dem Kriegsblinden auftretende Schwächemomente in gütiger Form und in feiner Weise zum Bewußtsein zu bringen. Nicht immer kann die Frau des Kriegsblinden eine starke Persönlichkeit sein, und nicht immer ist Gefühl und das Wissen um das Umsorgen seiner Person dem Erblindeten eine stets neue Quelle dankbarer Anerkennung gegenüber seinem besten Lebenskameraden, leicht können sich hier in der Zeit des ersten Zusammenlebens zwischen Ehegatten Spannungen entwickeln, für die am Ende weder der Kriegsblinde noch seine Frau wirklich verantwortlich sind. Die stetige Bereitschaft, hier nichts krumm zu nehmen, ist auch ein Teil dauernder Selbsterziehung der Blinden.

Überwindbare Schwierigkeiten

Viel zuwenig beachtet wird, daß es notwendig ist, den Späterblindeten gegenüber am besten alle Schilderungen mit optischen Daten zu führen. Dadurch wird er, wenn dieser Begriff erlaubt ist, wieder zum innerlich Sehenden. Er soll immer und immer wieder dazu angehalten werden, auch in seiner Freizeit, die Gesellschaft Sehender aufzusuchen, damit er sich einer etwaigen Weltflucht entgegenstemmt und stets zu Vergleichsmöglichkeiten angeregt wird. Der Kriegsblinde will nur durch seine Leistungen anerkannt sein, er verschmäht richtigerweise Mitleid. Ist es möglich — und es wird möglich sein —, mit Hilfe des neuen Schwerbeschädigtengesetzes die arbeitsfähigen Blinden in Beruf und Verdienst zu bringen, gilt es, ihre Umgebung mit den sich aus der Lichtlosigkeit zwangsläufig ergebenden Eigenheiten im Lebensablauf der Blinden *vertraut* zu machen, Umgebungsschwierigkeiten also von vornherein schon gar nicht aufkommen zu lassen, vor allem aber ein besonders achtungsvolles Benehmen gegenüber den Blinden zu zeigen.

Was Blinde zu leisten vermögen, wird jedem klar, wenn er häufiger etwa mit den Leitern der Kriegsblindenarbeitsgemeinschaften geschäftlich zu tun hat. Hier tritt klar hervor, daß der Verlust des Augenlichts keinesfalls ein Absinken von Geschäftstüchtigkeit und beruflichem Wagemut zur Folge hat. Bringt man im Berufsleben dem Kriegsblinden das nötige Verständnis und beim täglichen Ablauf der Geschehnisse die erforderliche Rücksichtnahme dar, so wird man bald finden, daß die Erblindung alles andere, nur nicht berufliches Versagen zur Folge zu haben braucht. Was für prächtige Menschen sind doch jene Kriegsblinden, die in den Geschäftsstellen und an der Spitze ihrer Verbandsgliederungen stehen und dabei geradezu



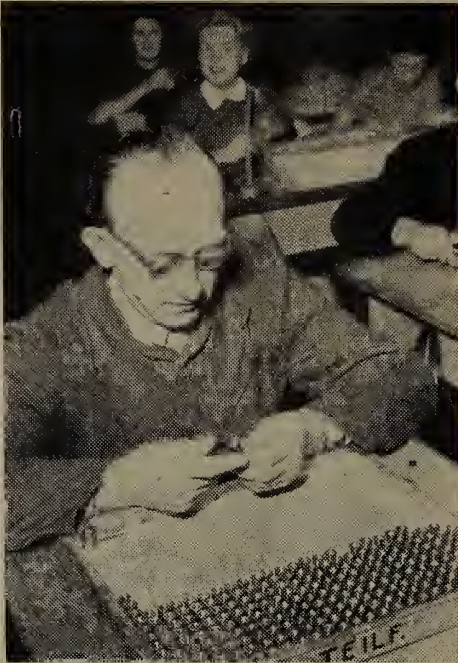
Eines Tages war es dann soweit: der Kriegsblinde konnte froh und stolz das Umschulungslazarett verlassen. Froh und stolz sind auch die Schwestern, weil sie mitgeholfen haben, einem Menschen, der vor Monaten zermürbt und verzagt ankam, den Rückweg in ein erfülltes Leben zu ebnen.

Fotos (4): Seeger

der Anker des Lebensschiffs der Kriegsblinden geworden sind!

Gelingt es, und es wird gelingen, mit der Zeit die zum Teil unhaltbaren *Wohnungsverhältnisse* unserer Kriegsblinden zu bereinigen, ihnen also ein behagliches, zum Ausruhen geeignetes Heim zu schaffen, in dem sie neue Kraft zu täglich neuem Tun schöpfen können, und wird das *Verständnis* um sie und ihre Lebensverhältnisse neu geweckt, und dazu sollen diese Zeilen dienen, so wird auch ihr Leben freudiger und freundlicher gestaltet. Kommen aber trotzdem da und dort Stunden der Niedergeschlagenheit oder gar der Verzweiflung, so gilt hier ein Wort Dostojewskijs, das er für den Alltag geprägt hat:

„Held sein, eine Minute, eine Stunde lang, das ist leichter, als in stillem Heroismus den Alltag tragen. Nehmt es nur auf euch, das Leben in diesem grauen, eintönigen Alltag, dieses Wirken, für das euch niemand lobt, dessen Heldentum niemand bemerkt, das in niemandem Interesse für euch erweckt; wer diesen grauen Alltag erträgt und dennoch dabei Mensch bleibt, der ist wirklich ein Held."



Bei den Minoxwerken in Heuchelheim bei Gießen ist der Kriegsblinde Joh. Schwarz in der Abteilung „Teilkontrolle" tätig. Das für diese Arbeiten notwendige feine Gefühl, so sagt anerkennend die Firmenleitung, ist bei ihm von äußeren Einflüssen frei und stark ausgeprägt. Seine große Arbeitsfreude und seine Zuverlässigkeit machen ihn zu einem beliebten Kollegen. Foto: v Deschwanden

Wer ist „Kriegsblinder"?

Der Ausdruck „kriegsblind" scheint in der deutschen Öffentlichkeit längst ein fester Begriff geworden zu sein. Dennoch fehlt ihm aber, wie man immer wieder feststellen muß, eine klare Umgrenzung. Jedermann weiß, daß es Kriegsblinde gibt. Das ist nicht selbstverständlich, denn noch im vorigen Jahrhundert wußte man wenig davon, da die ärztliche Kunst noch nicht im entferntesten so wie heute bei schweren Kopfverletzungen helfen und die Verwundeten am Leben erhalten konnte. Auch hat der moderne Krieg mit seinen Schnellfeuerwaffen und Explosivgeschossen eine weit größere Anzahl von Kopfverletzten mit sich gebracht als früher, insbesondere auch weit mehr Kriegsblinde. Bis zum ersten Weltkrieg blieben es immer nur wenige, aber schon die Jahre 1914 und 1915 ließen so viele Soldaten, und zwar Angehörige aller Gesellschaftsschichten, das Augenlicht verlieren, daß die Öffentlichkeit in besonderem Maße an ihrem Schicksal Anteil nahm. Einzelpersonen und karitative Verbände, insbesondere auch die erst 1912 gegründete Selbsthilfevereinigung der Zivilblinden, also der Reichsdeutsche Blindenverband, organisierten vielerlei Sammel- und Hilfsmaßnahmen. Die Kriegsblinden empfanden es aber mehr und mehr als schmerzlich, Objekte des Mitleids und der Blindenfürsorge zu sein, was sie vor allem beim Aufenthalt in den Blindenerholungsheimen spürten, die der Reichsdeutsche Blindenverband mit den für die Kriegsblinden gesammelten Geldern eingerichtet hatte. Sollten sie in die Reihen der zwar bemitleideten, im übrigen aber von der Welt der Sehenden ausgeschlossenen Blinden gehören? Gehörten sie nicht im Grunde immer noch — wie vor wenigen Monaten — der Welt der Sehenden an?

Viel trug zu dieser Trennung der Kriegsblinden von den Friedensblinden auch die damalige verständnislose amtliche und private Berufsberatung bei, die ohne Rücksicht auf Vorbildung und früheren Beruf auch für die Kriegsblinden nur die typischen Blindenberufe wie Korb- und Bürstenmacher kannte. Die Kriegsblinden fühlten sich in erster Linie als Kriegsverletzte, und auch heute noch ist ihre seelische und geistige Situation wesensunterschieden von der eines Zivilblinden, insbesondere der Kindheits- oder Geburtsblinden, die ja mit der Welt, die sie umgibt, nur schwer eine Vorstellung verbinden können.

So nahmen die Kriegsblinden aus einer für sie bezeichnenden Aktivität heraus schon 1916 selber die Meisterung ihres Schicksals in die Hand, um die Verbindung mit der sehenden Welt nicht zu verlieren. Sie gründeten einen Bund, der schließlich mit der Erfassung aller 3000 Kriegsblinden des ersten Weltkrieges zu einer echten Schicksalsgemeinschaft wurde.

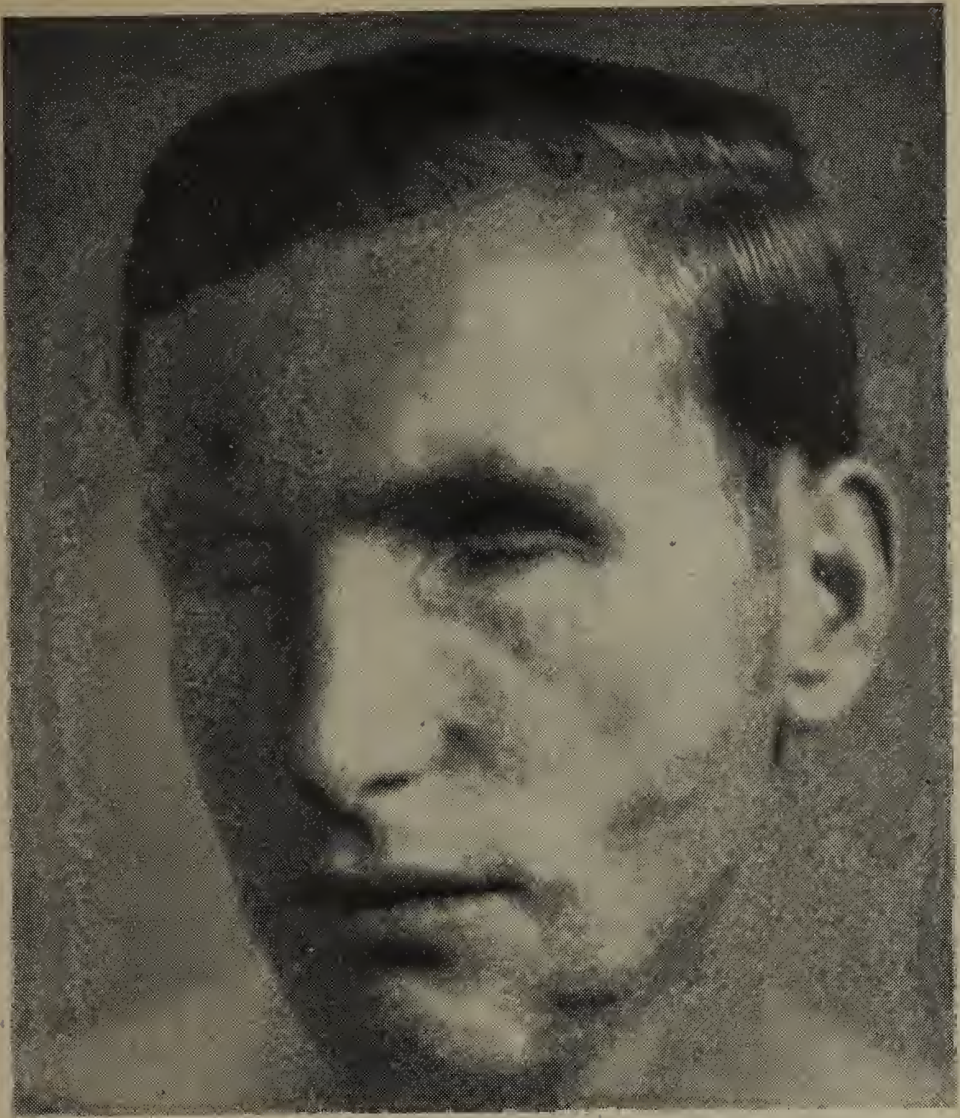


Foto: Barbara Seidl-Herberz

Die Frage, wer als „Kriegsblinder" zu bezeichnen ist, kann darüber hinaus natürlich genau nur mit rechtlichen Hinweisen geklärt werden, also gegenwärtig unter Bezugnahme auf das Gesetz zur Regelung der Versorgung der Kriegsopfer (Bundesversorgungsgesetz oder „BVG"). Da besteht nun die merkwürdige Tatsache, daß im gesamten BVG, trotz vielfacher Sonderregelungen für die Kriegsblinden, der Begriff „Kriegsblinder" nur im § 25 (2) ausdrücklich verwandt wird. Bei allen anderen Bestimmungen, z. B. § 11, § 13, § 31 und § 35 BVG, ist nur von „Blinden" die Rede. Dies ist vollauf berechtigt, denn für das BVG ist ja die Blindheit ohnehin eine der vielfachen Folgeerscheinungen der im Kriege erlittenen Verletzungen und Gesundheitsstörungen, wie es daneben die Hirnverletzten oder die Amputierten usw. gibt. Entscheidend ist allein, daß im Sinne des BVG nur derjenige als „Kriegsblinder" zu bezeichnen ist, dessen Blindheit in ursächlichem Zusammenhang mit dem Wehrdienst oder mit den Kriegsereignissen steht (§ 1 BVG). Gemeint sind also Beschädigungen,

die bei Ausübung militärischer Dienstverrichtungen erlitten wurden, ob durch Unfall oder durch Feindeinwirkung, oder Beschädigungen, die durch die bei solchem Dienst eigentümlichen Verhältnisse herbeigeführt wurden. Ferner gelten alle unmittelbaren Folgen des Krieges, vor allem also die Folgen des Luftkrieges — aus diesem Grunde finden wir unter den Kriegsblinden auch sehr viele Frauen und Kinder — ebenso die Folgen der mit dem Krieg verbundenen Tatbestände der Kriegsgefangenschaft, Internierung usw.

„Blind" im Sinne des BVG ist jeder auf solche Art Beschädigte, der „nichts mehr oder so wenig sieht, daß er sich in einer ihm nicht vertrauten Umwelt nicht allein zurechtfinden kann", wie es in den Verwaltungsvorschriften zu § 11 und § 35 festgelegt ist. Sobald dies durch ärztliche Gutachten, gemäß den Anhaltspunkten für die ärztliche Gutachtertätigkeit im Versorgungswesen, im Rentenbescheid rechtskräftig festgestellt und anerkannt ist, handelt es sich um einen „Kriegsblinden".

Dr. P. Plein

Kriegsblinde erzählen:

Tränen um Troll

Dort stehen die beiden kleinen Tannen, dort, wo im Garten unseres Hauses der Rasen ist! Schatten wirft das Haus tagsüber um die heißen Stunden des Mittags. Wie immer setze ich mich zu ihnen, zu meinen kleinen Tannen. Was sage ich, kleinen Tannen? Sind sie noch klein, so wie sie es waren vor mehr als fünf Jahren? Meine Hände gleiten über die jungen Triebe. Beim Erheben stelle ich fest, daß sie fast einen Meter hoch geworden sind. Meine beiden kleinen Tannen! Aber — da ist ein Hügel, ein blumenübersäter kleiner Hügel, just dort, wo die Tannen stehen, und wieder gleiten meine Hände über die beiden Bäumchen. Wie ein Pärchen haben sie sich miteinander, ineinander verbunden, verbunden, wie es so kommen mußte in den fünf Jahren, weil es weitergeht, das Leben. Aber — ich wollte doch von meinem Troll sprechen, von meinem Troll. Angesichts des Hügels, dieses kleinen Grabhügels will ich sprechen von Troll, sagen, warum dort die Tannen sind, die Blumen, der Hügel, das Kreuz. Will, daß der Wind es bringt, was ich denke hier am Grabe des Troll.

Da klappert wer mit Tellern, auch Töpfe schrapt man und reinigt sie, und Kinder vom Grundstück nebenan pfeifen einen Gassenhauer. Wind fährt mir durch das Haar! Der Wind, ja, von dort weht er, wohin ich einst geschritten bin mit Troll, von wo aus unsere Wege zumeist begannen und wo Mutter und Frauchen uns abends zurückerwarteten, vom Weg dort, abseits der breiten Straße. Warum erzähle ich das von Troll? Muß gerade jetzt die Nachbarin mit ihren Kindern zetern und schreien, daß es widerhallt von den kleinen Häusern gegenüber? Das Feuerzeug klickt, eine Zigarette soll mich beruhigen. Kamerad, wenn deine Hände den Kopf deines Hundes fassen, du, sei glücklich, doch — jetzt erzähl' ich dir von Troll! Seltsam, was eine Zigarette bisweilen fertigbringt!

Von übermäßigem Wuchs war er, er, mein Troll. Stark und ungestüm, jung und schwarz wie das Gefieder des Kolkraben. Pranken hatte Troll, wie sie nicht oft zu finden sind beim deutsch-belgischen Schäferhund, und Augen wie Bernstein und Zähne wie Elfenbein. Gleich Glas sprängen die Knochen, sagten die Leute. Wer hatte nicht trotz Schwere der Zeit zu fressen für ihn? Mein Gott —, sind das fünf Jahre her, fünf endlos lange Jahre? Winzig nur waren die beiden Tännchen derzeit, als wir sie ihm aufs Grab setzten, und heute? Meine Hände greifen ihren Stamm. Unglaublich, kinderarmdick sind sie fast geworden.

Kamerad, ich weiß nicht, was du durchlebt hast. Aber — soll ich dir sagen, daß ich noch heute sein Bellen höre, das Knirschen des Leders seines Führgeschirrs und aufschrecke des Nachts im Schlaf, weil —, doch hör' weiter vom Troll. Von Ortschaft zu Ortschaft zogen wir, mein Hund und ich. Es füllte sich mein Rucksack in der schweren Zeit nach dem Kriege. Daß meine Familie nicht Not litt, das war allein sein Verdienst. Woche um Woche unermüdlich Monat um Monat, sonnabends ging es zum Hamstern. Dieses Wort kennst du doch noch aus der Zeit, Kamerad, oder? Nun, ich kann jetzt schwer sprechen von Treue, von all dem, was war um uns zwei, um meinen Hund und mich. Und doch kam es eines Tages, geschah, tat sich wie immer im Ablauf alles Irdischen. Der Tierarzt mußte kommen! Der Mann kam noch einmal, ein drittes und ich glaube noch viele Male. Ich spürte es, hörte dann und ja — —, eine Rettung gibt es nicht mehr, Wassersucht! Der Tierarzt sagte es. Zusehends schwoll der Leib meines Hundes, wurde dicker von Tag zu Tag. Troll trank nur noch. Sein Leib wurde zum Erbarmen ungestalten. Entsetzlich trat das Rückgrat hervor. Meine Hand wagte ich nicht darüberzulegen. Heiß ging der Atem meines Tieres, und Röcheln war in ihm, ein furchtbares Röcheln!

Was weiter geschah zu jener Zeit, was sich dann tat eines Abends, als der Förster kam, so genau kann ich es nicht mehr sagen, kann es nicht aussprechen. Eisige Ruhe, Schweigen währte minutenlang! Wer ihn geliebt hatte, verschloß sich mit den Händen das Ohr, und ich — ich zählte und zählte, weiß nicht, wie weit ich kam mit meinem Zählen, zählte noch, bis der Schuß fiel. Ein Knall zerriß die Luft, ich habe das Echo gehört, seltsam, daß ich das vernahm, dreimal, viermal oder mehr.

Längst war tiefer Abend um unsere Ortschaft und, Kamerad, als die drei großen Männer miteins da waren, begriff ich erst! Schwere Pickel schlugen sie in die Erde, ihre Spaten kreischten im steinigen Boden. Kamerad, ich sagte: es wurde Nacht! Als ich seinen Kopf nahm, das warme klebrige Blut fühlte, du, da war ich der Dunkelheit dankbar. Von drei gro-

ßen und derben Männern sprach ich; sie haben es mir leicht gemacht, leicht und schwer zugleich. Männer weinen, Männer unserer Zeit weinen um einen toten Hund? Warum sprach keiner, wie es sonst ihre Art war? Weshalb gruben und schaufelten sie so schnell, so hastig? Eng war meine Kehle, wie zugeschnürt. Ich habe doch das große Sterben derzeit erlebt! Aber hier, Männer weinen um einen Hund, nur um einen Hund...

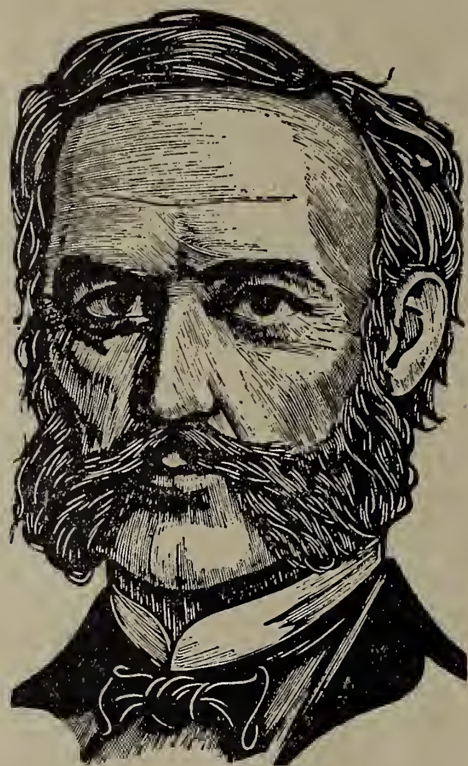
Längst ist kein Pickeln mehr um uns, kein Schaufeln, nur Stille. Eine unbeschreibliche Stille. Beim Buchenberg schreit ein Nachtvogel, und irgendwo gehen Menschen über die neue Teerstraße.

So — so war es um Troll!

Meine Hände fühlen heute wieder die Stämme der kleinen Tannen. Verzeih, Kamerad, wenn ich mich etwas verlor. Jetzt ist Mittag, und fünf Jahre sind vergangen. Du sollst aber hören, was ich sage, wenn du deinem Hund durch die Halskrause fährst: Sei gut zu ihm, sehr, sehr gut! Am Ende könnte es dir sonst so gehen wie mir. Ein ungerechter Hieb, den du ihm gibst, gereut dich vielleicht wie beispielsweise — mich: heute noch! *John Warncke*

Ein Realist der Menschlichkeit

Als der Geschäftsmann Henry Dunant aus Genf 1859 Kaiser Napoleon III. in der Lombardei aufsuchen wollte, um bei ihm seine algerische Mühlenkonzession, die ihm die Kolonial-Bürokraten verweigerten, durchzusetzen, geriet er in Solferino in die blutigste Schlacht des Jahrhunderts. Ein typischer Zeitmensch, nur seinen Geschäften auf Kosten der menschlichen Substanz lebend, stand hier plötzlich der Realität des nackten Lebenskampfes in seiner grausamsten Gestalt gegenüber. Er schloß nicht feige die Augen und floh nicht, er brach auch nicht zusammen vor dem Inferno einer ungeahnten Barbarei, die bis zur Niedermetzelung Tausender wehrloser Verwundeter auswucherte: Dunant erlebte sein Damaskus.



Henry Dunant, geboren am 8. Mai 1828 in Genf, war ursprünglich ein nüchterner Geschäftsmann. Durch Zufall erlebte er 1859 in der Schlacht bei Solferino das grauenvolle Leid verlassener Verwundeter. So wurde er zum geistigen Schöpfer des Roten Kreuzes.
Nach einem Holzschnitt von Prof. v. Dombrowski

Der Genfer Kaufmann zog die Konsequenz und handelte, er schuf auf dem Schlachtfeld durch bloßes Helfen jenseits der bis dahin üblichen Scheidung von Freund und Feind, von Siegern und Besiegten, ein überdauerndes Werk, er rief mit traumwandlerischer Sicherheit die Urzelle des Roten Kreuzes ins Leben. Und nach dem Erstaunen, das jeder schöpferische Beginn in der Masse Mensch bewirkt, erntete er schon mit der praktisch hilflosen, weil unvorbereiteten Tat von Solferino den Sieg, den sie in sich barg: das Volk von Solferino, die italienischen Bäuerinnen gehorchten seinem Ruf und halfen mit — und es erwachte angesichts von abertausend verblutenden, verschmachtenden Verwundeten der erkennende Leitruf über dem Feld des Grauens: „Tutti fratelli!" Alle sind Brüder! — Auch die feindlichen Brüder. — Der wehrlose, wunde Feind wurde verbunden und versorgt, soweit dies ohne die primitivsten Hilfsmittel überhaupt möglich war.

Bis dahin ist das Erleben und Handeln Dunants die Erfahrung und Tat eines aus Herzensträgheit und Geldjagd erwachten Mannes seiner Zeit. Es hat immer und vor allem im 19. Jahrhundert erschütterte Herzen gegeben, die aus dem Erleben mitmenschlichen Leides zum Samaritertum als der Forderung der Stunde fanden und dann wieder in ihr gewohntes Leben zurückkehrten.

Dunants Wandlung führte jedoch zu einer weltweiten Mission, die den ganzen Menschen abforderte. Und einzigartig wurde sein Werk nur deshalb, weil er in seinem zähen Ringen um eine übernational bindende Konvention der



ın aen Kriegen von 1866 und 1870/71 trat, wenige Jahre nach der Genfer Konvention, zum ersten Male das „Rote Kreuz" als Schutzmacht der Menschlichkeit in Erscheinung. Diese rührende Zeichnung von Albert Hendschel mag zwar die Teilnehmer der Kriege des 20. Jahrhunderts lächeln lassen, aber doch ist sie ein schönes und ehrlich gemeintes Dokument. Die Helferin trägt bereits die Armbinde des Roten Kreuzes. Henry Dunant war bald in Vergessenheit und in größtes Elend geraten, aber seine Schöpfung und seine Ideale hatten sich durchgesetzt. Millionen verwundeter Soldaten sind ihm Dank schuldig.

Staaten bewies, daß hier kein Romantiker des Gefühls, sondern ein Realist der Menschlichkeit seine Forderung an die Menschheit richtete: mit den wachsenden Waffenwirkungen, die seit der Heraufkunft der Technik zu unausdenkbaren Vernichtungen führen müssen, den Kampf durch ein von allen anerkanntes und völkerrechtlich bindendes, begrenzendes Maß zu vermenschlichen — und im Zeitalter der Masse, der anonymen Kollektiv-Gewalten und ihrer großmächtigen Apparaturen *dem Menschen* ein erstes und letztes Grundrecht zu sichern, dem Individuum Mensch, wie es als Einzelwesen geboren wird und sterben muß.

Keine idealistische Parole: „Nie wieder Krieg!" — Kein ideologischer Absolutheits-Anspruch: „Die Waffen nieder!" — Dunant kannte den Menschen in seiner Paradoxie, seine zwiespältige Natur, seine Götzen und Dämonen, sein Unmaß *und* seine Grenze. Er ahnte die Heraufkunft der vernichtenden Mächte des 20. Jahrhunderts. Und er blieb deshalb ein unbestechlicher Realist, der nicht *mehr* forderte, als „hier und heute" zu erreichen war. So siegte seine Idee über das tragische Schicksal ihres ersten Trägers hinaus, der sich durch ein diffamierendes Elend bis ins hohe Alter quälen mußte.

Das Rote Kreuz überdauerte die beiden unmenschlichsten Kriege der Geschichte, seine Aufgaben wuchsen über das gesetzte Maß des 19. Jahrhunderts weit hinaus; es stand im Luftkrieg vor den verstümmelten und verbrannten Frauen, Greisen und Kindern, im Partisanenkrieg und im Bürgerkrieg vor dem Geiselsystem, im totalen Krieg vor der Zwangsarbeit, Austreibung und Tötung von Millionen Zivilisten.

Und obgleich es — wie sein Gründer in Solferino — nicht das Feuer der Unterwelt zu löschen vermochte, versuchte es zumindest, mitten hinein in den Rachen der Hölle zu greifen, und zeugte so für die Bruderschaft alles Lebendigen — im Dienst an Freund und Feind, auch

wenn es paradox scheint, den Mord zuzulassen und nach dem Schlachten den Überlebenden, soweit sie wehrlos geworden sind, zu helfen.

Nach jener Schlacht bei Solferino lagen 40 000 Verwundete hilflos in ihrem Blut; die ganze Nacht hindurch hörte man das Schreien und Jammern der Verwundeten, und es war einfach unvorstellbar, daß die Ärzte sich der „feindlichen" Verwundeten annahmen. Was galten Menschen! „Was wollen Sie! Man kann keinen Eierkuchen backen, ohne Eier zu zerschlagen!" Das war die Antwort des Kriegsmanns, des Generals Beaufort, als ihm Dunant auf dem Schlachtfeld Vorwürfe machte.

Mit Mühe gelang es Dunant, österreichische Ärzte, die als Gefangene weggeführt wurden, zur Pflege der Verwundeten frei zu bekommen. Er bildete eine erste Samaritergruppe. Ein Anfang war gemacht.

Jeder deutsche Soldat, gerade auch diejenigen, denen dieses Buch hier gilt, haben etwas von dem Segenswerk Dunants am eigenen Leibe erfahren. Darum gelte ihm auch hier ein Wort des Dankes.

Gerhard Eschenhagen

Vom „Sehen" der Kriegsblinden

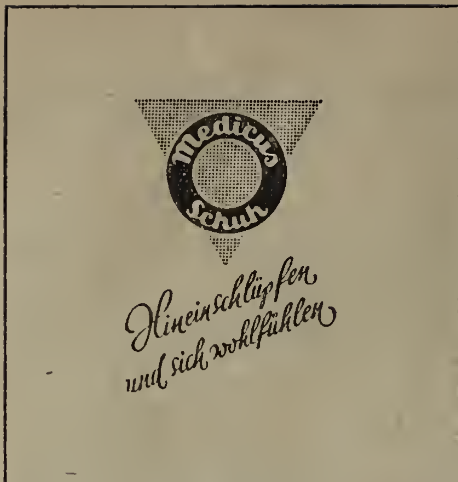
Daß wir Kriegsblinden einmal haben sehen können, ist unser Schmerz und zugleich unser Glück, auf das wir nicht um alles verzichten möchten. Schmerz deshalb, weil wir wissen, was wir verloren haben, Glück, weil uns das Gegenständliche der Welt, wenn wir es nennen hören, zum Bilde wird, weil wir es „sehen". Freilich ist der Vorgang unseres „Sehens" anders als bei den Sehenden. Während diesen das Bild unmittelbar durch das Auge bewußt wird, müssen wir es aus dem Schatz unserer Erinnerungen in uns erst hervorsuchen und „sehen" es innerlich. Daß dieses Bild von Wald, Wiese, Berg, Straße, Haus und Heim nicht der Wirklichkeit entspricht, selbst wenn man es uns noch so genau beschreibt, versteht sich von selbst. Doch kommt es darauf auch nicht so sehr an wie darauf, daß uns die Welt außer uns nicht überhaupt verödet und daß wir *fortfahren*, sie zu „sehen".

Zu diesen Gedanken regt mich eine Beobachtung an, die ich an mir selbst gemacht habe. In den ersten Monaten nach meiner Verwundung „sah" ich, wenn ich draußen war und durch die Straßen ging, so lebendig, daß ich die Straßen, durch die ich ging und die ich nicht kannte, mit buntem Leben füllte. Ich „sah" Straßen, Verkehrsmittel, Bäume, Menschen, „sah" z. B. eine Straßenbaustelle mit Warnungsschild, aufgerissenem Straßenpflaster, freiliegenden Straßenbahnschienen, den dampfenden Teerwagen, die hantierenden Männer — alles Dinge, die wohl zu irgendwelchen Straßenbildern gehören mochten, aber hier und in dieser Art gar nicht vorhanden waren. Das ging so weit, daß ich plötzlich den Schritt verhielt, weil ich spielende Kinder nicht umlaufen wollte, die ich vor mir auf dem Weg mit Puppenwagen und einem Holzpferd am Bindfaden stehen „sah"; oder: daß ich auf einmal den Kopf einzog, weil ich mich auf einen Mauervorsprung zugehen „sah". Auch diese Hindernisse waren in Wirklichkeit gar nicht da. Sie gehörten aber zu dem Bild in mir, das ich mir von der Umwelt machte. Nach und nach verlor sich dieses „Sehen", die Umwelt, die ich durch-



Winter im Dorf

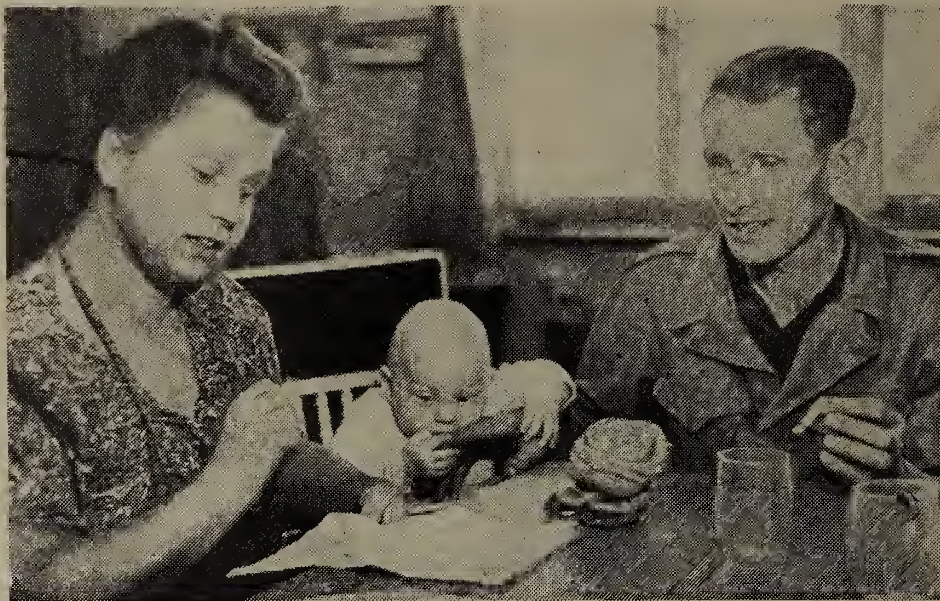
Holzschnitt von Ottilie Ehlers-Kollwitz



ging, wurde mehr und mehr zum wesenlosen, gestaltlosen Raum.

Ich denke mir nun, daß es so oder ähnlich auch anderen kriegsblinden Kameraden gegangen sein mag. Und hierin liegt die Gefahr, daß wir die gegenständliche Verbindung zu unserer Umwelt verlieren, daß wir zu „sehen" verlernen. Freilich soll an Stelle des von mir eben geschilderten „Phantasie-Sehens" ein der Wirklichkeit *möglichst angenähertes* „Sehen" treten. Das aber will geübt und ständig gepflegt sein. Hier liegt eine wichtige Aufgabe unserer Begleitung, vor allem unserer Frauen. Sie sollen uns helfen, unsere Umwelt zu „sehen". Sie sollen, *ohne daß wir fragen*, uns unsere Umgebung so genau wie möglich beschreiben, sollen viel Farbe ins Bild tun — wissen wir doch, was Farbe, was Licht ist — sollen uns von Gebäuden die Größe, Form und Bauart beschreiben, sollen, wenn wir in freier Natur sind, uns die Landschaft „sehen" lassen, und zwar systematisch, wie wir es als Soldaten bei der Geländebeschreibung taten, Vordergrund, Mittelgrund, Hintergrund, immer von links nach rechts, sollen uns auf Besonderheiten, einen schönen Baum etwa, „aufmerksam" machen, kurz, uns alles *mit „sehen" lassen*, was sie selbst sehen.

Das ist nicht immer leicht und will gelernt sein; aber es lohnt sich, daß sich unsere Begleiter ernsthaft darum bemühen; denn sie machen uns die graue, leere Welt bunt und gegenständlich lebendig. Daneben fällt für sie selbst noch ein Gewinn dabei ab: sie selbst lernen bewußt sehen, genau sehen. Aus diesem Grund empfiehlt man selbst solchen, die nicht zeichnen können, sich auf Wanderungen etwa einen Skizzenblock mitzunehmen und eifrig zu zeichnen, was sie sehen



„Bitte, lies mir diesen Brief vor!" — „Kannst du mir jetzt etwas aus der Zeitung vorlesen?" Solche Bitten sind jeder Kriegsblindenfrau vertraut, und immer wieder muß sie Zeit haben für ihren Mann, auch wenn es die Hausfrauenarbeit gar nicht erlauben will. Das Vorlesen stellt Ansprüche, aber auch das Zuhören. Mancher Kriegsblinde brauchte viele Monate, ehe er, z. B. beim Studium, sich völlig auf das Ohr umgestellt hatte und wirklich aufnahm, was ihm vorgelesen wurde.

Foto: Dau

— ganz gleich, was zeichnerisch dabei herauskommt —, weil sie so überhaupt erst richtig sehen lernen. Ein solches Zeichnen, nur mit Worten und aus Worten geformten Bildern, ist die Beschreibung der Umwelt durch unsere Begleitung.

Ein weiterer Weg, unser Inneres mit Bildern zu füllen, ist das *Lesen guter Naturbeschreibungen* oder für den, der Freude daran hat, von Reisebeschreibungen. Wir haben wohl früher, wenn wir ein Buch lasen, solche Beschreibungen von Orten oder Naturbildern gern als langweilig überschlagen. Heute sollten wir sie recht aufmerksam lesen und das, was uns da erzählt wird, recht eindringlich in uns aufbauen.

Daß wir uns die Räume, in denen wir leben und arbeiten, die nähere Umgebung unserer Wohnung, den Weg zur Arbeitsstelle und auch die Menschen, mit denen wir umgehen, ganz genau beschreiben lassen, ist eigentlich selbstverständlich und Vorbedingung dafür, daß wir in unserer näheren Umwelt heimisch werden.

Kurz, „blind" sind wir Kriegsblinden, die wir doch einst zu den sehenden Menschen gehörten, nicht, jedenfalls so lange nicht, als wir uns eine Vorstellung von der Umwelt zu erringen und zu bewahren suchen. *Bodo Schütz*



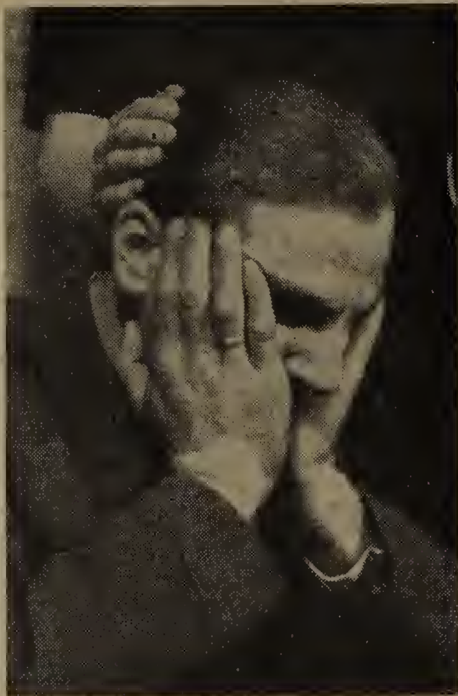
Beim Essen hat die Frau eines Kriegsblinden immer zwei Teller zu beachten, ihren und den ihres Mannes. Sie muß ihm das Fleisch schneiden (es hat immer seinen bestimmten Platz auf dem Teller), und beim Frühstück streicht sie für ihn die Brote. Kleinigkeiten? Vielleicht! Aber eine Vielzahl solcher Kleinigkeiten ergibt eine beträchtliche Summe . . .

Wie sie ihren Männern die Last leichter machen

Ein Wort zum Lobe unserer Frauen

Das ist das Äußere: peinliche Ordnung, der Aschenbecher immer am gleichen Platz, ebenso die Sessel und Stühle, der Schuhanzieher und die Handschuhe. Der Mann will sich nicht an Gegenständen stoßen, die er vor sich nicht vermutet — darum Zimmer- und Schranktüren immer schließen! —, und er will rasch finden, was er braucht. Überhaupt ist im äußeren Leben einer Kriegsblindenfrau alles Organisationskunst: da muß die Zeit zum Vorlesen aus der Zeitung einkalkuliert werden und die Zeit, um den Mann — vielleicht mit dem Tandem — zur Arbeitsstätte zu bringen oder wenigstens zur Straßenbahn, und schwieriger noch: die Zeit, um ihn abzuholen. Mancherlei Belastung kommt hinzu, die sonst ein Ehemann seiner Frau abnimmt, ob es das Unkrautjäten im Garten ist oder das Nachsehen der Schularbeiten der Kinder. Kurz, der Alltag einer Kriegsblindenfrau verlangt von ihr eine Menge, dem Beobachter meist verborgener Anstrengungen.

Zu dieser Meisterung des Alltags, der die Kräfte vieler unserer Frauen vorzeitig aufreibt, kommen aber weitere wesentliche Aufgaben. Es sei hier nicht von den vielen Handreichungen und Hilfeleistungen gesprochen, die der Kriegsblinde ständig benötigt, auch nicht von der körperlichen und nervenmäßigen Erschöpfung, mit der ein Kriegsblinder oft von der Arbeitsstätte heimkehrt und die es ihm unmöglich macht, zum Feierabend irgend etwas Hübsches mit seiner Frau zu unternehmen; es sei hier vielmehr nur einmal auf einen tieferliegenden, bedeutungsschweren Punkt hingewiesen: der Mann behält den Kontakt mit der Welt allein durch die Augen seiner Frau, das heißt also, daß es allein an der Frau liegt, was für Vorstellungen sich der Mann von der Umwelt macht und in welchem Maße er etwa schon dadurch innerlich verarmt, daß Schönheit und Fülle des Sichtbaren ihm nicht mehr mit jener Plastik vermittelt werden, die einzig die dunklen Mauern um ihn aufbrechen kann. Das erfordert bei der Frau viel Kunst nicht nur des Schilderns in Worten, sondern auch der Erlebnisfähigkeit. Schon ein Ausruf, ein Führen der



Für jeden Kriegsblinden gibt es immer wieder Stunden tiefer Niedergeschlagenheit, auch bei den Kriegsblinden des ersten Weltkrieges; denn „gewöhnen" kann man sich nicht daran, Tag für Tag in Dunkelheit zu leben. In solchen Stunden der Depression ist es immer wieder die Frau des Kriegsblinden, die ihm neuen Mut gibt. Foto: Seeger

Hand zu einer Knospe etwa, kann viel vermitteln. Glücklich jener Kriegsblinde, der sagen kann: „Ich habe zwei helle, wache Augen, die Augen meiner lieben Frau!"

Das sind Schicksale

Zu einer Zeit, als man an Krieg und Kriegsgeschrei noch nicht dachte, hatten beide die Ehe geschlossen, und das Leben floß dahin in einer ruhigen Bahn. Am Steuer des Eheschiffes saß ja der Mann. Er war Halt und Stütze für sie, und beide meisterten gemeinsam die unausbleiblichen Schwierigkeiten des täglichen Lebens. Dann kam der Krieg, und mit ihm kam der Abschied. Die Sorge für die Familie lag auf den Schultern der Frau. Das war eine ungewohnte Bürde.

Dann kam eines Tages ein Brief, von einer fremden Hand geschrieben, und in diesem Brief stand die Nachricht von der schweren Verwundung des Mannes. Sein Augenlicht sei gefährdet, hieß es da. Sie wußte, was das zu bedeuten hatte. Allzu gut hatte sie seit dem Beginn des schrecklichen Krieges gelernt, das zu lesen, was nicht geschrieben wurde . . .

Sie wußte es: ihr Mann war durch seine Verwundung erblindet!

Eine Welt brach zusammen, und sie meinte, die Sonne müsse ihren Schein verlieren und die Welt müsse stille stehen. Aber beides geschah nicht! Die Sonne schien freundlich wie am Hochzeitstage, und die Welt drehte sich weiter. Das Schicksal ihres Mannes und ihr eigenes, sie waren ja viel zu winzig, um den Lauf der Welt zu beeinflussen. Und diese Erkenntnis war wohl der erste geringe Anfang ihres Willens zum Dennoch und zum Trotzallem!

Dann sah sie eines Tages ihren Mann im Lazarett wieder. Es war bitterschwer, und es kostete sie fast ein Übermaß an Kraft, aber sie trat ihm mit ihrer heiteren, gütigen und freundlichen Art entgegen, wie früher. Keine Träne floß, und mit keinem Wort erwähnte sie die schwere Verwundung. Sie erwähnte auch nicht die glückliche Vergangenheit. Nur die Gegenwart ist lebendig und die Freude, sich endlich wieder zu haben.

Allerdings: was da geschah vom Zeitpunkt an, als sie den Brief gelesen, bis zum Augenblick des Wiedersehens mit ihrem Manne, das geschah im stillen Kämmerlein, und nur sie, die Frau, weiß darum, und sie wird nie darüber sprechen.

Ihr freundliches, scheinbar unbekümmertes Wesen aber waren die ersten Stützen, an denen sich der Mann in seinem neuen Leben in Nacht und Dunkel aufzurichten vermochte.

Eines Tages kehrte der Mann heim. Zur Sorge um die Familie kam jetzt noch die Pflege des Mannes hinzu als eine zunächst unbekannte Größe. Dazu kamen Aufgaben ganz neuer Art. Sie mußte sich daran gewöhnen, aufs Dach zu steigen, wenn der Wind einen Dachziegel gelöst hatte. Sie lernte, mit dem Hammer und der Zange umzugehen, den Malerpinsel zu führen, die Hacke zu schwingen und die Schaufel zu heben. Sie mußte sich aber auch mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Feierabend dem Manne gehörte. Die fleißige Nadel mußte

HÖR AUF DEN HERZSCHLAG!

Die Sonne soll scheinen,
Der Mond, er soll leuchten!
Die Wolke muß regnen,
das Erdreich zu feuchten.

Und siehst du kein Leuchten,
weil Nacht dich umgibt,
so hör auf den Herzschlag
der Frau, die dich liebt!

Es schlägt mit dem Klang,
der in alledem wohnt:
in Sonne und Erdreich
und Wolken und Mond!

WILFRIED MÜHLENSIEPEN

ruhen. Statt dessen lernte sie, ein Buch vorzulesen, und siehe da! Sie erfuhr, daß die Dinge schon halb getan waren, wenn man sie nur mit beiden Händen zugleich anfaßte. Mit schier unendlicher Geduld und zartem Feingefühl versuchte sie, ihren Mann zu lenken und zu führen. Nicht zu jedem Augenblick standen Geduld und Feingefühl in ausreichendem Maße zur Verfügung. Sie war ja auch nur ein Mensch, deutlicher gesagt: nur *ein* Mensch . . .



„Wie bitte? Sie haben mit Ihrer Frau eine Radtour gemacht?" So lauten am Montagmorgen die ungläubigen Fragen der Kollegen. „Und ob!" erklärt lachend der Kriegsblinde, „allerdings mit dem Tandem! So ein Doppelsitzer scheint für unsereins erfunden zu sein."

So kam es zu großen und kleinen Schwierigkeiten in der Ehe und in der Familie. In dem Maße aber, wie sie Herrin dieser Schwierigkeiten wurde, wuchs die Kameradschaft zwischen den beiden zu einem Block aus einem einzigen Guß. Wenn je das Wort von der Kameradschaft Gültigkeit hat, so hat es seinen tiefsten Sinn im Ehe- und Familienleben des Kriegsblinden gefunden.

Von einer anderen Gruppe von Frauen soll hier noch die Rede sein. Als junges Mädchen lebt man das Leben der glücklichen und unbeschwerten Jugend. Da tritt plötzlich und unver-



„Ohne die Charlotte hätte ich es wohl nie geschafft!“ sagt dieser kriegsblinde Rechtsanwalt. Charlotte ist seit sechs Jahren seine Frau und Mitarbeiterin. In vielen Kriegsblindenehen, vor allem bei den selbständig tätigen Kriegsblinden, ist die Frau zur Mitarbeiterin ihres Mannes geworden, und diese gemeinsame Arbeit verbindet beide noch enger. Charlotte ist inzwischen Mutter zweier Mädchen und eines Jungen geworden. Über Langeweile hat sie also nicht zu klagen, auch wenn im Haushalt ein Mädchen hilft und im Büro eine Sekretärin.

mittelt ein Mann in das Leben dieses jungen Mädchens, ein Mann, der vom Kriege sehr schwer gezeichnet ist. Er verlor in den letzten Tagen des 1. Weltkrieges sein Augenlicht, seine beiden Hände und das Gehör fast völlig. Und das junge Mädchen fühlt ebenso plötzlich und unvermittelt die Berufung in sich, Lebensgefährtin dieses Mannes zu werden. Sie lernten sich durch einen Zufall im Jahre 1926 kennen und

heirateten im Jahre 1927. Aus der Ehe sind drei Söhne hervorgegangen, drei Jungen, auf die die Eltern stolz sein können. Die Mutter und Gattin eines kriegsblinden Ohnhänders erzog sie, und unter dem Eindruck der Persönlichkeit ihres vom Kriege schwer getroffenen Vaters wurden sie zu brauchbaren Menschen. Was hat diese Frau in ihrer nun 27 Jahre währenden Ehe alles hinter sich gebracht! Sie spricht nicht davon, und niemand kann es in seiner ganzen Tragweite erfassen als nur sie und ihr kriegsblinder Mann. Ein Besuch bei ihnen aber ist ein Genuß. Man spürt, wie beide miteinander verwachsen sind und wie der eine des anderen Last mit Geduld trägt und wie sie Freude und Leid miteinander teilen, und ich meine, daß die Freude in ihrem Leben überwiegt.

Solche junge Mädchen, die in ihrem jungen Leben eine Kehrtwendung vollführten und es ganz in den Dienst ihres schwergeprüften Mannes stellten, gab es nach dem 1. und nach dem 2. Weltkrieg. Und nach beiden verlorenen Kriegen konnte es nicht die Rente sein, die die jungen Menschen zu diesem Tun bewogen hätte. Die Versorgung der Schwerkriegsbeschädigten

war nach beiden Weltkriegen durchaus ungenügend.

„Große Frauen unserer Zeit"

Wenn man eine Kriegsblindenfrau von solchen inneren Erfahrungen sprechen hört, wenn man sie kennenlernt, diese tüchtigen, immer unermüdlichen Frauen, die das Leben ihres Mannes ganz zu ihrem eigenen machen, dann versteht man, daß einer der bedeutendsten Männer der Gegenwart ausrufen konnte: „Sie gehören zu den großen Frauen unserer Zeit!" Niemand spricht von ihnen, und sie treten nicht in das Licht der Öffentlichkeit. Und wenn ihr Mann, den sie jahrzehntelang betreut und gepflegt haben, stirbt, geraten sie meist in Armut und Elend, denn die Witwenrente liegt weit unter dem Existenzminimum.

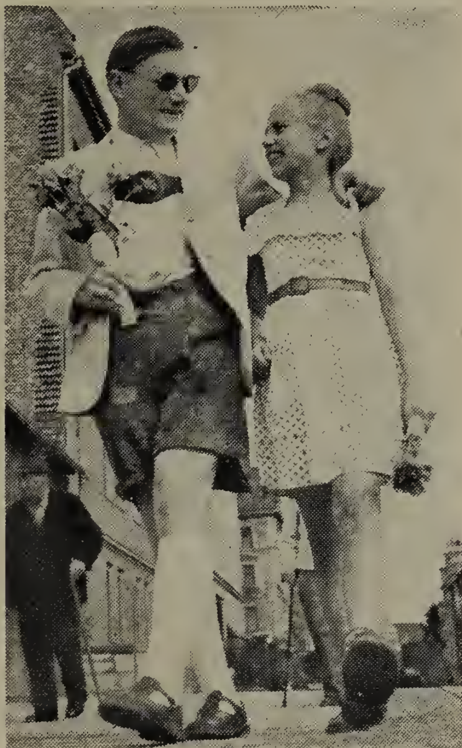
Aber wir gedachten unserer Frauen nicht, um hier zu klagen, sondern um ihnen zu danken. Sie haben es verdient, daß man von ihnen weiß und daß man über sie nachdenkt.

Die Frau eines Kriegsblinden erlebt oft einen Schmerz, den wohl niemand unter unseren sehenden Lesern bisher bedacht haben dürfte. Eine dieser Frauen schildert — als ob sie ein Gespräch mit einer Schicksalsgefährtin führe — eine solche schmerzliche Spannung:

Daran denkt keiner ...

Ihr seid unterwegs, du und dein Mann. Ihr findet einen Sitzplatz in der vollbesetzten Bahn. Die Mitfahrenden sind trotz des Gedränges freundlich, hilfsbereit. Da fängst du die Blicke einiger Umstehender auf: Sie sind auf deinen Mann gerichtet. Daß seine Augen oder auch seine Stirn oder irgendein anderer Teil seines Antlitzes nicht unversehrt geblieben sind, war dir lange Zeit hindurch ein Schmerz; denn du bist eitel auch auf deinen Mann. Du warst von jeher stolz auf ihn, auch auf sein Äußeres, sein gutes Aussehen, seine gute Haltung, seinen sicheren, freien Gang. Nun hast du für d i c h diesen Schmerz bezwungen, daß es nicht mehr so ist wie früher. Wenn nur die Menschen nicht wären, die plumpen, neugierigen, taktlosen Menschen! Jedesmal bei solchen Begegnungen ist derselbe Schmerz wieder hellwach, und du möchtest weit weg sein, du schämst dich.

Ja, du schämst dich deines Mannes. Und gleichzeitig schämst du dich deiner selbst. Du bist hilflos und zornig und sehr einsam in deinem Kummer. Und du fragst dich: Liebst du deinen Mann denn nicht mehr wie früher? Ist es nicht schlimm, daß du dich seiner schämst? Du fühlst dich klein und schlecht und minderwertig. Du willst wissen: Ist es denn nicht ganz gleichgültig, mit welchen Augen andere euch beide betrachten? Ob sie in unverwandter Neugier deinen Mann anstarren und auch wohl den Gefährten neben sich auf ihn aufmerksam machen? Und wenn es nur das wäre! Aber so manches Mal werden deine sehr wachen Augen von einem Blick getroffen, der dir sagt: Wie tust du mir leid! Wie bist du deines Mannes wegen zu bedauern! Und nicht nur die Augen sagen es. Auch wörtlich kannst du es hören.



An Mutters Geburtstag können Vater und Tochter einmal besonders herzlich zeigen, wie dankbar sie der Mutter sind. Gut gelaunt holen sie noch Blumen für den Geburtstagstisch. Die Frau eines Kriegsblinden hat ja durch die Betreuung ihres Mannes sehr viel mehr zu tun als andere Hausfrauen. Sie empfängt dafür auch sehr viel mehr Dankbarkeit — allerdings nicht vom Staat ...

Foto: Bartl

Du aber hast ihn wieder haben wollen. Um jeden Preis. Und so ist es für dich — und für uns Kriegsblindenfrauen alle — gleichgültig, was die anderen, die „da draußen", denken und sagen. Es fällt uns nicht allen gleichmäßig leicht, das zu wissen, uns das in jedem Augenblick deutlich zu machen. Es gibt so manche unter uns, die erst langsam wieder eine feste Basis gewinnen mußte oder muß, von der aus sie der Mitwelt unbeirrt gegenübertreten kann.

Eines Tages wird es ihnen aufgehen: Ihre Eitelkeit sollte jetzt eine andere Richtung bekommen. Nicht auf äußere Eigenschaften und Vorzüge ihres Ehegefährten sollten sie stolz sein, sondern vielmehr auf sein in hartem Kampf neu errungenes Lebensgefühl, auf sein Sich-selbst-Behaupten, auf sein Ja-Sagen zum Leben, auf seine innere Haltung und Sicherheit. Und doppelt stolz, wenn sie wissen dürfen, daß sie ein wenig dazu geholfen haben.



Bei Erreichen einer Bordsteinkante bleibt der Führhund stehen und warnt auf diese Weise seinen Herrn. Nach einem kurzen Tasten mit dem Stock gibt der Kriegsblinde ein Kommando, und weiter geht's.

Oh, welche Geduldsprobe!

Seufzer eines Führhundhalters

Zu einer Geduldsprobe eigener Art ist für mich mein Führhund geworden, und zwar was das Verhalten der Sehenden anlangt. Anscheinend glauben viele, daß ich ihn nicht gut genug für sein treues Führen belohne. So wird er gefüttert, gestreichelt, geneckt, und alles ohne mich, den Besitzer, zu fragen. Alle meine Bedenken werden beiseitegeschoben mit dem Bemerken, daß mein Hund ja ein so lieber Kerl sei, dem man nicht widerstehen könne. Das wäre ja noch zu ertragen, und auch die täglichen Gespräche über Hunde, die ich morgens und nachmittags zu führen gezwungen bin, wenn ich im Abteil sitze. Aber — wenn nur das Schnalzen nicht wäre! Vor uns wird geschnalzt, hinter uns wird geschnalzt, Vorübergehende schnalzen, und bevor ich im Lokal oder Abteil bin, schnalzt schon jemand —, und jedesmal gibt es mir einen Stich. Ich weiß nicht, soll es Anfeuern sein, damit der Hund besser führt, oder was sonst? Ich glaube, es ist Gedankenlosigkeit. Und ich ertappe mich manchmal bei dem recht verständlichen Gedanken, daß mein nächster Hund ein ausgesprochen häßliches Tier sein soll, das jeden anknurrt, der sich zu nähern wagt.

Alfred Spitzer

Wir Kriegsblinden können unser Leben nur meistern, wenn uns helfende Hände entgegengebracht werden!

Im Beruf, auf der Straße,
bei allen Begegnungen brauchen wir Ihr Verständnis,
also nicht Ihr Mitleid, sondern Ihre Hand!

40219/40223/45275/45308/45310/45323/51312

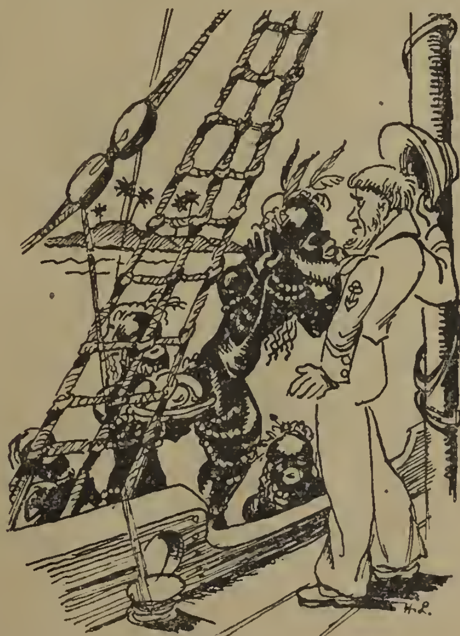


*B*eim Stöbern unter alten Büchern einer ehrwürdigen Bibliothek fiel mir ein merkwürdiges, im Jahre 1840 erschienenes Buch in die Hände, eine Reisebeschreibung in englischer Sprache. Der Titel lautete übersetzt „Reisen in Madeira, Sierra Leone, Teneriffa, St. Jago, Fernando Po etc. etc." Der Inhalt interessierte mich nicht besonders — Erdkunde war immer meine schwache Seite —, und auch den Autor kannte ich nicht. Oder haben Sie schon einmal etwas von James Holman gehört? Ich wollte das Buch bereits weglegen, als mein Blick auf eine merkwürdige Stelle in der Einleitung des 1. Kapitels fiel.

Aber vernehmen wir zunächst einmal eine kleine Probe, die von der Kunst plastischen Beschreibens zeugt, wie sie diesen James Holman in seiner Zeit hochberühmt gemacht hat. Ein fast willkürlich herausgegriffener Abschnitt aus dem Kapitel 8. Da lesen wir:

Die Reibung der Bärte

„Um 9 Uhr, wie sie versprochen hatten, kamen der König von Baracouta, sein Bruder und fünf oder sechs andere Häuptlinge an Bord unseres Schiffes. Eine Beschreibung ihrer phantastischen Kleidung dürfte interessant sein. Zuerst einmal waren ihre Körper von oben bis unten mit einer bestimmten Art von Farbe oder Schminke eingeschmiert: die Farbe Seiner Majestät war gelb, wie die der chinesischen Herrscherfamilie, die seiner Begleiter dunkelrot. Das Haupthaar war in langen, dünnen Locken frisiert, die am Rücken herunterhingen und statt mit Pomade und Puder mit Ocker und Öl steifgemacht. Über der Stirn waren die Haare ebenfalls in gleichmäßige Locken aufgeteilt und hingen über beide Ohren herab, was mich fast an den Stil von van Dykes Frauenporträts erinnerte. Die Anordnung der Locken ließ die Stirn hoch genug erscheinen, daß man auf eine gute Portion Intellekt schließen konnte. Dieser Eindruck wurde künstlich verstärkt durch die Sitte, das Haar bis ein Inch über dem natürlichen Ansatz abzurasieren. Bei manchen waren an Stelle von Locken 7 bis 8 Perlenschnüre sorgfältig auf dem Vorderteil des Kopfes befestigt.



Sie waren einzeln hinter den Ohren herumgeführt, und ihre Enden hingen bis auf die Schultern.

Dieser einzigartige ornamentale Kopfschmuck wurde überragt von einem flachen Hut mit schmaler Krempe, der wiederum umrahmt war von einem merkwürdigen Flechtwerk aus Blättern, Tierknochen und weißen und roten Federn, von denen die letzteren aussahen, als habe man sie in das Blut eines sterbenden Tieres getaucht. Nacken und Arme, Oberkörper und Beine von den Knien an waren umschlungen mit Bändern und Perlenschnüren mit den eingeflochtenen Wirbeln kleiner Schlangen. Überdies trugen sie lange Bärte. Diese rieben sie — ob aus Gründen der Etikette oder als Dankbarkeitsbezeigung, war nicht zu erkennen — an den Bärten derjenigen unter uns, die auch einen trugen.

Wir zeigten ihnen unser Schiff, unser Vieh, ließen die Bordkapelle spielen, und nachdem sie alles mit Staunen und kindlicher Freude untersucht hatten, verließen sie das Schiff zufrieden und in bester Stimmung."

1810 als Seeoffizier erblindet

Ist es denkbar, daß eine so ungemein farbige, ganz auf das Auge bezogene Beschreibung von einem völlig Erblindeten stammt? Und es ist in der Tat so: James Holman, geboren am 15. 10. 1786 in Exeter, trat als junger Kadett im Jahre 1798 in die britische Marine ein. Im Englisch-Französischen Krieg wurde er 1810 verwundet und verlor sein Augenlicht völlig. Aber der junge Seeoffizier verlor nichts von seinem Lebensmut. Schon einige Jahre nach seiner Erblindung unternahm er weite Reisen durch Europa (z. B. in den Jahren 1819 bis 1821 Frankreich, Italien, die Schweiz und Holland), worüber er in seinem ersten, 1822 erschienenen Buch berichtete. Schon als Sehender hatte er große Seereisen, vor allem in amerikanischen Gewässern, gemacht, und ihm kam zugute, was noch heute jedem Kriegsblinden zugute kommt: die Herkunft aus der Welt des Sehens, die Erinnerung an das Geschaute und damit ein gutes Vorstellungsvermögen. Er lebte, wie es auch heute jeder Kriegsblinde versucht, weiterhin in der Welt der Sehenden.

Spionageverdacht der Russen

Sein erster Versuch, die ganze Welt zu umreisen, scheiterte schon damals in einem Land, das heute noch immer nicht für Reisende besonders zu empfehlen ist, nämlich in Rußland. Etwa 1000 Meilen hinter Smolensk verhaftete man den Blinden und bezichtigte ihn der Spionage für England. Er wurde gewaltsam an die Westgrenze zurückgebracht und kehrte durch Österreich, Sachsen, Preußen und Hannover nach England zurück. Diese mißglückte Reise beschrieb der Unermüdliche in einem zu seiner Zeit aufsehenerregenden Buch „Reise durch Rußland" 1825.

Bald darauf gelang ihm aber der große Plan, wenn er auch fünf Jahre dazu brauchte: er reiste um die Welt. Er umschiffte Afrika, durchwanderte große Teile von Indien, drang so weit in China vor, als man es ihm gestattete, besuchte im Sommer 1831 Australien, dann das amerikanische Festland und kehrte 1832 nach England zurück. In nicht weniger als sechs Bänden beschrieb er seine Erlebnisse. Zehn Jahre später war er auf dem Balkan, zuvor — aus der Beschreibung davon drucken wir hier Abschnitte ab — auf Madeira und Teneriffa, kurz, Holman war ein Reisender aus Leidenschaft und dazu ein geschickter und fleißiger Schriftsteller.

Als James Holman am 27. 7. 1857 in London starb, konnte er vielleicht nicht von sich sagen, daß er viel in der Welt gesehen hätte, aber er hatte die Welt erlebt und einen erstaunlichen Beweis seines Lebensmutes erbracht.

„Es hat doch für Sie keinen Zweck!"

Was mir beim Blättern in dem vergilbten Buch von der Madeirareise Holmans auffiel und was mich veranlaßte, mich mit diesem bewundernswerten Kriegsblinden zu beschäftigen, waren einige Abschnitte aus der Einleitung des 1. Kapitels; hier lernen wir Holmans persön-



liche Einstellung zu seinem Schicksal kennen, und es ist merkwürdig: ein Kriegsblinder, der in unserer Gegenwart diese Worte Holmans hört, wird sie gern unterschreiben. Holman schreibt dort:

„Ich glaube, die Leidenschaft für das Reisen ist manchen Naturen angeboren. Jedenfalls kenne ich selbst den Wunsch, ferne Länder zu erforschen, von frühester Jugend an. Es lockte mich, den Einflüssen des Klimas, der Gebräuche und Gesetze auf die Spur zu kommen, die all



James Holman (1786—1857) trat 1798 in die britische Marine ein und verlor als junger 24jähriger Offizier im Kriege sein Augenlicht. Trotz seiner Erblindung machte er viele große Reisen, darunter auch eine mehrjährige Reise rund um die Erdkugel. Er schrieb viele Bücher, die ihn zu einem der beliebtesten Reiseschriftsteller seiner Zeit machten. Auf unserem Bild hat er eine der frühesten Schreibtafeln für Blinde vor sich.

die verschiedenen Lebensformen gestalten halfen, mit unermüdlicher Sorgfalt die Unterschiede zu untersuchen, die die Nationen der Erde voneinander trennen. Ich glaube daran, daß eine weise und gütige Vorsehung meine Fähigkeiten und Kräfte in diese Richtung lenkte, als zu einer Quelle des Trostes in dem schweren Los, von den Freuden und Schönheiten der sichtbaren Welt abgeschlossen zu sein. Die dauernde Beschäftigung des Geistes, die Anregung seelischer und körperlicher Betätigung tragen zur Verminderung, ja zur Überwindung des Gefühles bei, etwas zu entbehren und verloren zu haben. Dieses Gefühl hätte mich ohne Zweifel niedergedrückt, während die Befriedigung meiner Reiseleidenschaft kaum Zeit zum Verzagen läßt, sondern im Gegenteil lauter Freude bringt.

Als ich in die Marine eintrat, fühlte ich den unwiderstehlichen Drang, so viel von der Erde zu sehen, als ich irgend konnte. Ich wollte nicht ruhen, bis mir die Umsegelung der ganzen Welt gelungen wäre. Aber im Alter von 24 Jahren, mitten in den starken, frischen und frohen Enthusiasmus meiner Jugend hinein, traf mich das Unglück. Ich kann nicht beschreiben, wie mir zumute war, als man mir sagte; daß ich wahrscheinlich das Augenlicht verlieren würde. Die Zeit der Ungewißheit war am schwersten, und ich bat meine Ärzte, mir auch das Schlimmste nicht zu verschweigen. Ihre Antwort erleichterte mich, anstatt meine Bedrücktheit zu vergrößern. Ich konnte mich nun keinen falschen Hoffnungen mehr hingeben.

Immerhin war meine Gesundheit damals so angreifbar, mein Sinn so bedrückt und ängstlich, daß ich gar nicht auf den Gedanken gekommen wäre, jemals mein Land allein verlassen zu können. Aber mit der Rückkehr von Kraft und Gesundheit, mit der Notwendigkeit, sich auf einen Punkt zu konzentrieren, überkam mich meine alte Leidenschaft. Allein und blind wagte ich mich auf meinen gefährlichen und ungewöhnlichen Weg, und ich kann nicht zurückblicken auf all die Szenen, die mich umgaben, all die merkwürdigen Entdeckungen und Umstände, die mir vertraut wurden, ohne ein lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit für die gütige Fügung des Allmächtigen, der mich das größte menschliche Unglück überwinden ließ durch Erfüllung meines größten Wunsches.

Wenn Sie mich fragen, welche Vergnügen denn der angeblich stärkende Geist des Reisens einem Mann in meiner Lage bringen könne, dann möchte ich Sie fragen: Wer könnte sein Leben ertragen ohne einen Sinn, ohne das Streben nach einem Ziel, dessen Erreichung all seine seelischen Kräfte zu gesunder Aktivität aufruft? Ich wüßte nicht, was aus mir hätte werden sollen, wenn mein Verlangen, dieses Ziel zu erreichen, enttäuscht worden wäre.

Man fragt mich immer wieder, und ich möchte es hier ein für allemal beantworten, was es denn für einen Zweck hätte zu reisen, wenn






Bei allen Postämtern erhältlich


HOHNER

man nichts sieht. Meinen Sie wirklich, jeder Reisende hätte gesehen, was er beschreibt? Sogar Humboldt selbst griff auf die Beobachtungen anderer zurück. Es stimmt, daß mir alles Bildhafte in Natur und Kunst verschlossen ist. Aber vielleicht stärkt dieser Umstand den Sinn für das Besondere. Man unterscheidet und untersucht genauer und feiner, als ein gewöhnlicher Reisender für nötig hält, dem der oberflächliche Blick genügt und der sich mit dem ersten geschauten Eindruck zufrieden gibt. Ich bin gezwungen, alles einzeln zu erforschen und zu erfragen, und komme durch geduldiges Untersuchen, durch Anregungen und Belehrungen zu gründlicherer Kenntnis als manche anderen Reisenden. Meine Blindheit bewahrt mich vor übereilten und ungerechten Schlüssen.

Obwohl ich mir mein Augenlicht natürlich zurückwünsche, glaube ich doch nicht weniger interessante Punkte auf meinen Reisen aufzusuchen als die Mehrzahl meiner Zeitgenossen. Glauben Sie mir, das ist das Geheimnis meiner Freude am Reisen. Es gibt mir den dauernden Trost geistiger Betätigung und reizt mich zu physischer Anstrengung."

Der heitere Handel der Sierra Leone

Zum Abschluß sei noch ein besonders hübscher Abschnitt wiedergegeben, mit dem Holman seltsame Handelssitten erzählt:

Der Handel der Sierra Leone mit dem Hinterland erstreckt sich hauptsächlich auf die Foulahs und die Mandingos. Sie bringen Gold in kleinen



Selbst beim Sackhüpfen müssen die Frauen ein wenig den Steuermann spielen, damit es keine Karambolagen gibt. Bei den Kameradschaftsfesten der Kriegsblinden geht es immer sehr lustig her. Hier geben sich auch jene, denen ihr Schicksal schwer zu schaffen macht, frei und unbefangen, weil sie hier, im Kreis der Kameraden, weder angestaunt noch bemitleidet werden.

Foto: Neven-du Mont

Mengen und tauschen es gern gegen europäische Artikel. Ihre Art zu reisen ist nicht wenig seltsam. Zuerst wählen sie unter sich einen Führer, der für die ganze Expedition verantwortlich ist. Dann machen sie sich auf den Weg, mindestens sechs, manchmal aber bis dreißig oder mehr an der Zahl. Jeder trägt auf dem Kopf eine Art Korb mit seinem Hemd, einem Flaschenkürbis und einer Schaffelltasche, die den Koran, etwas Reis, Brot, Messer, Schere und ähnliche nützliche Dinge enthält. Zwischen all diese Dinge stecken sie ihr Beutelchen mit Gold. Sie verschließen die Tasche, indem sie die Schmalseiten des korbähnlichen Gebildes aufeinanderlegen und das Ganze mit einem starken Strick zusammenbinden, den sie aus Gras machen. Auf den Korb legen sie lose Bogen und Köcher für den Fall, daß sie unterwegs von wilden Tieren im Walde oder von einem der Stämme angegriffen werden, durch deren Gebiet sie ihr Weg führt. Außerdem tragen sie eine Art Speer aus einem langen Bambusstab mit Eisenspitze und eine Art Messer oder Schwert, das sie mit Hilfe eines Riemens um den Arm schlingen. Unterwegs leben sie hauptsächlich von den wilden Früchten des Landes, gelegentlich erhalten sie auch etwas in den Dörfern, durch die sie kommen. Sie



Eine Liebkosung, die man gut verstehen kann! Das Fohlen spürt genau, daß es einen treuen und sachverständigen Herrn hat: Und der kriegsblinde Bauer beschäftigt sich besonders gern mit dem Vieh, weil seine Hand warmes Leben fühlt. So wird für ihn sogar das Pferdeputzen zur Freude. **Foto: Dau**

laufen nur zwischen 6 und 10 Uhr morgens und zwischen 2 und 6 Uhr am Nachmittag.

Wenn sie endlich in Freetown angelangt sind, drücken sie sich erst einmal zwei Tage in der Stadt umher, um die Goldpreise herauszubekommen. Dabei sind ihnen ihre Landsleute behilflich, die schon länger in der Stadt leben und etwas Englisch können. Diese Leute bestreiten ihren Lebensunterhalt davon, daß sie alle anderen betrügen, die armen Wanderer ebenso wie die reichen Kaufleute.

Der Handel selbst dauert drei bis vier Tage. Danach denken sie aber nicht etwa daran, die Kolonie schon wieder zu verlassen. Sie treiben sich in den Straßen umher, schauen hier herein, befühlen da die ausgelegten Waren, und zwei oder drei Tage, bevor sie endlich abziehen, verkündet die ganze Gesellschaft allenthalben, daß sie sich nun auf den Rückweg mache. Das ist ein Wink mit dem Zaunpfahl und soll heißen, daß man nun Geschenke für sie bereitlegen möge. Wenn man ihnen nichts gibt, halten sie einem folgende Rede:

„Mein Freund", sagt einer, fügt den Namen des Kaufmanns hinzu, breitet mit großer Geste

AN MEINE FRAU

Du kamst zu mir, als Dunkel um mich war
und ich in Kälte einsam irre ging.
Jetzt ist mein Leben reich und warm und klar,
und alle Not ward mir durch dich gering.

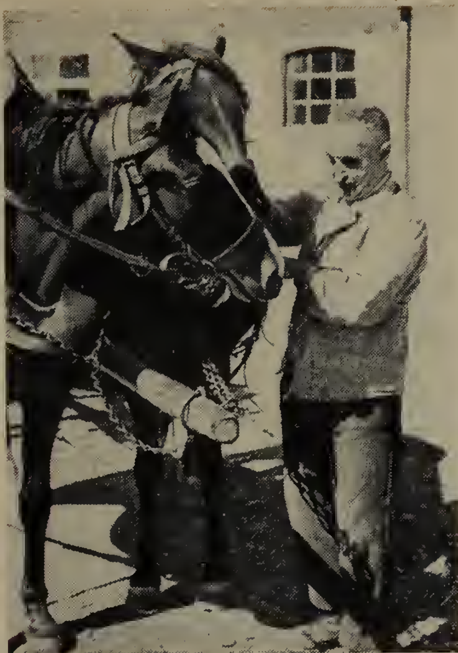
Du trägst mit mir und für mich manche Last,
und manch ein Schmerz um mich und durch mich schlug dich wund.
Karg leuchtet dir der Freude Glast,
dir, die ein Herz voll Hoffen zu mir trug.

BODO SCHÜTZ

die Arme aus und streckt die Hände von sich, „seht Ihr meine Hände? Seht Ihr, daß sie leer sind? Ganz leer! Wenn ich in mein Land zurückkomme, werden mich meine Leute fragen, ob ich nicht den großen Kaufmann gesehen habe. Und das wird bedeuten: wo hast du seine Geschenke? Oh, wenn sie sehen, daß meine Hände leer sind, werden sie mich einen Lügner heißen, denn sie werden niemals glauben, daß der große Kaufmann irgend jemand mit leeren Händen gehen läßt. Ich bin von meinem Lande hergewandert, nur um Euch zu sehen, nur zu Euch bin ich gekommen. Gewiß, ich habe diesmal nur wenig gebracht, aber wenn ich zurückkomme zu meinen Leuten und ihnen sage: ich war bei dem großen Kaufmann, seht hier die Geschenke, die ich von ihm bekommen habe — o glaubt mir, dann werden alle kommen und Euch Ware bringen, soviel Ihr nur wollt."

Das endet natürlich regelmäßig mit einem Geschenk, und die habgierigen afrikanischen Händlerseelen sind versöhnt und strahlen.

(Übersetzungen: Helga Jahr)



Die Pferde kennen ihren Herrn. Mit kundiger Hand schirrt er sie trotz seiner Erblindung an. Foto (2): Engert



Das Füttern der Kühe ist seine Sache. So macht sich ein kriegsblinder Bauer in Königsbrunn bei Augsburg auf seinem Hof trotz seines Alters immer noch nützlich.

Ein seltsamer Grenzausweis

Es sei hier ein halb komisches, für manchen Leser vielleicht auch halb gruseliges Abenteuer erzählt:

Anfang 1946 war ich zur blindentechnischen Grundausbildung in einem Heim an der thüringisch-bayerischen Zonengrenze. Nach dort war ein Teil der Silex-Schule aus Berlin verlagert worden. Da die Schule mit Kriegsblinden nicht voll ausgelastet war, wurden auch Armamputierte zur Umschulung auf neue Berufe dorthin entsandt. Dies war gerade für uns Kriegsblinde insofern recht angenehm, als wir nun Kameraden hatten, die uns etwas vorlesen und uns helfen konnten und nicht zuletzt: die mit uns in den nahegelegenen Wäldern spazierengehen konnten, denn es stand nur eine einzige Schwester zur Betreuung zur Verfügung, und wir waren zehn Blinde.

Da es zu jener Zeit noch keine Ausweise gab, stellte unsere Schule vorläufige Personalausweise aus, die auch von den Behörden —



und selbst von der dortigen russischen Ortskommandantur — anerkannt wurden. Dies war sehr wichtig, denn einige hundert Meter hinter unserem Heim verlief im Wald die Zonengrenze.

Nun geschah es eines Tages wieder, daß sich ein Armamputierter einen Kriegsblinden unter den verbliebenen Arm klemmte und sie in den Wald spazierengingen. Sie genossen so recht den herrlichen Vorfrühling. Die Freude wurde aber nach kurzer Zeit jäh unterbrochen durch ein: „Stoi!" Hinter einem Busch trat ein russischer Posten hervor und verlangte „Dokumenti", also die Personalausweise.

Der Armamputierte griff in die Tasche, holte den Ausweis der Schule hervor, und die Sache war „karosch". Aber — o Schreck! Der Blinde hatte seinen Ausweis zu Hause gelassen. Es entspann sich das übliche Kauderwelsch mit Zeichensprache, wie es üblich ist, wenn keiner des anderen Sprache beherrscht. Alles nützte nichts. Der Posten verlangte, daß der Blinde mit zur Kommandantur sollte, während der Armamputierte gehen konnte.

Da kam dem Kriegsblinden im letzten Augenblick eine rettende Idee. Er griff hoch, nahm seine beiden Glasaugen heraus und hielt sie dem Soldaten auf der flachen Hand entgegen. Da hörte er auf einmal nur noch ein schallendes Gelächter und brechende Zweige. Der Soldat war so erschrocken, daß er mit schlotternden Knien das Weite suchte, als sei der leibhaftige Teufel hinter ihm her. Diese Augensprache hatte er verstanden, hier war kein weiterer Ausweis mehr nötig. *J. Hirthammer*

Keiner traute sich . . .

Eine kleine Erinnerung

Im Mai 1944 wurde ich verwundet und verlor dabei mein Augenlicht. Vom Lazarett aus wurde ich auf unbestimmte Zeit in meine Heimat beurlaubt. Unser Dorf hatte mehrere hundert Einwohner, jeden kannte ich. Meine Eltern waren sehr erschüttert über mein Los, aber schlimmer erging mir das mit meinen Bekannten und allen Ortseinwohnern. Eines Tages machte ich mich auf, um einen Spaziergang durch unseren Ort zu machen, in dem ich jeden Weg und Steg kannte. Aber es war alles wie ausgestorben. Wohl hörte ich von weitem flüstern, aber wie ich näher kam, wurde alles still, und man ließ mich ruhig vorbeiziehen. Obwohl mich jeder kannte, getraute sich keiner, mich anzusprechen. Mir wurde es langsam unheimlich zumute, es kam sogar so weit, daß man mich gegen eine offene Tür laufen ließ, obwohl Menschen in der Nähe waren.

Dieses übergroße Mitleid ging mir auf die Nerven, bis es mir gelang, den Kontakt selbst herzustellen. Die Gelegenheit bot sich beim Kaufmann. Ich trat ein mit einem lauten „Guten Morgen", und zögernd wurde mir gedankt. Da fragte ich: „Sagt mal, trauert ihr schon um mich, so wie ihr seht, lebe ich ja noch." Und dann, nach einem guten Witz, kamen wir sehr gut ins Gespräch. Von dieser Zeit an wurde das Verhältnis zu den Sehenden von Tag zu Tag besser. Ich wurde nun auch des öfteren eingeladen, und alle Menschen kommen mir freundlich und ohne Scheu entgegen. Es machte mir nun auch wieder Freude, in unserem Ort zu leben, und ich trug mein Schicksal leichter. *Artur Birr*

Einer von Tausenden erzählt

Der Weg ins Dunkle und der Weg zurück ins Leben

1942. Der Rückzug aus dem Kaukasus war beendet und der Kuban=Brückenkopf gebildet. Wir sollten uns in einem herrlich gelegenen Weinort von den schweren Rückzugskämpfen erholen. Wir taten das um so lieber, als wir hörten, daß sich in diesem Ort eine große Sektkellerei mit riesigen Vorräten befinde. Aber — kaum hatten wir uns häuslich eingerichtet, kaum einmal den russischen Sekt probiert, uns kaum zur Ruhe begeben, als wir auch schon wieder mitten in der Nacht alarmiert wurden. Wir hatten uns zu früh gefreut! Irgendwo im Rücken unserer Kaukasusfront sei es dem Gegner bei Nacht und Nebel gelungen, einen Landekopf zu bilden, so hörten wir. Nach einem Tagesmarsch waren wir da, und in der folgenden Nacht lösten wir eine ausgeblutete Panzereinheit ab.

Es war eine herrliche, sternklare Vollmondnacht. Es war so hell, daß man mühelos lesen konnte, und es war ein herrlicher Fleck, diese Bucht von Noworossijsk, aber auch ein sehr gefährlicher. Zwar war das Meer, dicht halblinks von uns, seltsam glatt und friedlich. Dunkel und geheimnisvoll lag das Wasser im Mondlicht, dazu links von uns die schroffen, kahlen Gebirgsrücken des Kaukasus. Ich nahm das großartige Bild dieser nächtlichen Landschaft tief in mich auf, als ob ich ahnte, daß es der letzte Blick auf die Schönheit dieser Welt sein sollte.

Jede Deckung, den kleinsten Schatten ausnützend, jedes Geräusch vermeidend, krochen wir in das Schützenloch, das Fritz Menzer und mir zugewiesen wurde. Direkt vor uns im nächsten Haus, kaum 40 Meter entfernt, saß der Gegner. Ab und zu ein Feuerstoß von drüben . . . unwillkürliches Ducken . . . das Zischen der Leuchtspurgeschosse über uns hinweg. Ab und zu ein Granatwerfereinschlag in der Nähe. Leuchtspurgranaten gurgelten und rauschten nach drüben und schlugen mit lautem Krach ein. Die Splitter surrten bis zu uns herüber. Dann wieder die Antwort der Russen. Kurz — das Übliche. Die erste Nacht in einer neuen Stellung. Und über all dem Grausigen wölbte sich der majestätische Sternenhimmel. Noch heute ist mir dieser Anblick unvergeßlich: die flimmernden, glitzernden Sterne mit dem stillen, freundlich lächelnden Mond.

Opfer der eigenen Artillerie

Stündlich lösten wir beide uns am MG. ab. Schon fingen die Sterne an blasser zu werden. Der Tag war nicht mehr weit. Wieder hörte ich hinter mir Abschüsse der eigenen Artillerie. Die Granaten schlugen drüben ein, doch einige krepierten rechts von mir dicht bei einem SMG. der 4. Kompanie. Ich dachte wütend: Die Eigenen, diese Esel, die schießen ja zu kurz! Ich setzte sofort meinen Stahlhelm auf und duckte mich tief in unser Felsenloch. Da hörte ich schon die nächsten Abschüsse hinter mir. Ich hatte es gleich im Gefühl: „Die nächste kommt hierher", und im nächsten Augenblick schon spürte ich einen Schlag am Kopf. Die Luft blieb mir weg. Dabei war es plötzlich um mich her stockfinster. Mein erster Gedanke war: Mich hat's erwischt, jetzt ist es aus! Ich riß meine Augen auf, versuchte zu meinem Kameraden hinüberzublicken, aber vergeblich! Ich fuhr mit der Hand ins Gesicht, wollte die Augen auswischen, da spürte ich Schmutz, klebrige Flüssigkeit . . .

„Fritz! Fritz!" rief ich, und nochmals „Fritz!" Was war das? Ich hörte meine eigene Stimme nicht. Hatte ich meine Stimme verloren, oder hörte ich nichts mehr? Endlich konnte ich wie=

Kegelklub der Kriegsblinden



Noch etwas erschöpft und mitgenommen vom heißen Kampf zeigt uns der Kriegsblinde Hans Lindner das Tischbanner des Kegelklubs „Kameradschaft". Er gründete diesen Klub, dem nur Düsseldorfer Kriegsblinde angehören, vor 25 Jahren. „Wir Kriegsblinden lassen uns die Freude am Dasein nicht nehmen", sagt er, „trotz allem!"

der freier atmen, und da hörte ich auch meinen Kameraden: „Menschenskind, wie siehst du aus! Du hast ja nur noch den Korb von deinem Stahlhelm auf dem Kopf! Und dein Gesicht!" Ja, mein Gesicht brannte auch wie höllisch Feuer, und ich fühlte das warme Blut über Gesicht und Hals herunterlaufen...

Wiederum riß ich die Augen auf und versuchte, mich umzublicken, an mir herunterzusehen, aber tiefe Dunkelheit um mich. Kein Mond, kein Sternenhimmel, alles um mich in tiefster Nacht! Da packte mich eine unsinnige Angst, und ich beschwor meinen Kameraden: „Fritz, Fritz, schnell! Bring mich schnell nach hinten zum Arzt! Gleich wird es hell, und dann können wir nicht mehr weg von hier!"

Schlimme Minuten

„Ich kann das MG. nicht verlassen, ich darf es nicht!" hielt mir Fritz entgegen. Doch dann stellte er fest: „Das MG. ist kaputt samt der Munition, auch die Handgranaten sind losgegangen!" Also konnte er, nachdem er den Nachbarposten verständigt hatte, mich am Arm packen und mich ein kleines Stück zurück führen. Aber er fand, behindert durch mich, den Kompanie-Gefechtsstand nicht. Er mußte mich stehenlassen und allein weitersuchen. Er hole mich ab, versprach er. So stand ich nun ganz allein da, irgendwo, ohne jede Deckung, ohne zu wissen, wo vorn und wo hinten ist, und wartete und wartete auf die Rückkehr meines Kameraden. Dabei fühlte ich das Blut ununterbrochen herabtropfen. Auch an meinem rechten Arm, das spürte ich nun, war ich verwundet.

Wieder packte mich die Angst. Wird Fritz mich wiederfinden? Ist ihm etwas zugestoßen? Wenn der Tag anbricht, stehe ich vielleicht als Zielscheibe da? Ich versuchte, allein zu gehen, und stolperte ein paar Schritte vorwärts. Aber wohin? Vielleicht geradewegs zum Feind? Ich kniete mich hin und wartete weiter, horchte in die Finsternis hinein.

Endlich, nach einer halben Ewigkeit, kam Fritz und holte mich. Bald darauf brachte mich ein Melder zum Hauptverbandsplatz, zum Arzt. Mit einer fürchterlich brennenden Flüssigkeit wurde mir das Gesicht abgewaschen. Beruhigend klang die Antwort auf meine Frage, was mit meinen Augen los sei: „Deine Nase ist noch dran, und das Sehen kommt auch wieder." Ich wurde weiterbefördert bis zur nächsten Bahnstation, von dort mit dem Lazarettzug in eine Krankensammelstelle. Flugzeuge sollten uns abholen. Schon wurden wir in Papiersäcke verpackt und auf den Flugplatz gefahren, aber die Ju.s konnten des hohen Drecks wegen nicht landen. Also mit der Bahn weiter, wieder ausgeladen, wieder warten auf Flugzeuge. Tage vergingen, und ich war immer noch nicht in augenärztlicher Behandlung. Als endlich ein Augenarzt herbeigeholt war, machte der zunächst einen mächtigen Krach, weil man mich solange hatte liegenlassen. Er leuchtete mir mit einer Lampe in die Augen, und wie freute ich mich: als er ins linke Auge leuchtete, sah ich plötzlich Licht. Wieder kam ich in ein anderes Lazarett, aber noch war eine Behandlung der Augen nicht möglich, da sie dick verschwollen waren. Aber immerhin kam ich zum ersten Male in ein richtiges Bett. Dann noch einmal vergeblich auf den Flugplatz, bis es endlich gelang. Ich wurde nach der Krim geflogen.

Ich weiß nicht mehr, wie viele Tage es dauerte, bis ich endlich von einem Lazarettzug in ein richtiges Lazarett gebracht wurde, tief in Rußland noch, aber zu einem guten Facharzt.

„Ich brauche doch keine Blindenuhr!"

Am rechten Auge war nichts zu heilen, denn hier war der Sehnerv durchschossen, aber nachdem mir aus dem linken Augapfel einige Splitter herausgeschnitten worden waren, konnte ich sogar durch den Verband hindurch eine Helligkeit wahrnehmen, wenn das elektrische Licht im Zimmer eingeschaltet wurde oder wenn mich ein Sonnenstrahl traf.

Als ich fieberfrei war, ging es mit einem Kurierflugzeug in Richtung Berlin weiter. Ich hatte mir früher immer gewünscht, einmal in solch einem Vogel zu sitzen und die Welt von oben betrachten zu können. Jetzt war es so weit, aber — Ironie des Schicksals! — ich kam ja dennoch nicht auf meine Kosten. In dem Ber-

liner Lazarett und in denkbar bester Pflege wuchs meine Hoffnung von Tag zu Tag, bald wieder sehen zu können, denn tatsächlich nahm die Helligkeit vor meinem linken Auge zu.

Eines Tages erhielt ich hier den Besuch eines Herrn Dann, eines Kriegsblinden des ersten Weltkrieges. Er überreichte mir im Auftrag der Deutschen Kriegsblindenstiftung eine Blindenuhr. Ich war nicht wenig überrascht, und mir war der Vorgang ganz unverständlich. Ich sagte: „Ich brauche doch keine Blindenuhr, ich kann doch bald wieder sehen!" Der Herr beruhigte mich: ich solle die Uhr ruhig nehmen; wenn ich wieder sehen könne, solle ich sie wieder zurückgeben.

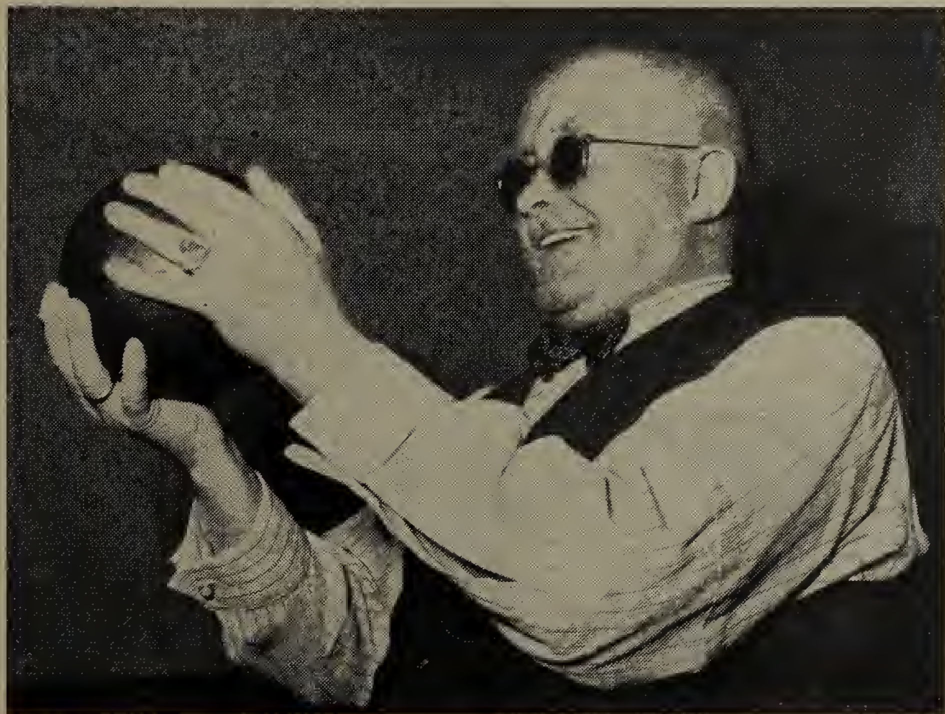
Dieser Vorgang machte mich doch stutzig und nachdenklich. Als ich das nächste Mal zur Untersuchung in die Dunkelkammer geholt wurde, bat ich den Arzt, er möchte mir rückhaltlos die Wahrheit sagen. Nach einigem Zögern sagte er: „Ihre Augen sind sehr schwer getroffen. Man hätte es vielleicht mit einer Operation versuchen können, aber Ihre Augen sind zu schwer getroffen..."

Der Sturz in den Abgrund

Für mich fiel die Welt ein! Ich drehte mich um, ließ mich auf mein Zimmer bringen, legte mich ins Bett und weinte, weinte wie ein klei-



Manche Kriegsblinde, zumal solche mit Beinprothesen, werfen die Kugel aus der Grätschstellung. Das erlaubt auch ein sicheres Zielen.



Gleich kommt der große Wurf des Abends! Man merkt es diesem Kriegsblinden an, wie er den Abend im Kegelklub der Kriegsblinden genießt. Fotos (3): Böltz

nes Kind. Das war mein Todesurteil! Hätte ich noch etwas zum Knallen gehabt, in jener Stunde hätte ich bestimmt Schluß gemacht. Ich haderte mit Gott, mit der Welt und vor allem mit mir selber. Warum hatte ich in jener Nacht nur den Stahlhelm aufgesetzt! Ach, hätte ich es doch unterlassen! Dann wäre ich heute weg von dieser Welt! Was konnte das Leben noch für einen Wert haben? Ein Dasein in Dunkelheit schien mir unerträglich. Es schien mir ganz einfach undenkbar, dieses Leben, das doch keines mehr war, weiterzuführen.

Doch merkwürdig, das Leben ging weiter, auch in der Finsternis. Es war stärker. Als ein paar Tage später der Arzt mich aufforderte, täglich eine Stunde aufzustehen, da fragte ich mich zwar: Was soll ich denn aufstehen? Es hat doch keinen Zweck! Ich kann doch keinen Schritt allein tun! Doch — Befehl ist Befehl, und so stand ich auf, stand an meinem Bett, tastete mich um das Bett herum und nochmals um das Bett herum, dann zum Tisch hin, daran entlang zum Fenster, zur Türe und dann zu den Betten der Kameraden.

Mein erster Orientierungsgang ohne fremde Hilfe! Das war ein überraschendes Erlebnis. Man konnte also auch gehen, ohne zu sehen? So tastete ich am nächsten Tag alle Einrichtungsgegenstände ab und konnte mir bald ein Bild von unserem Zimmer machen. Der Aktionsradius wurde nach und nach größer. Auch über die Flure suchte ich meinen Weg selber. „Immer an der Wand lang", so hieß nun mein Wahlspruch. Mein Selbstbewußtsein nahm wieder zu und damit auch mein Lebenswille.

Wir „Blindgänger" durchstreifen Berlin

Es ist wohl einst allen Kriegsblinden so ergangen wie mir, daß sie nämlich wie ich im Beisammensein mit Kameraden, die das gleiche oder ein ähnliches Los trugen, die alte Ruhe und Heiterkeit wiederfanden. Besonders war da ein Kamerad namens Eberling, der hatte nicht nur sein Augenlicht, sondern auch beide Hände verloren. Er war unter uns einer der fidelsten und trug sein Geschick mit großartigem Humor. Wie hilflos war er doch, er mußte sich ständig von fremden Händen helfen lassen! Da verblaßte mein eigenes Schicksal.

Meine Wunden heilten allmählich ab. Nur die Augen begannen zu schrumpfen, ich konnte die Augenlider einfach nicht mehr heben. Eines Tages war es so weit, daß ich meinen ersten Ausgang machen durfte. Andere Kameraden, die noch einen Sehrest hatten, nahmen



Bei ihrer Ausbildung wird den kriegsblinden Masseuren nichts geschenkt. Sie haben ein Jahr hindurch gewaltig zu pauken, um die staatliche Prüfung bestehen zu können.

mich in die Mitte, und hinaus ging es wieder in das Leben. Zuerst allerdings ging es zu einem Optiker. Eine Brille mußte her! Hinter der fühlte ich mich vor all den neugierigen Blicken der lieben Mitmenschen geborgen. So lernte ich Berlin durch meine schwarze Brille betrachten. Ich nahm an allem Anteil, sogar das Kino besuchten wir und das Theater. Besonders gut gefiel es uns Blindgängern in den Rheinischen Winzerstuben. Wer verstände das nicht!

Ein Fräulein mit sympathischer Stimme

Eines Tages hatten wir uns bei einer solchen Streife durch Berlin verlaufen. Ein Kamerad aus Sachsen, der noch etwas sehen konnte, sprach eine junge Dame an und fragte, wie man zum Lazarett gelangen könne. Eine frische, jugendliche Stimme gab lachend eine Auskunft und setzte hinzu: „Es wird das beste sein, ich begleite Sie dorthin. Ich hätte sowieso einen Spaziergang gemacht." Wir nahmen das Fräulein mit der sympathischen Stimme in die Mitte, und lustig plaudernd ging es zum Lazarett. Als wir dort ankamen, hatte ich mich schon mit dieser süßen Stimme — sie hieß Betty — für den nächsten Tag verabredet.

Am folgenden Tag wartete ich mit nagenden Zweifeln. Wird sie auch kommen? Tatsächlich, das Mädel hielt Wort. Ich war ganz glücklich, als ich an diesem Tag, endlich einmal ganz allein zu zweien, fern der Berliner Steinwüste in Feld und Wald herumstrolchen konnte. Als wir zwischen wogenden Kornfeldern hingingen und ich meine Hand durch Halme und Ähren gleiten ließ, dachte ich mit Wehmut an mein heimatliches Dorf im Schwäbischen und an die elterliche Landwirtschaft. Aber ich war stolz, daß ich meiner Begleiterin die Getreidearten erklären konnte, die ich fühlte. Und als Gegenleistung erklärte mir Betty, als wir am Waldrand saßen, die Schönheiten der märkischen Landschaft.

Von jetzt an hatte ich eine aufmerksame, treubesorgte Begleiterin. Sooft es ihr Dienst zuließ, holte sie mich ab.

Erster Besuch in der Heimat

Mitte Juli wurde ich bis zum Beginn der Umschulung beurlaubt. Ein einäugiger Kamerad brachte mich nach Hause. Hier versuchte ich, mich möglichst nützlich zu machen, und ließ mich auf Acker, Wiese und Weinberg mitnehmen. Aber es war zu ärgerlich, viele Arbeiten konnte ich beim besten Willen nicht mehr ausführen, am allerwenigsten in den Weinbergen. Nur Trauben schneiden konnte ich noch, wie ich später feststellte. Als ich schließlich von einem Heuwagen, den ich fast fertig geladen hatte, hinunterstürzte, war mir endgültig klargeworden, daß ich einen anderen Beruf erlernen mußte. Aber was? Auch Betty grübelte mit. Sie verbrachte während der Erntezeit ihren Urlaub in meinem Elternhaus, und als sie wieder zurück nach Berlin fuhr, betrachteten wir uns als verlobt.

Am 1. September 1943 kam ich in das Umschulungslazarett, und zwar zum Schloß Solitude bei Stuttgart. Ich alter Esel — schon 31 Jahre alt war ich — mußte nun wieder die Schulbank drücken. Schreiben und lesen zu lernen hieß nun die Parole. Eine Stunde Punktschriftmaschine, eine Stunde Schreibmaschine, eine Stunde lesen, so ging es mit mancherlei Fächern Tag für Tag. Der Kopf rauchte.

Ich werde Masseur

Schlimm war es anfangs mit dem Lesen der Punktschrift. Ich fühlte wohl die kleinen Warzen auf dem Papier, aber ich konnte sie nicht unterscheiden, und beim Unterricht mußte ich oft mit einem kläglichen Gestammel aufwarten. Da in Rußland meine Fingerspitzen erfroren waren, konnte ich einfach nicht fühlen. Es kam vor, daß ich voller Verzweiflung mitten in der Nacht meine Fibel vornahm, um den Sinn der geheimnisvollen Punkte zu erforschen. Aber ich blieb beharrlich und schaffte es auch endlich.

Während dieser Grundausbildung wurde die Frage der Berufsauswahl immer dringlicher. Im



Aus Indochina heimgekehrt — als Kriegsblinder! Auf einem Pariser Bahnhof wird er empfangen. Auch deutsche Fremdenlegionäre verloren im Dschungel ihr Augenlicht und kehrten inzwischen nach Deutschland zurück. Und auch in Korea forderte der Krieg Opfer. „Blindgeschossen" — soll das nie ein Ende nehmen?

schutzkeller halten. Schließlich wurde die Schule, ein paar Tage vor der Eroberung Straßburgs, nach Stuttgart verlegt. Hier machte ich meine staatliche Prüfung und wurde am 31. Dezember 1944 aus der Wehrmacht entlassen. Ich war wieder Zivilist.

Der Kampf draußen in der zivilen Welt begann anfangs verheißungsvoll. Frühzeitig hatte ich mich um eine Anstellung an den Lazaretten in Bad M. beworben, und als ich sogar eine Wohnung dort erhalten hatte, begann ich meine Arbeit. All die vielen Verwundeten wollten behandelt sein. Es war eine ungeheure Anstrengung für mich, aber meine Arbeit machte mir Freude, besonders wenn ich bemerkte, daß ich Erfolg hatte. Der kleinste Erfolg war für mich eine Genugtuung: du bist trotz deiner Blindheit noch zu etwas nütze! Jetzt erst wurde ich der Mensch, der ich früher war. Meine Arbeit ging mir über alles. Der Umgang mit den Patienten gab mir das sichere Gefühl, mitten im Leben zu stehen.

Und dann — arbeitslos!

Aber im Winter 1946 verlor ich meine innere Ruhe. Ich war arbeitslos geworden! Aus dem Lazarett war zunächst ein Interniertenhospital geworden, an dessen Stelle nun ein Tbc-Krankenhaus errichtet wurde. Nun saß ich zu Hause, und mein Leben war wieder eintönig, grau und trübe. Ich kam wieder ins Grübeln. Untätigkeit ist für einen Blinden Gift. Man kommt ins Sinnieren, in ein einziges, auswegloses Fragen nach dem Warum. Was ist der Sinn des Lebens? Meines Lebens? Dieses furchtbare Frage-und-Antwort-Spiel, mit dem Gedanken immer unterwegs und immer um das „Warum" kreisend, ist ein aufreibender Zeitvertreib. Es ging noch an, wenn ich Radio hörte, aber man kann es nicht von morgens bis abends tun. Ich wurde unausstehlich und mürrisch.

Berliner Lazarett hatte ich einen Kriegsblinden des ersten Weltkrieges kennengelernt, der dort als Masseur beschäftigt war. Auch der Beruf des Telefonisten wäre in Frage gekommen, aber damals fiel mir das Lesen noch zu schwer. Richtige Büroberufe haßte ich noch von der Zeit her, als ich Rechnungsführer auf einem Rittergut war. Also: Masseur!

Bald besuchte ich eine staatliche Massageschule in der Nähe von Straßburg. Als ich hörte, daß die Ehefrauen kriegsblinder Masseschüler an der gleichen Schule ausgebildet werden könnten, entschloß ich mich, kurzerhand zu heiraten und meine Frau zur Schule mitzunehmen. Ich überlegte mir, daß Betty mir eine Hilfe und Stütze sein würde, selbst dann, wenn sie später nicht mitarbeiten sollte. Ich hatte dann doch wenigstens einen verstehenden Menschen, mit dem ich über Berufsfragen sprechen konnte. Diese Überlegungen haben sich später als sehr richtig erwiesen.

Pfingsten 1944 heirateten wir. Eine Woche zuvor begann der Kursus. Schon rückte die Westfront näher, und Herr Professor Kohlrausch mußte seine Vorlesungen oft im Luft-

Ich lese wieder Bücher

Ich sah ein: so konnte es nicht weitergehen! Ich mußte mir eine Betätigung schaffen. Da faßte ich den Entschluß, meine Punktschriftbücher auszugraben und wieder den Sinn der verhaßten Punkte zu enträtseln. Als erstes fiel mir ein Roman in die Hände, „An heiligen Wassern" von Johann Heer. Das Fühlen machte mir immer noch große Schwierigkeiten, aber dann stellte ich mit Befriedigung fest, daß das Gefühl meiner Fingerspitzen besser geworden war. Dieser Roman fesselte mich derart, daß ich mir keine Ruhe ließ, ehe ich die Punktschrift

wieder voll beherrschte. Ich wurde nun Abonnent der „Marburger Umschau" — einer Zeitschrift in Blindendruck — und wurde ein fleißiger Benutzer der Marburger Hochschulbücherei für Blinde.

Als Sehender war ich eine richtige Leseratte gewesen, und nun war ich wieder eingekehrt in diese schöne Welt des Buches. So wurde ich wieder der alte Mensch, der seine ganze Umgebung vergessen konnte, wenn er ein gutes Buch vor sich hatte. Alle Grübelei hatte ein Ende.

Am 1. Oktober 1947 erhielt ich auch wieder einen Arbeitsplatz. Ich konnte helfen und meinem Leben wieder Inhalt geben. So stehe ich heute mitten im Leben und bin ein zufriedener, selbstbewußter Mensch, dem die Arbeit am hilfsbedürftigen Mitmenschen über alles geht. Allerdings, bisweilen kommen schwarze Stunden, in denen ich mit meinem Schicksal hadere. Aber ich kann ohne bitteren Stachel wieder an jene unvergeßliche, sternklare Vollmondnacht in der Bucht von Noworossijsk denken. Und in meinen Träumen sehe ich mit aller Deutlichkeit das runde, volle Gesicht des Mondes still und freundlich lächelnd auf mich herabblicken, als wolle er sagen: „Sei still, es wird schon alles gut werden . . ."

Karl Stark

Ein Herzog starb als Kriegsblinder

Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und die Schlacht bei Auerstedt

Die Mitwelt hat in Karl Wilhelm Ferdinand neben Friedrich dem Großen den herrlichsten Helden, den weisesten Staatsmann der Zeit gesehen. Niemand ist lauter gefeiert worden als er, auf niemand hat Deutschland und Europa größere politische Hoffnungen gesetzt als auf ihn.

Der Grund liegt darin, daß Karl Wilhelm Ferdinand in allem der echte Sohn seines Jahrhunderts gewesen ist. So ist es kein Widerspruch, wenn wir feststellen: Seine Zeitgenossen mußten nie vor stürmisch genialem Vorwärtsdrängen, vor der Kraftentfaltung leidenschaftlich politischen Ehrgeizes zurückschrecken, durch den ganz große Männer ihrer Mitwelt unheimlich und rätselhaft werden. So reif, so klug, so klar auch seine Gedanken waren, über die Ideen seiner Zeit ragter sie doch nie hinaus. Aber er hat es wunderbar verstanden, kantisches Pflichtbewußtsein und Sittenstrenge, Aufklärung und Humanität, enzyklopädische Schöngeisterei und patriarchalische Staatsfürsorge zu einer Einheit lebendig zusammenzuschließen und alle abstrakten Gedanken umzusetzen in praktische, fruchtbare Wirklichkeit.



Herzog Ferdinand von Braunschweig wird mit zerschossenen Augen vom Schlachtfeld bei Auerstedt (1806) getragen.

(Nach einem Holzschnitt von J. J. Kirchhoff)

Gerade aber weil er ganz in seiner Epoche wurzelte, ist die Geschichte, die nur nach den Maßstäben des Fortschrittes, der Weiterentwicklung wertet, über ihn hinweggeschritten. Denn der neuen Zeit ist Karl Wilhelm Ferdinand kein Wegweiser oder Bahnbrecher geworden. Es war sein herbes Schicksal, daß sein Tod auch das Ende seines Jahrhunderts bedeutete, daß mit Auerstedt das alte Preußen zu Grabe sank und frische Kräfte auf neuen Grundlagen einen neuen Staat schufen, in den des Herzogs Wirken nicht mehr reichen sollte.

Es gibt in der Geschichte eine Persönlichkeit, deren Charakter an den Welfen erinnert: Wallenstein. Wie jener war Karl Wilhelm Ferdinand dazu berufen, inmitten stürmischer Zeiten der legitimen Macht Rückhalt und Tatkraft zu verleihen, einem alten Staatskörper neues Leben einzuflößen und eine beherrschende Stellung über den Parteien einzunehmen. Wie dem Friedländer kamen auch Karl Wilhelm Ferdinand die Zeit, die Umstände und die Menschen entgegen. Wie jener vermochte er es aber nicht, diese Umstände auszunützen, weil er im entscheidenden Augenblick immer wieder vor der Verantwortung eigenmächtiger Handlungen, vor dem kühnen Entschlusse zurückbebte. Aus dem Gefühl der inneren Unsicherheit und Schwäche brannte in beiden die Angst vor dem Urteil der Mitwelt und bestimmte ihre Handlungen. Deshalb scheiterten beide schließlich an der Tragik ihres Lebens, daß alle leidenschaftliche Hingabe nicht den glühenden Willen, aller klare Verstand nicht jenen staatsmännischen Dämon ersetzen kann, der aus eigener Kraft heraus schaffen, gestalten und die Welt erneuern muß.

Der Verlauf des für Preußen so verhängnisvollen Krieges gegen Napoleon ist allgemein bekannt. Der Oberbefehl über das Heer und damit das Geschick des Staates wurde dem Welfenherzog anvertraut. Karl Wilhelm Ferdinand war damals ein einundsiebzigjähriger Greis, noch immer körperlich rüstig und von ungeschwächter Geisteskraft, aber sein Mangel an Entschlossenheit, das zaghafte Mißtrauen in die eigene Kraft, das allzu vorsichtige Abwägen jeder überhaupt denkbaren Möglichkeit — Charaktereigenschaften, die schon früher seine kriegerischen Erfolge beeinträchtigt hatten —, waren mit den Jahren noch gewachsen. Hinzu kam seine fast krankhafte Besorgnis, den einst in seiner Jugend erworbenen Kriegsruhm am Ende seiner Tage einzubüßen. Am 14. Oktober 1806 sah sich die preußische Armee, die in zwei Hauptteilen getrennt im Saaletal bei Jena und Auerstedt stand, zu gleicher Zeit von überlegenen Streitkräften angegriffen. Napoleon selbst überwältigte an der Spitze der Korps von Ney, Lannes, Soult und Augerau den preußischen linken Flügel, während den vom Welfenherzog befehligten Heeresteilen durch Marschall Davoust eine vollständige Niederlage beigebracht wurde.

Der Herzog hatte im Schlachtgewühl seine alte Kaltblütigkeit wiedergefunden und setzte sich unerschrocken dem feindlichen Feuer aus. Eine französische Kugel traf ihn in der rechten Schläfe und beraubte ihn der Sehkraft beider Augen. Man hob ihn auf ein Pferd und brachte ihn glücklich aus dem Gefecht nach Auerstedt, wo sein Leibarzt Dr. Voelker ihm den ersten Verband anlegte.

Diese Verwundung in einem Zeitpunkt, da die Entscheidung unmittelbar bevorstand, fiel schwer zu Ungunsten der preußischen Waffen in die Waagschale. Mit ihr hörte jeder einheitliche Oberbefehl auf, jeder handelte nur noch auf eigene Faust. Mit einem Schlage hatte der Verlust der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt den bis dahin noch immer die preußischen Fahnen umschwebenden Zauber der Unbesiegbarkeit zerstört.

Der unglückliche Herzog wurde von Dr. Voelker und Oberst v. Kleist trotz der Schmerzen, die die Wunde verursachte, auf Nebenwegen eilig in seine Residenz Braunschweig gebracht. Da Napoleon jeden Gnadenerweis gegen das Land wie die Person des Herzogs ablehnte, regelte Karl Wilhelm Ferdinand die Erbfolge und schloß seine älteren, von Kindheit an blinden Söhne zugunsten des jüngsten Friedrich Wilhelm aus, der dann später bei Quatrebas fiel. Erstmals unterschrieb hierbei der Herzog, ohne sehen zu können, seinen Namen, ziemlich fest, mit den gewohnten Zügen.

Zwar erreichte Karl Wilhelm Ferdinand auf seiner weiteren Flucht dänischen Boden, doch hatten die Unbequemlichkeiten des Transportes seinen Zustand wesentlich verschlimmert. Am 10. 11. 1806 starb er in Ottensen bei Altona und wurde in dem Gewölbe der dortigen Dorfkirche beigesetzt, bis vier Jahre nach der Befreiung Deutschlands vom Joch Napoleons seine sterblichen Reste in dem alten Dom Heinrichs des Löwen zu Braunschweig ihre letzte Ruhestätte fanden.

Dr. Alexander Fuchs

Meine Begegnung mit einem Kriegsblinden

Der Brief einer dankbaren Massage-Patientin

Liebe Gertrud!

Wie leid tut es mir, daß Dein Arm Dir noch so schmerzhafte Beschwerden macht. Es ist schon keine Kleinigkeit, so ein Armbruch, und aus eigener Erfahrung kann auch ich Dir nur dringend die angeratene Massagebehandlung empfehlen. Nun fragst Du mich, ob Du nicht lieber zu einem sehenden Masseur gehen sollst statt zu dem Kriegsblinden, den man Dir genannt hat.

Nun: bevor ich selbst den üblen Unfall hatte, der eine langwierige Nachbehandlung erforderte, hätte ich wohl nicht gleich eine so klare Antwort geben können, wie ich das jetzt vermag: ich würde immer wieder einem Blinden den Vorzug geben, obwohl ich, ehe der Kriegsblinde mich behandelte, zwei sehr tüchtige sehende Masseure hatte. Die Gründe dafür sind vielgestaltig, und ich will versuchen, sie Dir in Kürze zu entwickeln.

Zunächst muß ich gestehen, daß mich bei der Eröffnung, meine Behandlung würde einem Nichtsehenden anvertraut werden, eine leise Angst befiel: wird er, der ja die Reaktion des Schmerzes an meinem Gesicht nicht ablesen kann, mit meinem noch überaus schmerzempfindlichen Bein nicht zu gewaltsam umgehen, wie ich es von manchem Sehenden ohne böse Absicht erfuhr? Wird er von mir an Beweglichkeit nicht mehr verlangen, als ich schon leisten kann? Diese Sorge war aber wenige Augenblicke, nachdem der Blinde mein Krankenzimmer betreten hatte, völlig geschwunden und machte dem Gefühl einer vertrauensvollen Sicherheit Platz, die von jeder Bewegung, ja, dem ganzen Wesen des Mannes ausging.

Wie wohltuend war es allein schon, sich einem Menschen gegenüberzufinden, der nicht vom Tempo des beruflichen Getriebes gehetzt, sondern in einer von der Außenwelt unbeeinflußten Ruhe an seine Arbeit ging! Auch irrten die Hände nicht ziellos umher, sondern griffen geschickt und sicher zu; so vergaß ich ganz, daß sie einem Blinden gehörten. Mit welcher Behutsamkeit wurde das verletzte Glied abgetastet und wie rasch die Schmerzzone ohne meine geringste Mithilfe festgestellt! Es war fast, als spürte der Blinde den Schmerz eher als ich selbst, und er war daher imstande, ihn zu vermeiden! Mit einer Konzentration, wie sie nur dem eigen ist, der durch keinerlei optische Eindrücke abgelenkt wird, wurde die Massage gehandhabt und von mir in ihrer äußerst einfühlsamen und doch kräftigen und gezielten Art als ungemein wohltuend und wirksam empfunden. Das hat sich in all den Monaten, die mein komplizierter Fall an Behandlungszeit erforderte, nicht geändert; auch im heftigsten Getriebe, wo alles rannte und die Unruhe sich überall bemerkbar machte, behielt der Blinde die stets gleiche, konzentrierte und sichere Gelassenheit und teilte sie unwillkürlich dem Patienten mit. So ergab sich das für den Heilerfolg so wesentliche Vertrauensverhältnis zum Behandelnden von selbst. Ich spürte es: diese Hände wollten *wohl* und nicht wehe tun!

Gleichzeitig mit dieser äußeren Wirkung entstand aber eine andere, die mir vielleicht noch wertvoller geworden ist. Zum ersten Male erlebte ich ja die Begegnung mit einer mir bis dahin ganz fremden Welt, dem Schicksal der Kriegsblinden! Fast schäme ich mich heute, sagen zu müssen, daß ich sie vorher nicht gekannt habe. Ich habe sie zwar nicht bewußt gemieden, aber eben auch nicht gesucht — über ein gelegentliches mitleidiges Gedenken und einige Geldspenden ging es nicht hinaus, und

so bedeutete diese Begegnung für mich etwas entscheidend Neues. Ich erfuhr bald, wie wenig angebracht das Gefühl des bloßen Mitleids ist, wenn es nicht im echten Wortsinn zum *Mit-Leiden* führt.

Hier stand mir ja ein Mensch gegenüber, der als voller Mensch genommen sein wollte und der zwar nicht optisch sehen konnte, aber dafür eine Fähigkeit der inneren Schau und eines reichen Erlebens besaß, *wie sie uns „Sehenden" weithin fehlt*. Hier wurde ein Schicksal — wohl eines der schwersten, das junge, hoffnungsfrohe Menschen treffen kann — nicht in dumpfer Ergebung oder gar Verbitterung ertragen, sondern willig angenommen und sinnvoll gestaltet und dadurch zu einem Kraftfeld gewandelt, das noch anderen sich mitzuteilen vermochte. *Wie klein* erschien daneben das eigene, vorher als so schwer empfundene Unglück, und wie fühlte man sich aufgerufen, sich der Wirkung dieser Kräfte zu überlassen! Im Grunde kann ja erst derjenige, der selbst durch Leid gegangen und nicht daran zerbrochen ist, anderen Leidenden Hilfe geben.

Während der Behandlung ergab sich so manches Gespräch, das über das Vordergründige hinaus in das Wesentliche vorzustoßen suchte, und oft hat es mich betroffen, wie unbestechlich und klar ein Blinder, der nicht von äußerlichem Beiwerk und Zufälligkeiten, die das Auge fesseln, abgelenkt wird, den Wesenskern seiner Mitmenschen zu erfassen vermag.

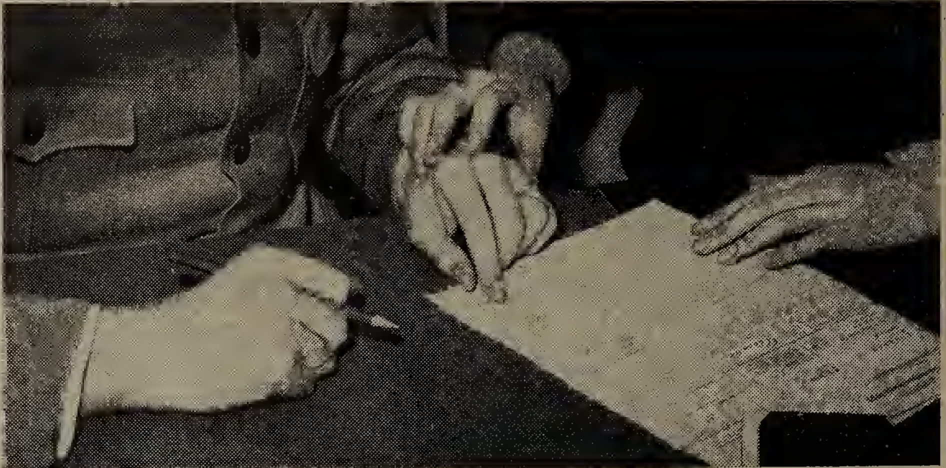
Und — anfangs überraschend — auch noch dies als schöne Zugabe: auch der Sinn für Heiterkeit und Humor erwies sich als nicht verkümmert, gerade im gemeinsamen Lachen war auch die leiseste, aus der Blindheit des andern herrührende Trennung völlig überwunden. Wie überflüssig war doch meine anfängliche, scheue Distanzierung gewesen!

Ob Du nun verstehen kannst, warum ich Dir ohne Einschränkung Mut machen möchte, Dich von einem Kriegsblinden behandeln zu lassen? Du wirst dabei nur gewinnen, und für diese Menschen, die im Schatten leben müssen, ist es doppelt wichtig, die nahe Verbundenheit mit der Welt der Sehenden und ein Verstehen zu spüren, das unserer von Gleichgültigkeit und Mißtrauen erfüllten Menschheit so bitter not tut.

Ich hoffe, Du wirst mir bald von Deiner Behandlung durch den kriegsblinden Masseur berichten.

Mit herzlichen Grüßen und guten Wünschen

Deine *Else*.



Ein kleines Problem ist es immer, wenn ein Kriegsblinder etwas unterzeichnen soll. Zwar kann er schreiben — selbst das verwundert manchen Sehenden! —, aber es muß ihm die Hand dorthin geführt werden, wo die Unterschrift stehen soll. Für jeden kriegsblinden Kaufmann oder Beamten ist diese tägliche kleine Schwierigkeit längst belanglos geworden. Aber es gibt viele Kleinigkeiten dieser Art, angefangen bei der Kunst, sich selbständig eine Zigarette anzuzünden, bis hin zum richtigen Erkennen des Geldes. Fotos (2): Lengemann



Viele Einwohner Kassels kennen den Finanzbeamten Hellmut Vogt und schätzen ihn als tüchtigen Fachmann und stets hilfsbereiten Menschen. Tausende von Lohnsteuerkarten gingen während der letzten Jahre durch seine Hand. Seine Sekretärin und Vorleserin steht ihm seit drei Jahren zur Seite und bringt ihn nach dem Dienst zur Straßenbahn.

Seltsame Visite

Im Kriegsblindenlazarett war es üblich, daß jeder Sehende beim Betreten eines Zimmers seinen Namen und Rang sagte, damit die Blinden orientiert waren. Das geschah natürlich auch, wenn ein Arzt das Zimmer betrat. Das machten wir uns für einen Spaß zunutze, der — ich gebe es zu — recht derb war:

Eines Tages trifft ein neuer Kamerad ein. Er wird auf sein Zimmer geführt und erhält sein Bett angewiesen. Einige Zeit später öffnet sich seine Zimmertür, und eine Stimme meldet sich: „Ich bin der Stabsarzt. Für das Krankenjournal muß ich noch einige Fragen an Sie richten." Eine markante Stimme. Der Kriegsblinde nimmt einigermaßen Haltung an und gibt gehorsam alle gewünschten Auskünfte.

Er ahnt nicht, daß sich nur ein paar „alte" Kameraden einen Jux mit dem „Neuen" machen. Hinter dem Fragenden stehen die anderen Bösewichter und verbeißen sich das Lachen. Zunächst ganz harmlose und überzeugende Fragen: Name? Geburtstag? Rang? Wo verwundet? Verheiratet?

Dann aber werden die Fragen fataler: Dienststrafen? Freundin? Uneheliche Kinder? Krankheiten? Der letzte Punkt wird höchst genau vorgenommen. Schulleistungen? Besondere Wünsche? Kurz, der Kamerad wird buchstäblich bis unters Hemd ausgefragt. Der Fragende, der ja selber nichts sehen kann, tut so, als ob er alles in eine dicke Akte einträgt. Als man aber draußen den richtigen Stabsarzt herannahen hört, wird die seltsame Visite rasch abgebrochen.

Am andern Morgen ließ dann der Stabsarzt, der diesen Streich bald herausgekriegt hatte, doch einige warnende Worte von sich, in die eine Richtung strenger, in die andere Richtung versöhnlicher. Es ist dann auch nicht wieder vorgekommen. *Lux*

Dumm gewesen

Eines schönen Tages kam zu uns ein Handwerker, der schon in früheren Jahren öfter bei uns gearbeitet hatte, und nahm eine Reparatur im Hause vor. Dabei sah er mich mit der Schreibmaschine schreiben und beobachtete auch, wie ich in mein Magnetophon sprach. Sichtlich stieg sein Interesse an mir und meiner Tätigkeit, und er schien sich darüber Gedanken zu machen. Als er, nach Beendigung

seiner Reparatur, dann ein paar Tage später wiederkam, um die Rechnung zu überreichen, brachte er auch seine Frau mit. Anscheinend hatte diese die Neugier hergetrieben. So äußerte sie auch schon nach kurzer Zeit den Wunsch, das Magnetophon zu sehen, und ich zeigte ihr bereitwillig das kleine Wunder und auf welche Weise ich es fürs Maschinenschreiben verwende.

Als der Besuch beendet war und sich das Ehepaar verabschiedete, konnte die gute Frau ihre Meinung, der sie irgendwie Ausdruck zu geben versuchte, nicht mehr zurückzuhalten. Sie sprach zu meiner Frau: „Wissen Sie, es ist schon ein großes Unglück, daß Ihr Mann im Krieg blind geworden ist. Es ist aber auch ein großes Glück, daß er dafür jetzt so gescheit wurde!"

Da blieb mir nur die fatale Überlegung übrig: Wie dumm muß ich gewesen sein!

Wilhelm Schwind

Glückliche Tage in der Hauptstadt Perus

Kleine Plauderei über die Merkwürdigkeiten der Stadt Lima

Während der Überfahrt hatte man mir erzählt, daß die Stadt Lima nicht gerade schön sei, die Straßen seien sehr schlecht gepflastert, und alles sei sehr staubig, weil es so gut wie gar nicht regne. Wenn es aber einmal regne, seien überall große Pfützen und die Wege so glitschig, daß Mensch und Tier Mühe hätten, nicht auszurutschen. Verunglücke ein Tier auf der Straße, dann lasse man es einfach liegen, und die Aasgeier kämen dann und übernähmen das Amt der Gesundheitspolizei. Ich sah es später tatsächlich: diese schrecklich aussehenden großen Vögel fressen in ganz kurzer Zeit bis auf das Gerippe alles auf, was auf der Straße verendet.

Ich ließ mich jedoch durch all das Unken an Bord nicht einschüchtern; denn ich sagte mir, daß dort, wo mein Verlobter sich wohl fühle, auch ich mich wohl fühlen würde. Und so war es auch. Callao, der größte Hafen von Peru — hier wurde ich abgeholt —, machte einen sehr ordentlichen Eindruck auf mich. Und noch angenehmer überrascht war ich von der gut asphaltierten Chaussee, die von Callao nach Lima führt. In großen schönen Straßenbahnwagen, in denen man nach Belieben die Rückenlehnen verstellen kann, je nachdem, ob man vorwärts oder rückwärts fahren will, gelangt man nach Lima.



Durch ihre dicken lehmartigen Mauern fallen in Lima die ganz besonders schönen alten Kirchen auf, man riecht förmlich ihr Alter, wenn man sie betritt. Frauen und Mädchen gehen zum Teil heute noch mit ihren wundervollen schwarzen Spitzen-Mantillas, die kunstvoll im Haar befestigt werden, in die Kirche.

So war bereits mein erster Eindruck alles andere als enttäuschend.

Drei Schritte Abstand

Gleich am Tage meiner Ankunft wurden wir in der deutschen Gesandtschaft in Lima getraut. Es war im Jahre 1924. Lima ist die Hauptstadt von Peru, eine schöne alte, zum Teil aber auch moderne Stadt. Überall findet man Plätze mit Palmen, mit schönen Anlagen und Denkmälern. Auch gibt es

Häuser im spanischen Kolonialstil mit geschlossenen, wundervoll geschnitzten dunklen Holzbalkonen. Durch die Schnitzereien der Balkone konnten die Damen des Hauses ungesehen das Leben und Treiben auf der Straße beobachten, seinerzeit, als es noch nicht üblich war, daß die Damen der Gesellschaft ohne Begleitung auf die Straße gingen. Es verstieß noch vor zwanzig, dreißig Jahren, als ich in Peru lebte, gegen den guten Ton, allein auch nur Besorgungen zu machen. Zumindest mußte eine ältere Hausangestellte als Begleiterin mitgehen, jedoch nicht an der Seite ihrer Schutzbefohlenen, sondern stets ein paar Schritte hinterher. Damals war es fast unmöglich, daß eine Haustochter irgendeinen Beruf ergreifen durfte. Die Zeiten haben sich geändert. Es gibt Töchter aus ersten Häusern, die heute allein im Beruf stehen, allein ihre Besorgungen machen und auch sogar allein ins Kino gehen, was früher einfach unmöglich war.



Holzschnitte: Fritz Sindel

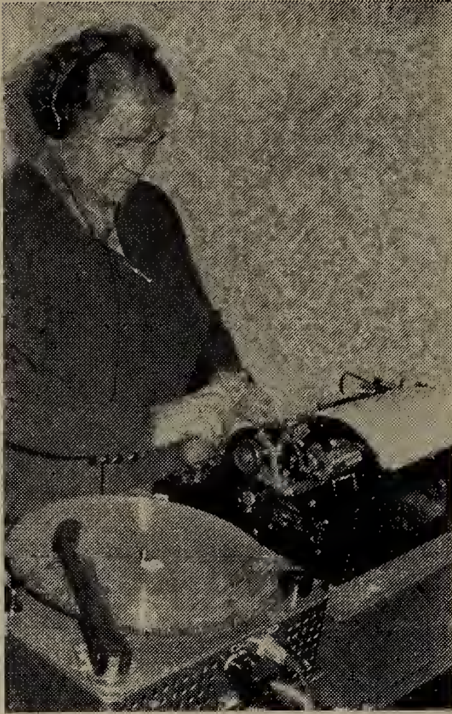
Die Peruaner haben sehr viel Familiensinn. Die ganze Familie (Eltern, Geschwister, Großeltern, Tanten und Onkel, zum Teil Weiße, zum Teil oft Mischlinge und Schwarze) hält sehr zusammen und unterstützt sich gegenseitig —, wenn es einmal not tut, mit der größten Selbstverständlichkeit. Auch die Gastfreundschaft gegen jedermann ist außerordentlich groß und herzlich. Alle Peruaner, die ich kennengelernt habe, waren äußerst höfliche und freundliche Menschen.

Feilschen in deutschen Geschäften überflüssig

In den Hauptgeschäftsstraßen von Lima findet man recht hübsche Geschäfte, und die größten von ihnen befanden sich in deutschen Händen, jedenfalls damals, also bis kurz vor dem zweiten Weltkrieg, als ich das Land verließ. Die reichen Peruaner, die Wert auf Qualität legten, kauften sehr gern in deutschen Häusern, weil sie genau wußten, daß sie dort reell und gut bedient wurden. Selbst auf das Feilschen verzichteten sie bei den Deutschen, obgleich dies im ganzen Lande üblich ist. Man kann wohl sagen, daß die Deutschen in Peru sehr angesehen und beliebt sind und sich dort auch recht gut eingelebt haben. Die Kinder der meisten Deutschen in Lima und Umgebung besuchten die deutsche Schule in Miraflores oder in Callao. Miraflores (auf deutsch: Schau die Blumen!) ist ein entzückender Villenvorort von Lima und liegt direkt am Meer.

Hier wohnen die meisten Ausländer in hübschen Häusern mit gepflegten Gärten. Stark duftende Sträucher und Blumen stehen in den Gärten, und die Terrassen zieren Rankgewächse in allen Farben, daß es eine Pracht ist. Viele kleine Kolibris naschen in den Blüten den Honig. Auch lebt dort ein Vögelchen, das unserer Feldlerche ähnlich ist und den ganzen Tag fröhlich zwitschert und singt. Eukalyptusbäume, Akazien und andere Bäume, die man hier nicht kennt, säumen die Straßen ein. Die Gärten werden künstlich bewässert. Mindestens einmal in der Woche kommt der Gärtner, öffnet die Siele und Kanäle, um die Gärten regelrecht zu überschwemmen, da die Feuchtigkeit ja mehrere Tage anhalten muß. Es regnet ja kaum in Lima. Die Feuchtigkeit, die nachts niederfällt, genügt nicht für die Pflanzen. Die Wintermonate Juni, Juli, August, September, Oktober und zum Teil auch noch November sind natürlich nicht mit dem euro-

päischen Winter zu vergleichen. Die Temperatur sinkt höchstens bis auf 13 Grad Celsius, über Null natürlich. Da die Luft aber sehr dünn ist und da es in den Häusern keine Öfen gibt, haben wir manches Mal ganz schön gefroren. Ja, man sieht sogar Pelzmäntel dort. Fährt man jedoch im Winter anderthalb Stunden mit der Eisenbahn oder eine Stunde mit dem Auto in die Berge, dann weiß man genau: dort ist Sonnenschein und strahlend blauer Himmel, während es in Lima kalt und dunstig ist. Man hat also auch im Winter immer Gelegenheit, sich voll Sonne zu pumpen. Alle, die es sich leisten können, wohnen während des Winters in dem Kurort Chosica, der etwa 1000 m über dem Meeresspiegel liegt. Am Tage genießt man den herrlichen Sonnenschein und die gesunde Bergluft, und nachts kann man dort wunderbar schlafen, da es, sobald die Sonne untergegangen ist, merklich abkühlt.



Das ist Frau Gebhard, die uns auf diesen Seiten in so reizvoller Weise von ihren Erlebnissen in Peru berichtet. Als sie dort lebte, konnte sie noch sehen. Kurz vor dem Kriege kehrte sie zurück und verlor durch Bomben den Mann und die Tochter und selber das Augenlicht. Ihr Sohn ist gefallen. Trotz allem nahm sie ihr Leben tapfer in die Hand. Seit einigen Jahren ist sie als Stenotypistin und assistierende Mitarbeiterin in der Hamburger Schulbehörde tätig, und zwar in der Abteilung Schülerkontrolle, die viel mit psychologischen Tests arbeitet: Unterhaltungen mit Schülern werden auf Dimafonplatten aufgenommen. Frau Gebhardt kann die Texte von der Platte aus übertragen, und man legt auch großen Wert auf ihr psychologisches Urteil. Auf die gleiche Weise überträgt sie auch Briefe, ein Verfahren, das viele kriegsblinde Stenotypisten heute vorziehen. Es erspart die Niederschrift eines Stenogramms und erspart, was noch wichtiger ist, dessen mühsames Entziffern.

In Kakteen gefallen

Die höchste Bahnstation der Welt, das 5000 Meter über dem Meeresspiegel gelegene Ticlio, erreicht man mit der Bahn über Chosica, und von Ticlio, aus eisiger Kälte, geht es wieder bergab über Tarma nach La Merced, das 800 Meter hoch liegt, wo ausgesprochenes Tropenklima ist. Die ganze Fahrt kann man heute in 18 Stunden machen, wobei man sämtliche Klimata genießt. Alle Züge, die über Chosica hinausfahren, verlassen Lima nie ohne Arzt und Sauerstoffapparate, da viele Menschen die Höhenluft nicht vertragen können. Die Berge sind kahl und steinig. Nur in der Regenzeit zeigt sich ein kleines Pflänzchen, ähnlich wie unsere Begonien mit rosafarbigen Blüten. Daneben wachsen Kakteen in vielen Arten, u. a. auch solche mit Früchten, die ähnlich wie unsere Stachelbeeren schmecken. Ich bin einmal beim Pflücken der Früchte ausgerutscht und in die Kakteen gefallen, was bestimmt kein Vergnügen war, denn meine Arme und Beine waren voller Stacheln, die nur mit großer Geduld und unter vielen Schmerzen entfernt werden konnten.

Aschermittwoch — letzter Badetag

Von den Bergen kommen die „fruteras" (Obstverkäuferinnen) mit ihren herrlichen Früchten wie Chirimoyas, Paltas, Granadillas, Mangos, Bananen, Äpfeln usw. in die Stadt. Sie tragen weite Röcke in leuchtenden Farben, einen Panamahut mit schwarzem Band und ihr schlichtes schwarzes Haar in Hängezöpfen. Fast nie sieht man eine „frutera" ohne Kind auf dem Rücken, das sie in einem schräg auf der Brust verknoteten Tuch trägt. Mit der größten Selbstverständlichkeit und ganz ungeniert nährt sie ihr Kind auf der Straße. Die „fruteras" gehören zu den sogenannten „cholos", das sind Mischlinge mit glatten schwarzen Haaren, ganz dunklen Augen und gelblichem Teint. Die „cholos", die in den Bergen wohnen, wenn sie nicht als Hausangestellte in der Stadt arbeiten, fertigen u. a. auch sehr schöne handgewebte Decken und Teppiche an in hübschen leuchtenden Farben, wobei die peruanischen Landesfarben Rot-Weiß eine große Rolle spielen.

Zu Weihnachten beginnt die Badesaison. Von den frühen Morgenstunden bis in den Abend sieht man die Leute zum Strand hin-

unter wandern, um im Meer Erfrischung zu suchen. Es ist eine Wonne, sich von den Wellen schaukeln zu lassen. Hierzu muß man sich natürlich die Zeit aussuchen, in der das Wasser einigermaßen ruhig ist, damit man nicht zu weit ins offene Meer hinausgetrieben wird. Mit dem Sonnen nach dem Baden muß man jedoch sehr vorsichtig sein, da man dort sehr leicht einen fürchterlichen Sonnenbrand bekommen kann. Bis zum Karneval dauert die Badezeit, dann wird das Meer sehr wild, so daß das Baden sehr gefährlich wird und kein Vergnügen mehr macht. Am Aschermittwoch ist meistens der letzte Badetag.



Keiner der Ärzte mochte es ihr sagen, als sie nach einem schweren Fliegerangriff auf Bremen im Krankenhaus lag. Frau Gesine Hillmann war als Blinde aus den Trümmern ihres Hauses geborgen worden. „Damals, in den ersten schlimmen Monaten, hätte ich nie geglaubt, daß ich jemals wieder als vollwertiger Mensch Freude am Leben haben könnte. Aber meine Angehörigen machten mir vieles leicht. Heute verrichte ich manche Hausarbeit selber, und auch in meinen Mußestunden bin ich nicht gern ohne Beschäftigung. Mit der geliebten Nähmaschine ist es zwar vorbei, aber die Stricknadeln stehen nie still." Das Kleid, das Frau Hillmann auf dem linken Bild trägt, hat sie selber gestrickt. Übrigens backt sie auch allein und bedient den elektrischen Herd. Als sie auf den Wiederaufbau ihres Hauses warten mußte, dachte sie sich ihre für eine blinde Hausfrau wirklich praktische Küche aus. Auch für die Bremer Kriegsblinden ist Frau Hillmann tätig. In ihrem Haus befindet sich das Auslieferungslager der Bürstenmacher, das sie mit Hilfe ihrer Tochter verwaltet. Sie bedient das Telefon, packt die Pakete und ist immer unermüdlich. „Eine prächtige Kameradin", sagen die Bremer Kriegsblinden.

Fotos (2): Kull

„Eisige" Scherze

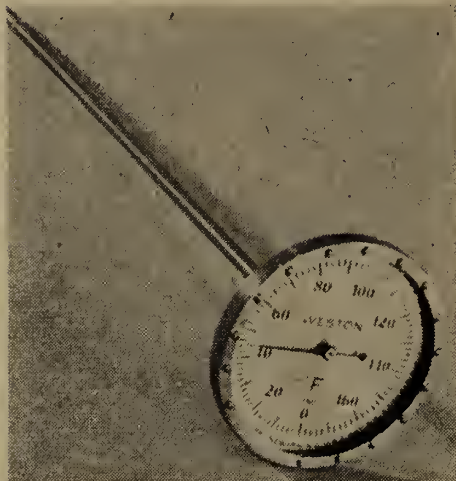
Die Karnevalstage werden ausgiebig gefeiert. Am Karnevalssonntag zieht der Karnevalszug durch die Straßen in hübsch geschmückten Autos. Alle Karnevalsköniginnen von der Stadt Lima und den Vororten fahren mit ihrem Gefolge größtenteils an der Spitze des Zuges. Das Publikum steht Spalier, wirft Konfetti und Papierschlangen in den Zug und in die Menschenmenge und bespritzt sich mit parfümiertem Aether, wobei besonders der Nacken und die Beine Zielscheibe bilden. Das gibt dann immer im Moment einen „eisigen" Schreck. — In den größeren Lokalen, es sind eigentlich nur wenige, findet ein Festball statt. Die meisten feiern jedoch im Hause bei Tanz und Erfrischungen oder auf der Straße. Drei Tage hält der Trubel an. Die Geschäfte sind ganz geschlossen oder nur für kurze Zeit an den Karnevalstagen geöffnet.

Nach Aschermittwoch beginnt die stille Zeit. In der Karwoche gehen fast alle Menschen, Frauen und Männer, in schwarzer Kleidung. Für uns Deutsche war dies alles etwas Ungewohntes, aber man lernt schnell, mit diesen Dingen fertig zu werden.

Wenn ein deutscher Kreuzer kam

Wenn aber einmal ein deutscher Kreuzer nach Callao kam, dann gab es große Feste für uns. Unsere „blauen Jungen" wurden von





Dieses Thermometer, dessen Zeiger abfühlbar ist, erlaubt dem kriegsblinden Masseur, die Temperatur von Bädern oder Packungen zu messen. Er muß allerdings, da es sich um eine amerikanische Erfindung handelt, die Werte von Fahrenheit in Celsius umrechnen.

Peruanern und Deutschen sehr herzlich empfangen. Ganz Lima und Umgebung war auf den Beinen. Zum Schluß gab es immer einen großen Ball für die deutsche Kolonie, zu dem auch viele prominente Peruaner und besonders die Marine eingeladen wurden. Diese stellte dann auch ihre Militärkapelle zur Verfügung, die abwechselnd mit der deutschen Bordkapelle zum Tanze aufspielte.

Zur Zeit um Johanni wachsen, besonders im Abancaytal, viele, viele gelbe Blumen, die Blüten wie schmale Schwertlilien haben. Zu dieser Blütenpracht fährt oder geht jung und alt von Lima und Umgebung ins Abancaytal. Es ist wie ein Volksfest. Überall sind Lebensmittelstände, die erfrischende Getränke, belegte Brötchen sowie allerlei Spezialitäten, die am Rost gebraten werden, anbieten. Dazwischen wird gesungen und nach Gitarrenklängen getanzt.

Gala-Abende mit Brillanten

Am 28. und 30. Juli sind die peruanischen Nationalfeiertage. Am ersten Tage findet ein Gala-Konzert in Anwesenheit des Staatspräsidenten statt. Vielfach sieht man bei einer solchen Gala-Veranstaltung die Damen noch mit großen Schmuckkämmen im Haar und den schönen, großen, bunten spanischen Schals (mantones) um die Schultern. Es ist ein festliches, farbenfreudiges Bild, wenn man so durch die Reihen schaut. Da der Südamerikaner überhaupt sehr für Schmuck zu haben ist, sieht man überall blitzende Brillanten. Auch die Herren tragen viel Brillanten. In den Pausen geht es sehr temperamentvoll zu. Lebhafte Begrüßungen überall, und nette Schmeicheleien hört man von allen Seiten. Es gibt nicht viele kulturelle Veranstaltungen in Lima, nur wenn ausländische Künstler kommen. Wenn diese aber da sind, gehört es einfach zum guten Ton, die Veranstaltungen zu besuchen, ganz einerlei, ob man etwas davon versteht oder nicht. Aber man muß mitreden können.

Beim Pferderennen in Lima sieht man fast nur Herren. Außer den Ausländerinnen geht hier selten eine Frau mit zum Rennen. Gewöhnlich sind wir anschließend an das Rennen noch in ein sehr hübsches Café gegangen, in dem eine Wiener Kapelle spielte. Selbstverständlich gab es dort auch einen sehr guten Kaffee und Kuchen mit Schlagsahne.

Einmal im Jahr, gewöhnlich im Rahmen der Nationalfeiertage, fand auch ein größerer Stierkampf in Anwesenheit des Staatspräsidenten statt. Die große Begeisterung des Publikums bei einem Stierkampf kann man nicht beschreiben, wenn man so etwas nicht selbst mal gesehen hat. Blumen, Hüte und alle möglichen sonstigen Gegenstände fliegen vor lauter Begeisterung mit lautem Gejohle, Gegröle und Füßetrampeln in die Arena, wenn es dem

„Torero" geglückt ist, den Stier mit einem Stoß zu töten.

Auch Hunderennen und Hahnenkämpfe sind bei den Peruanern sehr beliebt.

Die Haustiere in den Bergen sind: das Lama, der Esel und die „mula" (Reit- und Tragtier). Diese Tiere sind unermüdlich und können stundenlang ihre Lasten bergauf und bergab schleppen, und zwar zum Teil über ganz schmale holperige Gebirgspfade und auch durch die Flüsse, also dort, wo man zu Fuß kaum gehen kann. Das Tier sucht sich selbst die gangbarsten Stellen der Wege, Pfade und Flüsse von einem Dorf zum andern und ist dort im Gehen viel sicherer als der Mensch.

Eine scharfe Sache

Beim Essen fehlt niemals der Wein oder das Mineralwasser. Es gibt in Peru eine ganze Anzahl von Schwefel- und Mineralquellen. So befindet sich z. B. in der Nähe von Lima die Mineralquelle „Viso", die ganz Lima und Umgebung mit Mineralwasser versorgt. Niemals fehlt ferner beim Essen ein Teller mit „arji" (einer Art Paprika), vermischt mit kleinen gehackten Zwiebeln und Öl. Von diesem pikanten Gewürz darf man jedoch nur sehr wenig nehmen, da es einem sonst leicht den Atem verschlägt, wie es mir zuerst auch passierte zum Gaudium der ganzen Tischgesellschaft. Dabei hatte ich nach meiner Meinung gar nicht mal viel davon genommen, da mein Mann mich schon davor gewarnt hatte, und doch war es genug gewesen, um meine Tränendrüsen in Funktion zu setzen und einen Hustenanfall zu bekommen. Die peruanischen Gerichte schmekken nämlich mit arji, Zwiebeln und Öl ganz vorzüglich, man muß sich nur erst daran gewöhnt haben. Auch Knoblauch essen die Peruaner gern und reichlich.

Aber ich gerate in ein endloses Plaudern. Man kann schwer den Schlußpunkt finden, wenn man an eine schöne Zeit zurückdenkt, von der man stundenlang erzählen könnte. Neun Jahre habe ich in Lima gelebt, ich war glücklich und zufrieden dort. Ich bin für diesen Schatz kostbarer Erinnerungen um so dankbarer, als ich jetzt, da mir der Krieg das Augenlicht nahm, mit meinem Sehen auf Erinnerungen angewiesen bin.

Maria Gebhard

Wohnungsprobleme - mit Hartnäckigkeit gelöst

Ein bezeichnender Bericht des Wohnungsreferenten der Hamburger Kriegsblinden

Wer im Anschluß an diesen Bericht auch die frohe Schilderung eines Hamburgers „Ich habe ein Häuschen" lesen wird, der wird nachempfinden können, was es für jeden Kriegsblinden bedeutet, eine richtige Wohnung oder gar ein eigenes kleines Häuschen zu haben. Bei der ungeheuren Nervenanspannung, die ein Kriegsblinder Stunde für Stunde seines Alltags aufzubringen hat, bedeutet für ihn das eigene Heim zweifellos mehr als für einen Sehenden, nämlich fast so etwas wie eine heilende Medizin gegen manch bittere Folgen seiner Erblindung. So strengen sich alle Landesverbände und Bezirksvorstände unseres Kriegsblindenbundes an, auf dem Gebiet der Wohnungs- und Siedlungsfürsorge den Kameraden tatkräftig zu helfen. Der hier folgende Bericht des Landesverbandes Hamburg soll also nur ein Beispiel sein für die Bemühungen, die allerorten in Deutschland vor sich gehen.

Allerdings, in Hamburg hatten wir es besonders schwer. Durch die furchtbaren Auswirkungen des Luftkrieges hatte die Stadt 54 Prozent ihres Wohnraumes verloren. So war es unsere allererste Aufgabe, die gänzlich wohnungslosen Kriegsblinden wenigstens behelfsmäßig unterzubringen, um ihnen später dann wieder zu angemessenen Wohnverhältnissen zu verhelfen. Erschwerend kam hinzu, daß eine große Anzahl von jungen Kriegsblinden aus den Hamburger Lazaretten entlassen wurde und sich in Hamburg verheiratete, ohne jeden Wohnraum zu haben.

Erst 1946 gelang es gegen mancherlei Widerstände, die Genehmigung zum Zusammenschluß der Hamburger Kriegsblinden zu erhalten. Schon von 1947 an bemühte sich zunächst unser Kamerad Willi Harms in seiner Eigenschaft als Wohnungsreferent, trotz der außerordentlichen Mangellage die schlimmsten Fälle durch Zuweisung von Wohnraum zu mildern. Anfang 1949 gelang es ihm, ein halbes Dutzend abgeschlossene Neubauwohnungen für Kriegsblinde zu erhalten. Ein ermutigender Anfang,



„Keine Blindensiedlung!“ so lautet die Einstellung unserer Hamburger Kameraden. „Wir wollen mitten unter den Sehenden leben und nicht von ihnen abgeschlossen.“ So wohnen jetzt in dieser hübschen Reihenhaussiedlung in Blankenese zehn Kriegsblinde mit ihren Familien und vierzehn sehende. Kriegsblinde wohnen hier in keinem Fall unmittelbar nebeneinander. Zwecks leichterer Finanzierung wurde der neue Weg des Erbwohnrechts beschritten.

aber zunächst doch nicht viel mehr als ein Tropfen auf heißem Stein. Im Frühjahr 1949 wurde ein neuer Wohnungsreferent gewählt, dem es in zäher Arbeit und mit Unterstützung der Wohnungsbehörde gelang, in den folgenden Jahren mehr als 60 abgeschlossene Neubauwohnungen für Kriegsblinde zu erhalten. Einigen Kameraden davon wurde mit der Wohnung auch der Zuzug ermöglicht, nachdem selbstverständlich vorher ein Arbeitsplatz für sie gefunden war.

Ein besonders fatales Problem lag auf einem anderen Gebiet: Hamburger Kriegsblinde hatten in ihre Wohnungen Untermieter eingewiesen bekommen, oder — was noch schlimmer war — man hatte sie als Untermieter in fremde Wohnungen eingewiesen, oft in Großwohnungen zusammen mit einer ganzen Anzahl von Mietparteien. Die Bereinigung dieser Fälle bringt noch heute die größten Schwierigkeiten mit sich, nicht nur in Hamburg, sondern überall, weil von den zuständigen Behörden gern festgestellt wird, daß diese Kriegsblinden ausreichend untergebracht seien. Dieses Wort „ausreichend“ bezieht sich lediglich auf die Quadratmeteranzahl. Selten aber wird bedacht, was es gerade für einen Kriegsblinden an seelischer Belastung und an Nervenstrapazen bedeutet, im Nebeneinander mit vielen, obendrein fremden Menschen und in großer Beengung nicht eigentlich „daheim“ sein zu können. Nur ganz langsam, Fall für Fall, können hier Fortschritte erzielt werden. Immerhin konnten wir in Hamburg seit 1949 wenigstens 16 solcher Untermieterfälle bereinigen.

Das große Ziel mußte aber trotz dieser schönen Erfolge immer die Beschaffung eines Eigenheimes bleiben, ein Ziel, das in Hamburg schon wegen der teuren Grundstücke und wegen der besonders hohen Baukosten unerreichbar schien. 1951 stellte unser Landesverband einen Antrag an den Senat der Freien und Hansestadt Hamburg auf Bewilligung zinsarmer Mittel zum Bau von Eigenheimen. Sechs Kameraden haben inzwischen ihr Vorhaben glücklich zu Ende führen können. Andere bau- und siedlungswillige Kameraden haben die Belastungen, die solch ein eigenes Bauvorhaben mit sich bringt, nicht auf sich nehmen wollen und haben den vom Landesverband Hamburg beschrittenen neuen Weg des Erbwohnrechts mitgemacht. Grundlage dieser vererblichen Wohnungen (Einfamilienhäuser im Reihenhausstil) sind Bestimmungen über das Gesetz über das Wohnungseigentum und Dauerwohnrecht. Zwei Bauvorhaben sind nach diesen Gesichtspunkten jetzt zu Ende geführt worden.

In Hamburg-Blankenese hat der Bauverein der Elbgemeinden eine kleine, hübsche Siedlung für 24 Familien errichtet, in die 10 kriegsblinde Kameraden eingezogen sind. Diese Siedlung ist ganz besonders mustergültig und neuzeitlich angelegt. Die einzelnen Reihenhäuser setzen sich mit einem Höhenunterschied von etwa 1 m und einer rückwärtigen Staffelung von ebenfalls 1 m voneinander ab und stellen so den Einzelhaustyp besonders vorteilhaft heraus. Die architektonische Planung hat sich dem Gelände gut angepaßt. Weitere 8 Kameraden werden in Kürze je ein Haus beziehen, das die Deutsche Wohnungsbaugesellschaft in Hamburg-Harburg im Rahmen einer Reihenhaussiedlung errichtet, und zwar mit 20 Einfamilienhäusern.

Wir haben also besonderen Wert darauf gelegt, daß unsere kriegsblinden Kameraden mitten unter Sehenden wohnen, damit nicht der Charakter einer Blindensiedlung entsteht.

Nirgends wohnen Kriegsblinde nebeneinander, sondern immer zwi=schen den übrigen Familien. Eine Blindensiedlung wird aus mancherlei Gründen vom Landesverband abge=lehnt, nicht zuletzt aus psycholo=gischen. All diese Häuser haben einen netten kleinen Hausgarten mit Sitzterrasse, so daß sich der Kamerad und seine Familie wirklich wohl füh=len können. Die Häuser sind alle unterkellert und haben alle eine eigene Waschküche. Selbstverständ=lich enthalten sie ein Bad und eine moderne Küche mit Warmwasser=boiler usw.



„Ich bin kein Künstler", meint der junge Kriegsblinde abwehrend, „ich hole meine Geige nur hervor, weil es mir zum Feierabend Freude macht." Sein Publikum sind seine Kinder oder sein kriegsblinder Freund.

Foto: Böckstiegel

Auf diesen Erfolgen will sich aber der Landesverband Hamburg nicht ausruhen, sondern im Laufe des kommenden Jahres weitere Bauvor=haben mit gemeinnützigen Genos=senschaften oder Gesellschaften in Angriff nehmen. So sind zwei wei=tere Eigenheime geplant, andere Ver=handlungen gelten einem Projekt auf der Basis des Erbwohnrechts in Hamburg=Wandsbek. Die Wohnung bildet den Mittelpunkt des Lebens für jeden Kriegsblinden und seine Familie, das ist die Grunderkenntnis, auf die der Hamburger Vorstand des Kriegsblinden=bundes seine gesamte Wohnungs= und Sied=lungsarbeit aufbaut. Nur in einer schönen, aber auch zweckmäßig eingerichteten Wohnung kann sich der Kriegsblinde von der ständigen Konzentration seines Arbeitstages erholen und von der aufreibenden Anspannung im Straßen=verkehr. Vergessen sei auch nicht der Führ=hund, der nach seinem anstrengenden Dienst einen freien Auslauf und eine Erholung braucht.



Die einzelnen Reihenhäuser der Siedlung in Hamburg-Blankenese setzen sich mit einem Höhenunterschied von etwa 1 m und einer rückwärtigen Staffelung von ebenfalls 1 m voneinander ab und stellen so auf mustergültige Weise den Einzelhaustyp heraus. In jedem zweiten oder dritten Haus wohnt ein Kriegsblinder. Fotos (2): Erich Andres

Das Ziel ist auch in Hamburg noch nicht er=reicht, denn es ist hoch gesteckt. Im Interesse unserer Hamburger Kameraden bleibt noch viel zu tun übrig. *Konrad Halm*

Ich habe ein Häuschen

Ich habe ein Häuschen! Da steht es, wirklich und wahrhaftig, und umschließt mit seinen weiß verputzten Mauern, seinem dunkelbraunen Spitzdach zwei größere und drei kleine Zimmer, Küche, Bad und Keller. In fast allen Räumen helfen Einbauschränke Platz sparen und Platz nutzen. Ein einziger Kachelofen macht im Win=ter das ganze Haus behaglich warm. Durch die blanken Fenster sieht man den jungen Garten, der mit Obstbäumen, Beerensträuchern, Stau=den, Blumen, mit Kartoffeln und Bohnen, mit Erdbeeren und Petersilie ums Haus herum hoff=nungsvoll heranwächst — alles zusammen um=schlossen von einer noch ganz niedrigen Weiß=dornhecke.

Im Hause gibt es nichts Unnötiges, aber jedes Familienmitglied, jedes Ding hat seine Ord=nung und seinen gehörigen Raum. Wir brauchen

nicht mehr wie früher alle Tage hinter den Vorhang im Zimmer zwischen Wand und Schrank zu kriechen und aus einem hochgetürmten Berg von Koffern und Kartons irgendwelche Gegenstände herauszuwühlen, die in der Wohnung sonst nicht untergebracht werden konnten. Es ist besonders für mich als Kriegsblinden wichtig, daß ich alles, was ich brauche: Schreib- und Punktschriftmaschine, Bücher, Kleidung, Wäsche und die mancherlei Kleinigkeiten des täglichen Lebens griffbereit und übersichtlich geordnet und verwahrt finde. Und ich kann mich endlich im Zimmer bewegen, ohne ständig Angst haben zu müssen, mich zu stoßen oder über etwas zu stolpern, von der Wohltat eines entspannenden Gehens im Garten ganz zu schweigen.

Über ein Jahr leben wir nun schon in unserm Haus, und es scheint uns noch heute manchmal ganz unglaubhaft, daß wir nach der Vertreibung und Zerstreuung der Familie, nach kümmerlichem gemeinsamem Anfang in einem Barackenzimmer des Blindenheims, für das wir damals so dankbar waren, und nach vier Jahren Untermieter-Dasein in einer häßlichen Wohnung in einem großen Mietshause mit seinem Lärm, seiner Unruhe nun wirklich wieder ein Heim haben, das nicht nur der Familie genügend Raum bietet, sondern sogar noch einen Gast beherbergen kann.

Freilich haben wir drei Jahre hart genug darum kämpfen müssen, und hätte nicht mein Landesverband unseres Kriegsblindenbundes so kräftig vorgearbeitet und die geldgebende Körperschaft nicht so viel Verständnis bewiesen, ich müßte mich noch heute damit begnügen, mit dem Finger auf dem Bauplan herumzuspazieren, den mir mein Junge mit Mutters Hilfe aus schmalen Holzleisten und Sandpapierstreifen auf einer Sperrholzplatte nachgebildet hatte.

Nun aber haben wir wieder eine Heimstatt! Diese Freude teilen wir freilich mit allen Menschen, die nach Jahren der Beengung und Beschränkung wieder eine ausreichende Behausung gefunden haben. Darüber hinaus aber brauchen gerade wir Kriegsblinden mehr noch als unsere sehenden Mitmenschen eine solche eigene Heimstatt. Der Tag verlangt von uns ein solches Maß von Aufmerksamkeit und Anspannung, daß wir das auf die Dauer nur leisten können, wenn wir uns in unserer Freizeit gut erholen. Den ganzen Tag über sind wir mit unseren verbliebenen Sinnen auf Wachsam-

keit eingestellt. Jeder Schritt, jede Bewegung muß *bewußt* gemacht werden, jeder Ton wird aufgenommen, geprüft, gedeutet. Dazu kommt die Tatsache, daß wir einmal haben sehen können. Das ist zwar sehr gut, weil dadurch die Welt uns „Bild" geblieben ist; es hat aber den Nachteil, daß wir ständig in einer ähnlichen Lage sind wie ein Sehender, der mit geschlossenen Augen geht und hantiert. Wenn wir uns auch bis zu einem gewissen Grade an diesen Zustand des Am-Sehen-verhindert-Seins gewöhnt haben, es bleibt doch ein wenig von der Überwachsamkeit zurück, wie sie der Sehende bei geschlossenen Augen aufwendet.

Hinzu kommt der Nerven- und Kraftverbrauch durch die Berufsarbeit. Ich kenne aus eigener Erfahrung nur Steno- und Schreibmaschinen- und Aktenarbeit am Schreibtisch. Hier sind die Anforderungen an die Leistung beim Blinden erheblich höher als beim Sehenden. Ähnlich wird es den kriegsblinden Kameraden in anderen Berufen gehen. Ich bin jedenfalls immer redlich müde, wenn ich abends aus dem Omnibus steige und heimgehe.

Ich kann allein heimfinden: 40 Doppelschritte in Fahrtrichtung an einer Hecke entlang, eine Rechtswendung, 75 Doppelschritte immer hübsch auf der Wegmitte (rechts ist nämlich ein Graben, links eine Böschung; aber es kann ja nichts passieren, man fühlt die Wölbung der Wegmitte beim Gehen genau), dann eine Linkswendung, und ich habe den Plattenweg vor mir, der mich zur Haustür führt. Auf dieses Heimkommen freue ich mich immer von neuem. Bedeutet es doch Daheimsein, Heimischsein, Geborgensein.

Zugleich mit den Straßenschuhen kann ich alle Anspannung, alle Unruhe des Tages ablegen. Hier ist mir jeder Schritt, jedes Stück Boden vertraut. Hier *lebe* ich recht eigentlich, mit meiner Familie, meinen Büchern, meinen Gedanken, Freuden und Erwartungen. Hier wartet die Stille, die mir Einkehr und Beruhigung schenkt. Hier, in Haus und Garten, wurzelt meine Kraft, Tag für Tag neu zu bestehen.

Bodo Schütz

UNSER HAUS

Sommer wird es. Allerwegen
jubeln Farben uns entgegen,
Sonnentrunken, regennaß.
Haus und Garten atmen Helle,
und wir stehen auf der Schwelle,
um uns erstes Blühn im Gras.

Unser Haus und unser Garten!
Wieviel schmerzlich banges Warten
will im Sommerglanz verwehn!
Nun muß unser Sein gesunden,
haben wir doch heimgefunden,
heim nach langem Irregehn.

LOTTE SCHÜTZ



„Mein Papi ist nicht arm."

Es war wie ein Festtag für die kleine Familie, als Thomas, „der Papi", nach einer Magenoperation aus dem Krankenhaus wieder im häuslichen Kreis erschien, zwar noch etwas blaß, aber das würde in der Obhut der Seinen bald behoben sein.

Was bei den Eltern verhaltene, stille Freude blieb, zeigte sich bei Inge und Heidi in temperamentvoller Lebhaftigkeit und lautem Jubel. Die Kinder fanden kein Ende mit Erzählen und Fragen; das war doch etwas anderes als nur während der kurzen Besuchszeiten im Krankenhaus, nun hatten sie ihren Papi wieder ganz für sich, und sie hockten wie Kletten an und um ihn. Sie fanden es prima, daß er noch nicht wieder zur Arbeit ins Büro durfte. Was würde man in dieser Zeit nicht alles gemeinsam tun können; es sprudelte nur so von Plänen und Vorschlägen, und das Plappern mußte, als es für die Kinder Zeit zum Schlafengehen war, durch ein Machtwort beendet werden.

„. . . und mach Papi, bitte, wieder ganz gesund. Amen!" schloß Heidi ihr Nachtgebet. Als Thomas, auf dem Bettrand seiner Jüngsten sitzend, sich wie allabendlich über sie beugen wollte, trieb sie nicht das übliche schelmische Spiel, ihr Mäulchen vom Papi zum Gutenachtkuß suchen zu lassen, sondern sie richtete sich aus den Kissen auf, nahm behutsam mit ihren beiden Händchen seinen Kopf und dirigierte ihn auf ihre mollig-weichen Lippen.

„Du sollst dich doch noch nicht so viel bükken!" sagte sie wie entschuldigend für die heute ausgefallene Neckerei, die ihnen doch sonst abends solchen Spaß gemacht hatte. Die gleiche, altkluge Besorgnis sprach auch aus Inges Bemerkung: „Mach' uns ja keinen Kummer, Papi, und werd' uns nicht noch mal krank!"

Lächelnd versprach es Thomas und ließ seine beiden Trabanten allein. Er wußte, sie würden noch eine Weile tuschelnd um ihn spintisieren und dann in einen gesunden und erholsamen Schlaf sinken.

Während seine Frau noch in der Küche hantierte, saß Thomas im Wohnzimmer und hing seinen Gedanken nach. Die uneingeschränkte Zuneigung seiner beiden Kinder war ihm seit je und wie selbstverständlich dargeboten worden, es tat ihm so wohl, das immer wieder bestätigt zu finden, und er empfand das dankbar als ein besonders gütiges und heilsam-ausgleichendes Pflaster auf seine nie vernarbende Wunde. Er war kriegsblind, und der Verlust beider Augen — noch 1945, kurz vor dem völligen Zusammenbruch des Vaterlandes — hatte ihn und seinen Lebensmut damals schwer getroffen. Neben dem Kampf in ihm selbst zehrte die Sorge um Frau und Kind an ihm . . .

Einmal nur, ein einziges Mal im Leben, während eines kurzen Sonderurlaubs im Herbst 1944, hatte er seine Inge gesehen, als halbjährigen Säugling, und er hatte stolz und glücklich den kleinen Strampel gewiegt und getätschelt. Dann war bald in der Turbulenz der

Ereignisse jede Verbindung abgerissen. Mehrfach von einem Lazarett ins andere verlegt, durchlebte er qualvolle Monate, weitab von Frau und Kind und durch Zonengrenzen von ihnen getrennt. Würden sie noch leben, waren sie in den Trümmern heil geblieben, lohnte für ihn das Leben noch?

Inzwischen aber hatte seine Frau immer das Ziel vor Augen, ihn zu finden und ihm beizustehen. Sein Schicksal war ihr durch eine Mitteilung des Chefarztes aus dem ersten Aufnahmelazarett bekannt. Als sie dann, mit starkem Herzen die vielerlei Hemmnisse der Nachkriegswirren überwindend, doch endlich seinen Aufenthalt ausfindig gemacht hatte und kurz vor Heiligabend 1945 im Lazarett vor ihm stand und ihm dabei das Töchterchen in die ungläubig zitternd ausgestreckten Hände gab, da war alle Bangigkeit in ihm ausgelöscht. Es war wie ein Wunder: jetzt wußte er, daß er leben mußte und leben würde. Wie Himmelsmusik waren ihm Inges erste Worte im Herzen aufgegangen, als sie, mit ihren beiden Händchen nach seinen Wangen greifend, so zutraulich wie zu einem alten Bekannten radebrechte:

„Papile teine Äuglein mehr hat, aber Inge in deine Bille is!" O Seligkeit! Die leeren Augenhöhlen, vor deren Eindruck auf das Kind ihm immer so gebangt hatte, waren gar kein Hindernis; sein Kind war mit einer gänzlich schrankenlosen Zuneigung zu ihm.

„So sieht unser Papi aus", hatte die Mutter das Kind von klein auf gelehrt, indem sie ihm ein Bild von Thomas und dabei ihre eigenen geschlossenen Augen zeigte, und der dadurch geschaffene Grund wurde mehr und mehr zu einem unlösbaren Kontakt, zu dem nun so selbstverständlich scheinenden festen Band zwischen ihm und dem Kind.

Bald lustwandelte Inge, noch nicht zwei Jahre alt, mit dem Papi durch den Lazarettpark und erwies sich nach Muttis Anweisungen als sehr gelehrig und rasch als brauchbare Führerin. Machten Baumstumpf oder -wurzeln den Weg uneben, so kurvte Inge im Bogen herum oder hielt an und sagte: „Papile, Holz!" Kamen sie am Kaninchengehege vorbei, blieb Inge stehen und sang: „Has, hüpf!" — und Papile war jedesmal im Bilde.

Als Heidi geboren wurde, lernte sie bald von der um drei Jahre älteren Schwester den Umgang mit dem Papi, und heute erfreuten sie beide ihn durch ein Anpassungsvermögen, das genau um die Grenzen der ihm verbliebenen Möglichkeiten wußte, wie er es bis heute kaum bei einem Erwachsenen je gefunden hatte. Sie kannten ihn von klein an nur so, wie er war; sie wußten genau um die erschwerten Bedingungen und deshalb schonten sie ihn nicht, sondern hatten unbedingtes Zutrauen zu ihm und seinem Können.

Er hatte bald die gelbe Armbinde ablegen müssen, weil die Kinder meinten: „Es braucht nicht jeder zu sehen, daß du blind bist, Papi!", und sicher und geborgen ging er mit ihnen an der Hand bald selbst durch den dichtesten Verkehr. Dabei war es für sie wie selbstverständlich, daß sie ihn an allem teilnehmen ließen, was sich rundherum tat. So hatten sie heute mit 9 und 6 Jahren eine erstaunliche Fähigkeit, bewußt zu sehen und zu beobachten und ihm das auch in bildhafter Beschreibung so nahezubringen, daß er mit ihnen an der Hand den Verlust der eigenen optischen Wahrnehmung gar nicht so schmerzlich spürte. Auf Spaziergängen mit den Kindern erlebte er die Natur bunt und bis in die Einzelheiten, denn es war ihnen wichtig genug, ihm selbst ein einzelnes Blümchen zu beschreiben oder zu zeigen.



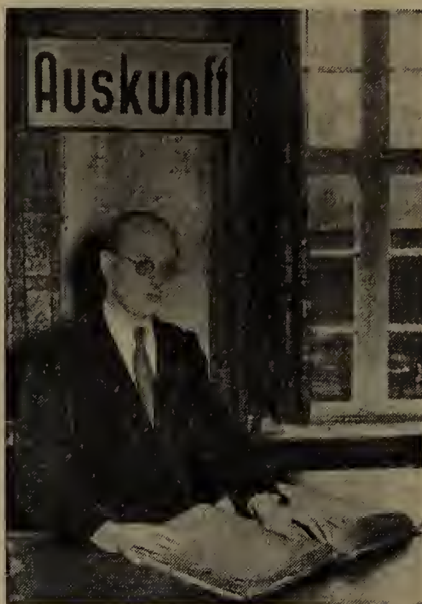
Die Familie weiß es: wenn der kriegsblinde Vater Blumen bekommen soll, so werden sie nach dem Duft ausgewählt. Foto: Bartl

Zu Hause aber mußte er ihnen Grimms Märchen in Punktschrift vorlesen und mit ihnen Würfelspiele machen; er schubkarrte oder balgte mit ihnen auf dem Rasen, saß mit ihnen auf Wippe oder Schaukel, die er für sie auf dem Hof hatte anbringen lassen, und was des Zeitvertreibs mehr war.

Wie er für sie, so hatten sie für ihn immer Zeit; aus dem schönsten Spiel konnte er sie abrufen, wenn er ihren Dienst brauchte, und sie kamen gern und sofort. Die Wege zum und vom Büro oder sonst jeder Gang mit ihm und für ihn waren keine Last oder lästige Pflicht für sie, obwohl es dem Vater oft leid tat, ein Kind aus dem Kreis der Spielgefährten wegzurufen. Die Kinder eines Kriegsblinden müssen eben frühzeitiger „ran" als andere Kinder.

Aber willig und ungezwungen waren sie immer für ihn da, und er konnte sich nur wünschen, daß es mit diesem innigen Verhältnis zwischen ihm und den Kindern bleiben möchte. War es nicht verheißend, wie damals die vierjährige Heidi auf eine mitleidig-bedauernde Äußerung einer Nachbarin impulsiv reagierte: „Mein Papi ist nicht arm, der ist lieb . . . und gut!"

Karl Stein



An manchen großen Bahnhöfen, vor allem in Hamburg, findet man bei der Fahrplanauskunft Kriegsblinde. Foto: Keystone

Bei der Deutschen Bundesbahn erfüllen auch Kriegsblinde vollwertige Aufgaben im Dienst der Reisenden

»*Die anderen wissen es nur nicht*«

Die kleinen Tücken des Alltags machen uns am meisten zu schaffen

Es war an einem Spätsommertag. Unsere Nachbarsleute hatten uns zu einem Besuch eingeladen. Wir kannten uns noch kaum, denn ich wohnte mit meiner Familie noch nicht lange im neuen Haus. Meine Frau und ich gingen also in der späten Nachmittagsstunde auf ein Plauderstündchen nach nebenan. Schon vor der Tür wurden wir empfangen, und es war rührend, wie man sich um mich sorgte. Am liebsten hätte man mich über die Stufen getragen, aber die Treppe war nur so breit, daß niemand außer meiner Frau neben mir gehen konnte — zum Glück, denn es ist wirklich nicht angenehm, wenn man so halb geschoben, halb gehoben wird, dann stolpert man erst recht.

Endlich saßen wir bei Tisch, und nach dem Kaffeetrinken mußte ich erzählen. Bei der Verwundung fing es natürlich an, obwohl ich nicht gern davon spreche. Der Gastgeber wollte aber alles wissen, und er dachte sich auch sicher nichts Übles dabei. Gewiß, manchen Kriegsblinden macht es nichts aus, davon zu erzählen, aber manche werden dadurch vielleicht an der empfindlichsten Stelle berührt. Als ich dann aber von meinem Alltag, von der Arbeit und von ähnlichen Dingen berichtete, da nahm das Staunen der Nachbarsleute kein Ende. Wie war das nur möglich, daß ein Blinder maschineschreiben, stenographieren, basteln konnte! Daß er allein ohne Führung gehen und vieles, vieles mehr, ja fast alles, was zum Alltag gehört, selbst tun konnte!

„Ich muß ihnen ehrlich gestehen", sagte der Nachbar, „ich habe immer geglaubt, ein Blinder könne nicht einmal allein essen. Nehmen Sie mir das nicht übel, aber man kann sich als Sehender einfach nicht vorstellen, was ein Blinder alles leisten kann, weil man glaubt, ohne das Augenlicht ist der Mensch hilflos."

„Das mag sein", entgegnete ich, „aber wenn man einmal plötzlich aus dem Licht gerissen wird, dann muß man sich helfen können, ob man will oder nicht." Ich überlegte mir die Worte unseres Nachbarn und sah ein, daß er nicht im Unrecht war. Wir ärgern uns manchmal sogar über die Ängstlichkeit und übermäßige Fürsorge der Sehenden, die nicht wissen, was eigentlich los ist — aber ist ihr Verhalten nicht allzu verständlich? Woher sollen sie es anders wissen, wenn wir es ihnen nicht sagen und es durch unser Beispiel beweisen?

Die Sehenden sind als völlig Außenstehende uns gegenüber genau so hilflos, wie wir es ihnen gegenüber sind, wenn wir uns nicht verstanden wissen. Das immer zu wissen, ist für uns wichtig.

Es dunkelte schon, als wir wieder aufbrachen. Ein milder Abend empfing uns, und wir beschlossen, noch eine kleine Wanderung zu unternehmen. „Unsere Nachbarn sind doch eigentlich ganz nette Leute", sagte meine Frau, während wir dem Walde zuschritten. Ich bejahte und mußte daran denken, wie man doch von Nichtsahnenden angesehen wird. Erst als hilfloses Bündel Mensch und dann, wenn man ihnen etwas erzählt hat, wird man wie ein Fakir bewundert.

„Siehst du", sagte ich, „die meisten glauben wer weiß was von uns und bestaunen unsere Leistungen. Gewiß, sie erfordern Energie, aber so bewundernswert sind sie nun wieder nicht. Die Leistung an sich ist doch eigentlich nicht das Besondere. Sie aber nur fällt den Außenstehenden ins Auge. Wenn ich maschineschreibe, so ist das mehr eine erlernbare Sache und weniger ein Beweis kraftvoller Persönlichkeit oder wie immer man's nennt. Aber diese Art von Leistung wird von den Sehenden bewundert. Schwieriger finde ich aber den Alltag überhaupt!

Was meinst du, wie ich mich vorhin beim Torteessen wieder geärgert habe! Da hat man so ein schlüpfriges Etwas vor sich, eine Kuchengabel oder ein Löffelchen dabei und dann ver-

sucht man, dem Ding beizukommen. Blamieren will man sich nicht, und weiß doch die Augen der anderen auf sich gerichtet. Wie die Torte geschmeckt hat, weiß ich nicht. Ich mußte mich viel zu viel auf das Essen konzentrieren und wußte doch nie, ob ich zuviel oder überhaupt etwas zum Munde balancierte.

Das ist es aber nicht allein. Morgens fängt es schon an. Zum Glück bist du ja immer da, aber wenn du einmal fort bist, dann fummelt man an der Krawatte herum, ob sie auch gerade sitzt, müht sich mit dem Scheitel, damit er keinen Zickzackkurs bekommt, vielleicht auch macht man sich beim Frühstück einen Marmeladefleck auf den Hemdkragen, ohne es zu bemerken, und wenn man's bemerkt, so weiß man nicht, ob man den Schaden kurieren konnte. Endlich stolpert man los ins Büro, tritt in eine Pfütze und weiß nicht, ob man sich schmutzig gemacht hat, will sich dann eine Zigarette anstecken und verbrennt sich die Finger, weil man das Zigarettenende nicht genau gefunden hat, oder nimmt die brennende Zigarette gedankenlos gar mit dem Glutende in den Mund, wird von einem Menschen angesprochen, hat nicht genau feststellen können, von wo er spricht und antwortet in die falsche Richtung und kann im Augenblick vielleicht nicht einmal die Stimme wiedererkennen, tut aber sehr vertraut, um sich nicht zu blamieren, ach, und was weiß ich, worüber man sich sonst noch ärgern kann!"

Meine Frau streicht mir beschwichtigend über die Hand, aber ich war gerade in Fahrt. Einmal mußte es doch gesagt werden, einmal muß man sich die ärgerlichen Kleinigkeiten von der Seele reden, denn das tut wohl! „Siehst du", sagte ich, „daß man all diese Kleinigkeiten selbst tut, ist eine klare Sache, aber wie zermürbend sie auf die Dauer werden können, kann sich niemand vorstellen. Davon wissen sie alle nichts. Das Selbstverständliche schließt die Problematik aus, aber nicht bei uns!



Mit 38 Jahren ist er wieder Lehrling geworden. Aber der Meister, der einst vor Verdun sein Augenlicht verloren hat, führt ihn mit kameradschaftlicher Geduld in die Geheimnisse des Bürstenhandwerks ein. Bald wird der Lehrling ein freudigeres Gesicht machen, dann nämlich, wenn er die erste selbstgefertiegte Scheuerbürste in der Hand hält. Er wird sie voller Stolz seiner Frau schicken, von der er für einige Monate getrennt leben muß, bis er im Staatlichen Umschulungsheim Tegernsee seine Ausbildung beendet hat. Foto: dpa - Bogler

Das Selbstverständlichste ist schwer

Unser Problem ist geradezu die Selbstverständlichkeit, mit der wir alles tun müssen, schon der Selbsterziehung wegen, sonst veröden wir ganz. Die Tücke des Objekts bekommt jedoch keiner so zu spüren wie gerade wir. Was meinst du, wie schwer es ist, sich ein Glas Wein oder sonst etwas einzugießen. Entweder läuft es über oder man hat das Glas nur halb voll. Natürlich, man kann beim Eingießen einen Finger ins Glas halten, zur Kontrolle, aber sehr sympathisch ist das auch nicht. Hast du das Glas dann abgesetzt und suchst es wieder auf dem Tisch, dann stößt du bestimmt mit der Hand an das wackelige Gebilde und die Bescherung ist da. Dergleichen ist es eben, was uns manchmal nicht unerheblich zusetzt, bis hin zu dem Kummer, wenn man in einer fremden Wohnung oder gar in einem Lokal menschlicherweise mal dringend . . . — na, lassen wir das! Gereizt dürfen wir aber nie sein, schon gar nicht in Gesellschaft, eben deswegen, weil uns alle beobachten.

Unter diesen Bedingungen arbeitet man im Büro oder sonstwo, und dann kommt womöglich noch so ein ganz Schlauer, der dir unter die Nase hält: Was wollt ihr denn? Habt eine dicke Rente, Einkommen noch dazu, euch kanns doch gar nicht besser gehen! Das ist das Schlimmste, was man obendrein noch zu hören bekommen kann. Eigentlich will man sich über



Es mag paradox klingen, aber jeder Kriegsblinde kann „sehen", denn er hat ja starke Erinnerungsbilder, kennt Farben und Formen und kann sich auch die Landschaft gut vorstellen, wenn sie ihm liebevoll erklärt wird. Die kleine Tochter macht es in ihrem Eifer bestimmt richtig, wenn auch der Vater dem weisenden Finger nicht folgen kann. Foto: Bartl

solche Redensarten nicht ärgern, weil diese Leute nichts dafür können, aber man ärgert sich doch und nicht zuwenig."

Meine Frau hatte still zugehört, und als sie dann mit ihrer lieben, warmen Stimme sagte: „Du mußt dich nicht ärgern! Sie wissen es nur nicht. Ich aber weiß es und verstehe dich doch!" — da versöhnte ich mich allmählich wieder mit der Welt, und ich fühlte mich verstanden und geborgen. „Ja, sie wissen es nur nicht", wiederholte ich, „sie wissen es nur nicht!"

„Wollen wir noch auf den Berg steigen", fragte meine Frau dann, als wir schon mitten im Walde waren. „Die Nacht ist so schön!" Langsam stiegen wir den Berg hinan, und meine Frau sagte mir immer, wo wir waren. Meine Hand griff zur Seite und fühlte feuchten Rasen. Wir mußten in einem Hohlweg sein. Murmelnd rollten die Steine talwärts, wenn der Fuß sie aus der Erde löste, und das Rauschen der Nacht in den Zweigen verriet mir den Wald zu beiden Seiten. Schritt um Schritt stiegen wir aufwärts, und jeder Schritt brachte einen neuen Eindruck, und die Mannigfaltigkeit der Eindrücke schuf das Mosaik, das mir das Bild dieser Landschaft vermittelte. Wir mußten bald die Höhe erreicht haben. Ein schwacher Luftzug streifte mein Gesicht, und ich fühlte die Weite zu beiden Seiten. Der schwere Duft der Tannen blieb zurück und auch das Raunen. Wir hatten den Wald verlassen und standen auf der Höhe. Über uns hängte der Mond sein silbernes Laternchen an das Himmelsgewölbe, und aus dem Tale drang der Schlag einer Turmuhr matt herauf, schleppte sich wieder bergab und verhallte in der Nacht.

Ich fühlte, wie meine Frau den Kopf zu mir hob, wie ihre Hand die meine nahm, dann sagte sie leise: „Schön ist es hier oben!" „Ja", dachte ich glücklich, „aus kleinen Teilen baue ich mir das Bild, und ich weiß, wo ich gehe und wie es um mich herum aussieht, geführt von dem liebsten Menschen, den es gibt . . ."

Langsam hob ich den Kopf und richtete meine Augen — fast vergaß ich, daß es tote Gebilde waren — zum Himmel.

„Auch die Nacht ist dunkel, so wie es in mir und um mich herum ist, und doch leuchten darin unzählige Sterne, die alle zusammen ein Bild ergeben, das schön und wunderbar ist. Auch in mir sind Sterne, die ich nur zum Leuchten bringen muß — und ich bin sehend."

Leise lehnte sich ihr Kopf an meine Schulter. Einen Augenblick nur mußte ich an die ärgerlichen Kleinigkeiten des Alltags denken, von denen die anderen nichts wissen, aber sogleich waren diese Gedanken wieder fort. Umfing mich in dieser Stunde nicht ein Hauch von Glück?

Franz Feistner



Senkung der Produktionskosten
über Ertragssteigerung
durch
KALI
DAS GEBOT DER STUNDE

„So ein kleiner Blonder, bitte, im zweiten Stock"

Ein kriegsblinder Telefonist schreibt hier an seinen Chef

Sehr verehrter Herr Oberstadtdirektor!

Vor Jahresfrist hatten Sie die Freundlichkeit, Ihre Zustimmung für meine Einstellung als Telefonist zu geben. Erlauben Sie mir, Ihnen heute meinen Dank zu sagen und von dem zu reden, was für mich so etwas wie eine Revolution bedeutet hat.

Am 23. Juni 1943 legten russische Partisanen zwei Holzkastenminen auf einen schmalen Gebirgspfad im Jailagebirge. Meine Augen entdeckten eine Mine, die mir also nicht schaden konnte. Mißtrauisch untersuchte ich eine zweite verdächtige Stelle des Pfades. Ein kurzer Knall und ein gelblichroter Schein warfen mich zurück, und ich hatte zum letzten Male Busch und Gras, Himmel und Sonne gesehen. Meine rechte Hand hatte sich an diesem Tag das letzte Mal in die Hand meines Vorgesetzten gelegt; denn auch sie war mir abgerissen worden. In einem Breslauer Lazarett hörte ich dann von einer fremden Frau die Worte: „Mein Vater war sein ganzes Leben lang an den Rollstuhl gebunden, aber nie hat er uns fühlen lassen, daß er ein Leidender ist." Nun, sollte ich nicht auch das schaffen, was andere Menschen vollbrachten? Heute kann ich wohl sagen, ich habe es geschafft.

„Einarmig und blind? Unmöglich!"

Voll Hoffnung erlernte ich die Punktschrift, das Schreiben auf der Schreibmaschine und die Bedienung eines Vermittlungsgerätes. Mit einem guten Zeugnis meiner Umschulung meldete ich mich im Januar 1946 bei der Hauptfürsorgestelle, in der Gewißheit, recht bald eine Tätigkeit als Telefonist zu erhalten.

Aber wie oft habe ich mein Zeugnis abgeschrieben und beglaubigen lassen, wie oft habe ich mich im Arbeitsamt, bei Firmen und Behörden vorgestellt! Ich weiß es nicht. Meine fehlende rechte Hand war der Grund jeder Abweisung. Ich wollte aber etwas zu tun haben und bastelte und baute alles mögliche, was meine Jungen brauchen konnten, packte da an, wo ich nur eine Hilfe für meine Frau witterte. In diesen Jahren habe ich es gespürt, daß die Arbeit für den Menschen der größte Segen des Himmels ist. Ich weiß es nicht, wie viele Menschen es auch nur ahnen, wie groß die Hoffnung ist, mit der man, gepaart mit Geduld, jeden Tag auf eine geregelte Tätigkeit wartet.

Mit Nummer 2889 fing es an

Am 25. September haben Sie, Herr Oberstadtdirektor, mein Hoffen und Warten mit Ihrem „Ja" für meine Einstellung belohnt. Am 1. Oktober 1952 betrat ich das erstemal die Vermittlung der städtischen Telefonzentrale. Ein etwas komisches Gefühl konnte ich nicht verbergen, als ich von 7 Vermittlungsschränken mit je zehn Amtsleitungen erfuhr. Ich machte mir selbst Mut, indem ich mir sagte: „Du mußt es schaffen!" Ich wollte den Abteilungsleiter, der sich so warmherzig für meine Einstellung eingesetzt hatte, nicht enttäuschen.

Der Vermittlungsschrank, an dem ich einmal sitzen sollte, erforderte einen Umbau. In der Zwischenzeit saß ich zur Einführung am Vermittlungsschrank einer Kollegin, das Mikrophon auf der Brust und den Kopfhörer am linken Ohr, auf Namen, Nummern und Amtsstellen lauschend. Nach 6 Wochen durfte ich dann zum ersten Male allein an meinem Vermittlungsschrank sitzen, die Abfragetaste drükken und den Anrufer nach seinem Wunsch fragen. Es war der Apparat mit der Nummer 2889, den ich zuerst rief.

300 vierstellige Zahlen im Kopf

Meine Freude war unendlich groß, wieder ein geregeltes Leben mit Sinneskonzentrierung führen zu können. Und diese meine Freude hat mir wohl auch geholfen, die fast 500 Namen mit den dazugehörenden 300 vierstelligen Zah-



Im Neuen Rathaus in Hannover ist seit kurzem der einarmige kriegsblinde Telefonist Kurt Schwager tätig, der auf diesen Seiten einiges aus seinem Erleben erzählt. Nach seiner Umschulung mußte er sechs trostlose, lange Jahre warten, bis er Arbeit fand. Niemand traute dem Einarmigen etwas zu. Jetzt gilt er, der ehemalige Schlosser, als ausgezeichnete Kraft.
Foto: Hauschild

len im Gedächtnis zu haben. Zwischen 750 und 800 Anrufe einschließlich der Ferngespräche habe ich jeden Tag zu vermitteln.

Oft habe ich von sehenden Telefonistinnen gehört, daß diese Tätigkeit eintönig und darum nervenfressend sei. Nun, bis jetzt kann ich das Gegenteil sagen. Jeder Anrufer hat eine andere Ausdrucksform und eine andere Stimme. Viele Anrufer wissen, mit welcher Abteilung oder mit welchem Beamten sie verbunden werden sollen. Sehr viele aber wissen weder den Namen des gewünschten Beamten noch die Bezeichnung der Amtsstelle. Ein Anruf folgt aber auf den andern, und so ist die Zeit sehr knapp, um das Anliegen des Anrufers zu erkennen. Es ist keine Seltenheit, daß ich dem Anrufer durch Nennung eines Namens oder einer für ihn zuständigen Amtsstelle helfen kann und dann sehr freundliche und dankbare Worte höre.

Geduldspiele mit Teilnehmern

Oft kommt es auch vor, daß der Anrufer gerade im Augenblick den Namen des Gesprächspartners vergessen hat. Dann höre ich meist: „Nanu, wie hieß er doch?" oder „Verflucht noch mal!" oder „Verbinden Sie mich mit — mit — hm — mhä — na, Sie wissen doch, der kleine Blonde, gleich im zweiten Stock rechts." Tja, wie soll ich das nun wissen?

Am schlimmsten aber sind die Teilnehmer, die zuerst ihren Vor- und Zunamen, dann die Straße mit Hausnummer und Stockwerk angeben und sodann fragen, ob man ihnen eine große Bitte erfüllen würde. Während sie das alles sagen, warten oft sechs und noch mehr Teilnehmer auf meine Meldung: „Stadtverwaltung!" Von den langatmigen Teilnehmern aber kann ich mich nicht abschalten; denn dies wäre eine grobe Unart. Die nun Wartenden bekommen dafür ein um so freundlicheres „Stadtverwaltung" zu hören. Immer habe ich ihnen damit den Mißmut über längeres Warten verjagt, und oft entschuldige ich mich noch.

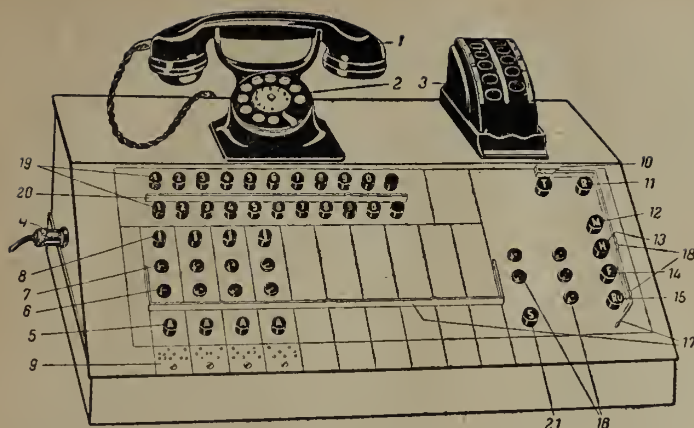
Zigarrenanzünden dauert eine Stunde

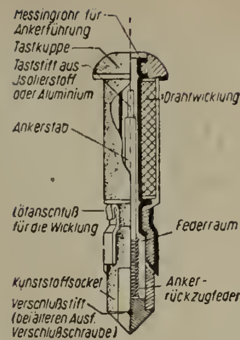
Vom vielen Sprechen stellt sich dann auch nicht selten der große Appetit nach einer Zigarre ein; ich kann sie mir ja nun endlich leisten, weil ich entlohnt werde. Oft aber dauert es länger als eine Stunde, bis die Zigarre abgeschnitten und angezündet ist. Der Anrufer muß zuerst bedient werden, immer im Bewußtsein, daß ich die erste Tür zu den Beamten, Angestellten und Amtsstellen öffne und daß der erste Eindruck der untrüglichste ist. So empfinde ich jeden Tag viel Freude, die manche Sorge anderer Art verjagt und meine Gesundheit festigt. Ich kannte einmal Kopfschmerzen. Vergessen habe ich sie nicht, aber Kopfschmerzen-Tabletten vergesse ich nun zu kaufen.

Mein Dank, Herr Oberstadtdirektor, klingt in der Bitte aus, noch weiteren Kriegsblinden zu einem wieder freudevollen Leben zu verhelfen, denn nur Arbeit ist für den Kriegsblinden beglückend. *Kurt Schwager*



So sieht der Arbeitsplatz eines kriegsblinden Telefonisten aus. Die Anlage unterscheidet sich nur durch eine Kleinigkeit von den üblichen Vermittlungseinrichtungen: statt der sonst aufleuchtenden Lämpchen springt ein kleiner Stift hervor, der rasch mit den Fingern ertastet wird. Unser Foto wurde im Regierungspräsidium Darmstadt aufgenommen. In einer Beurteilung des Regierungspräsidenten heißt es über den hier tätigen Kriegsblinden: „Dieser Kriegsblinde leistet Hervorragendes auf dem Gebiete der Fernsprechvermittlung. Irgendwelche Beanstandungen haben sich aus der Besetzung der Arbeitsstelle mit einem Kriegsblinden nicht ergeben. Die Arbeitsleistung unseres Kriegsblinden ist der eines Gesunden gleich. Er hat täglich ca. 800 bis 1000 ankommende Gespräche abzuwickeln sowie etwa 100 abgehende Ferngespräche." (Aus: Gust, „Der blinde Telefonist")





Querschnitt durch den Taststift

So sieht der Techniker das Vermittlungsgerät eines kriegsblinden Telefonisten (Neha-Anlage). Anstatt der sonst aufglühenden Lämpchen springen kleine Taststifte hoch (z. B. an den Punkten 6, 7 und 16). Die Blindentastzeichen sind auf einfachste Weise mit den sonst üblichen Fernsprechglühlampen auszuwechseln und haben (rechtes Bild) die gleiche Form, eine Erfindung, die wir Kriegsblinden dem Oberingenieur Friedrich Wilhelm Gust von der Firma Siemens & Halske verdanken. Die Umstellung einer normalen Vermittlungsanlage auf Blindenbedienung erfordert also nur einen sehr geringen Aufwand, der obendrein von den Hauptfürsorgestellen getragen wird. Da die Taststifte auch gut sichtbar sind, sind die Geräte, wenn man nicht die Taststifte mit den Glühlampen auswechseln will, auch für Sehende leicht bedienbar. Die schematische Darstellung zeigt: 1. Handapparat, 2. Drehnummernschalter, 3. Zugnummernschalter mit Markierung bei Ziff. 3 und Ziff. 6 (links die ungeraden, rechts die geraden Zahlen), 4. Stöpsel für Kopfsprechhörer, 5. Abfragetasten der Amtsleitung, 6. Anruftastzeichen der Amtsleitungen, 7. Überwachungstastzeichen der Amtsleitungen, 8. Kettengesprächstasten mit Einkerbungen, 9. Bezeichnungsstreifen in Blindenschrift, 10. Trenntaste T, 11. Ruftaste R, 12. Mithörtaste M, 13. Hausleitungstaste H, 14. Flackertaste zum Fernamt, 15. Rückfragetaste, 16. Tastzeichen für zentrale Funktionen, 17. Fingerführungsschiene mit (18.) Markierungskuppen, 19. Zahlengebertastatur, 20. Markierungsleiste, 21. Schlußtaste S. (Aus: Gust, „Der blinde Telefonist")



Begegnung mit Edwin Scharff

Ein großer deutscher Bildhauer der Gegenwart

„Was ist eigentlich neu an der sogenannten neuen Kunst?" hört man oft fragen. Und man erhält zur Antwort: „Nichts oder doch nicht viel mehr als das Anknüpfen an das Neue von gestern und vorgestern. In der heutigen bildenden Kunst gibt es nichts weiter als Wiederholung."

Gibt es wirklich nichts weiter?

Wir sprechen darüber im Sommerhaus des Bildhauers Edwin Scharff in Kampen auf Sylt. Es ist ein schönes altes Friesenhaus, lang und schmal, einstöckig, mit niedrigen Decken, kachelbekleideten Wänden und Schrankbetten. Der Hauptflügel, das Wohnhaus, hat einen hübschen, nach Süden gewandten Giebel, und das Giebelzimmer mit schrägen, grauen Holzwänden ist das Atelier des Professors. Wir sehen uns um. Das alte Haus dient nun nicht mehr wie früher Bauern oder Fischern als Wohnung. Ein Bildhauer wohnt darin. Er hat, ohne die Grundform des Ganzen zu zerstören und ohne ein Museum daraus zu machen, das Haus umgeformt. Bildnerische Phantasie ist hier am Werk, man spürt es. Nicht darum, weil an den Wänden Tuschzeichnungen hängen. Es sind jene charakteristischen, auf den ersten Blick als „Scharffsche Pferde" erkennbaren Umrisse, es sind bäuerliche und biblische Szenen. Neben zwei Aquarellen, die Scharffs Kinder in frühem Alter gemacht haben, hängen haarfeine Federzeichnungen. Sie sind vor dem ersten Weltkrieg entstanden, bei einem Aufenthalt im Gebirge: Libellen und Grillen, gläsern und spröde; dazwischen Schnecken mit körnigem Kalkpanzer. Man sieht auch Bronzeplaketten in dem Giebelatelier, Skizzen von Schafen und Widdern, auf dem Arbeitstisch die eben fertig gewordene Zeichnung einer Tänzerin — aber nicht darin allein äußert sich der Geist einer bildschöpferischen Phantasie. Man erkennt ihn aus hundert Dingen, aus der Art, wie Muscheln und Steine auf einem Zinnteller liegen, wie der alte Birnbaum und die Holunderbüsche hinter dem Hause wachsen, sie wachsen „plastisch", man kann es nicht anders sagen ...

Der Regisseur Barlog aus Berlin, der mit uns gekommen ist, begeistert sich an dem szenisch Gebauten der Bilder. „Sie müßten Bühnenentwürfe machen", sagt er. Und nach der Betrachtung der Tuschzeichnungen und Tierstudien: „Ihre Pferde sind Römer!"

Edwin Scharff bestreitet das nicht. Er ist ein breitschultriger, hochgewachsener Mann, mächtig sein Schädel, hell und durchdringend die Augen. Es ist Weite in diesem Blick, jene Weite, die er selbst für das Schaffen als entscheidend betrachtet. „Alles", so hat er gesagt, „hängt ab von der Stärke der Empfindung des Gestaltenden, von der Weite, Höhe und Tiefe seines Himmels, von der Eigenart seiner Erlebnisse, von dem erkennenden, ordnenden, klärenden Sinn und dem, was die Natur dem Künstler sozusagen in die Hand gegeben."

Der „ordnende, klärende Sinn"? Wird er nicht gerade der „neuen" Kunst gern abgesprochen?

Oft bestimmt e i n e Begegnung den Weg eines schöpferischen Menschen. Bei Barlach war es das Erlebnis Rußlands. Bei Edwin Scharff war es nicht nur das Römische, nicht nur die südlich-klare, die klassische Form. Scharff sah — es war vor dem ersten Weltkrieg,



den der junge Maler und Bildhauer dann als Soldat vier Jahre lang mitmachte — die Kalvarienplastiken der Bretagne: Bildwerke, in denen das Religiöse, das Christliche als etwas Urtümliches lebt, nicht losgelöst von der Natur, sondern von ihm aus als einem Ganzen und Unzerstörbaren von innen her wachsend. Der Schleier des Geheimnisses umgibt diese Plastiken wie eine die Frucht umschließende Hülle. Darum haben die besten Werke von Ed-



Zeichnungen: Prof. Edwin Scharff

win Scharff nicht nur die Kraft einer Körperlichkeit an sich, wie sie etwa der Franzose Maillol zu bilden vermochte, sondern auch das zehrend und sehnsüchtig Geistige der christlichen Kunst, ohne doch geschwächt zu sein oder gar zusammenzubrechen unter dem Übermaß des Leidens. In dieser Verbindung, die nicht der Verstand ersonnen hat, liegt das Heilende und Neue — das Uralt-Neue — der Kunst Edwin Scharffs.

In den letzten Werken des Fünfundsechzigjährigen erweist es sich vielleicht deutlicher als in denen des Anfangs und der mittleren Periode. Es steckt in der kraftvollen Körperlichkeit der „Boas- und Ruth"-Plastik ebenso wie in der machtvollen Bronzetür, die Scharff in siebenjähriger Arbeit für das Kloster Marienthal bei Wesel geschaffen hat, etwas vom Geist des Heliands. Klaus Leonhardi hat in seinem Essay — in der Sammlung von Feder- und Pinselzeichnungen Edwin Scharffs, die unter dem Titel „Biblische Themen" (im J. Trautmann-Verlag) erschienen sind — auf diesen Zusammenhang hingewiesen. Die elementare Kraft biblischer Offenbarung durchdringt den Menschen und alle Kreatur, wie einst im Heliandlied:

Da ward es manchem kund / Über die weite Welt. Wächter erst erfuhren's, / Die bei den Pferden im Freien waren, / Hütende Hirten, die bei den Rossen hielten / Und dem Vieh auf dem Felde. Die sahen, wie die Finsternis / In der Luft sich zerließ, und das Licht Gottes sprach / Wonnig durch die Wolken, die Wärter dort / Im Felde befangend.

In großen europäischen und außereuropäischen Museen, auf internationalen Ausstellungen und in sakralen Räumen und Sammlungen finden wir Werke Edwin Scharffs. Wer sie aufmerksam betrachtet, wird erkennen, daß in ihnen der verhängnisvolle Prozeß der Selbstzerstörung, der seit Rodin auch in die Plastik eingedrungen ist, von innen her überwunden ist.

Edwin Scharff berührt diesen Gedanken nicht, als wir das Gespräch in Kampen über die Aufgaben der heutigen Kunst beenden. Alles Fordernde und Programmatische liegt seinem Wesen fern. Scharff verwirklicht, was getan werden muß, in seinem Werk und durch seine fruchtbare Tätigkeit als Lehrer der Bildhauerklasse an der Landeskunstschule in Hamburg.

Kurt Lothar Tank



Edwin Scharff: „Der barmherzige Samariter"

Eine Siedlung ohnegleichen

Kriegsblinde Handweber verwirklichen ihre Träume

„Ich muß unbedingt den Herrn Minister selber sprechen!" Der Amtmann lächelt nachsichtig. So viele Besucher kommen hierher und sagen das gleiche. Sie haben schon viel erreicht, wenn sie bis hierher gelangen, dicht vor die allerheiligsten Türen. Aber dieser Besucher da läßt sich nicht abweisen. „Ich bleibe hier stehen, bis der Herr Minister für mich zu sprechen ist, und wenn es noch zehn Stunden dauert." Der Amtmann wird nun doch allmählich unsicher. Denn der Mann da vor ihm sieht ganz und gar so aus, als ob er hier bis morgen früh stehenbleiben würde. Es wird dem Amtmann zunehmend unheimlich vor diesem Besucher. Es ist ein Kriegsblinder, man kann ihn schließlich nicht durch den wachhabenden Polizisten herausschaffen lassen. Man sieht dem Mann trotz der tiefen Narbe an der Stirn an, daß er Offizier war. Es wird mit ihm nicht gut Kirschen essen sein.

Aber schließlich, — es kann doch nicht jeder einfach zum Minister hineingehen wollen! Der Amtmann, mehr unschlüssig als trotzig, läßt den Kriegsblinden stehen. Einen Stuhl hatte der Mann ja abgelehnt. Aber schließlich rafft sich der Amtmann auf, die Schranken seiner Vorschriften zu überspringen, obwohl drinnen noch ein zweiter Minister sitzt. Wichtige Besprechungen, wie das so unter Ministern ist und zu sein hat. „Das trifft sich ja ausgezeichnet", lacht der Kriegsblinde, und tatsächlich, zwanzig Minuten später kann er beiden Ministern seine Sorgen vortragen.



Einfach lächerlich?

Das heißt, es sind nicht eigentlich seine privaten Einzelsorgen, sondern die Sorgen einer Gemeinschaft, der „Arbeitsgemeinschaft kriegsblinder Weber". Damals, es mag vor drei Jahren gewesen sein, hatten die ersten kriegsblinden Handweber nach monatelanger Mühe erkennen müssen: So geht es nicht. Sie hatten sich einst zur Umschulung gemeldet, und wenn es auch ein saures Jahr gewesen war, dort auf der Webschule des Roten Kreuzes in Mehle (Niedersachsen), es war doch schön gewesen. Denn wieder etwas schaffen zu können, wieder aus dem Leerlauf eines ohnehin ständig verdunkelten Lebens herauszukommen, das hatte allen einen gewaltigen Auftrieb gegeben.

Aber als die Prüfung näherrückte, als es zu überlegen galt: Was nun? Was machen wir mit unserem Können? Was stellen wir her? Wie verkaufen wir es? — als es dies alles zu überlegen galt, da wurden die ersten von ihnen mutlos. Gut, man wußte schöne Dinge herzustellen, die sich sehen lassen konnten, auch vor anspruchvollsten Käufern und Kennern: Tischdecken, Trachtenröcke, Kissenplatten, Anzugstoffe und vielerlei anderes ...

Acht oder zehn der kriegsblinden Webschüler saßen sorgenvoll auf ihrem Stübchen zusammen. „Wir müßten Vertreter haben, die unsere Ware verkaufen", sagt einer. Man hält es für einen Witz. „Dann brauchen wir allerdings ein Lager, brauchen gemeinsame Verrechnung, und überhaupt, wir brauchen Kapital." Spöttisches Lachen. Aber zwei von ihnen machen sich ans Rechnen. Garn ist teuer, sehr teuer, ein Raum müßte beschafft werden, ein sehender Geschäftsführer müßte alles kontrollieren und organisieren. Muster müßten zur Verfügung stehen, Drucksachen, ein paar Möbel. „28 000 Mark", sagen die Rechner schließlich düster, aber sie müssen dann selber mitlachen, als alle schallend lachen. Aber die Optimisten — oder soll man sie nicht besser die Energischen nennen? — setzen sich durch.

Eine Mark in die Kasse!

Damals gab es für die Kriegsopfer noch kein Bundesversorgungsgesetz. Die Rente war bitter schmal, und als Webschüler verdient man

nichts. Also war es schon ein ziemlicher Anspruch, den die kleine Gemeinschaft an sich selber stellte, als sie eine gemeinsame Kasse für Briefpapier und Porto begründeten.

Eine Mark opferte jeder, das war viel, zumal das Opfer ja immer mit dem geheimen Zweifel geschah: es ist ja doch vergeblich. Und diese Zweifel mehrten sich, denn wo auch immer Rückfragen gehalten wurden, ob bei erfahrenen Geschäftsleuten, ob bei Behörden oder Freunden: man riet ab, man lächelte, man hielt das ganze Unternehmen für verfehlt.

Als diese — jetzt von fast 30 Kriegsblinden getragene — Arbeitsgemeinschaft aber dennoch zustande gekommen war und langsam anlief, stellten sich ganz neue Schwierigkeiten in den Weg. Man muß wissen, daß diese Handweber ausnahmslos Ostvertriebene sind, und daß sie also nur in Ausnahmefällen über Wohnungen verfügten, die diese Bezeichnung verdienen.



Foto: Jürgen Neven-du Mont



Noch heute wird die Tischdecke fertig sein. Bald wird sie von einer Hausfrau, die Freude an schönen Dingen und ein richtiges Gefühl für echtes Kunsthandwerk hat, mit Stolz aufgelegt werden. Der kriegsblinde Handweber hat sein Fach gründlich gelernt, und der große Webstuhl mit dem ständigen Klappern und Stoßen ist ihm zum guten Freund geworden. Manche Handweber arbeiten selbständig, meist unter Assistenz ihrer Frauen. Die Mehrzahl hat sich aber zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, die sich dann rund um ein eigenes Werkstattgebäude eine kleine Siedlung schuf. Eine Webmeisterin wurde zur Beratung und Hilfe angestellt. Foto: Böckstiegel

Und als die Webschüler nun ihre Prüfung bestanden hatten und entlassen waren, ergab sich als erstes Problem: Wo stelle ich meinen Webstuhl auf? So ein Webstuhl ist nämlich ein mächtiges Ding. Manche Flüchtlingskammer füllte er allein.

Beschwerden der Nachbarn

Und wo die Aufstellung des Webstuhls gelang, ergab sich sehr bald eine neue, bittere Sorge: Die Nachbarn und Mitbewohner beschwerten sich über das ständige Bumsen und Klappern, das nun mal die Arbeit am Webstuhl mit sich bringt. Hier und da einigte man sich gütlich auf die Einhaltung weniger, streng begrenzter Arbeitsstunden, aber damit war der Weber zu unerträglicher Kurzarbeit verurteilt.

Und wo auch dieses Problem einigermaßen gelöst war, ergab sich im Laufe der Praxis bald ein drittes, das in menschlicher Hinsicht das belastendste wurde: die Überbeanspruchung der Ehefrau. Es gibt nämlich Einzelverrichtungen, bei denen der Handweber — auch der sehende — die Hilfe eines Partners braucht, mehr aber noch braucht der kriegsblinde Handweber immer wieder einmal Rat und Hilfe, vor allem beim Vorbereiten des Webens und beim Fertigmachen und Nähen der einzelnen Stücke. So muß seine Frau immer bereit sein, helfend

einzuspringen, und wenn es oft auch stundenlang dauert, bis der Mann ihre Hilfe braucht. Das so notwendige Mitwirken der Frau ist schon von der Webschule bedacht gewesen, und für mehrere Wochen waren die Frauen der Webschüler gegen Schluß des Kursus ebenfalls zu Webschülern geworden. Aber es wird den Frauen jetzt zuviel. Sie haben ja nicht nur den Haushalt und die Kinder zu versorgen. Die Frau eines Kriegsblinden ist immer doppelt beansprucht: sie muß Zeit haben, dem Mann aus der Zeitung etwas vorzulesen, ihn bei seinen Gängen zu begleiten, überhaupt: sie muß den Kontakt mit der Umwelt herstellen, muß ein Anschauungsbild der Umwelt im Mann wachhalten, muß für Ordnung sorgen, damit der Mann auch selbständig findet, was er braucht — und nun noch eine sozusagen nebenberufliche Tätigkeit beim Weben? Nein, das ging über die Kraft vieler Frauen.

Eine verrückte Idee?

So saßen die Weber wieder einmal beisammen und ließen den Kopf hängen. Eine ganze Anzahl von ihnen hatte seit der Entlassung aus der Schule noch kein einziges Stück weben können. Was nun? Und da sagte einer: „Wir bauen uns eine Siedlung, rund um ein Werkstattgebäude herum, und wir verpflichten uns eine Webmeisterin." Zunächst war wiederum nur ein bitteres Lachen die Antwort, zunächst fand der Mutige überall nur wohlmeinende Warnungen, ängstliches Abraten, wo er auch hinkam. 20 Eigenheime? Nein, mein Lieber, das schlagen Sie sich besser aus dem Kopf.

Aber die Kriegsblinden bewiesen, was man mit Hartnäckigkeit und Geduld erreichen kann. Sie fanden schließlich Freunde, hier die Regierungspräsidentin von Hannover, dort einen Industriellen, da den Bürgermeister des Dorfes Langenhagen vor den Toren der Stadt Hannover.

Und jetzt sind die Kriegsblinden in ihre Häuser eingezogen. Sie können es noch kaum glauben: ja, ein Eigenheim, das wirklich ihr Eigentum ist, und endlich: eine Arbeitsmöglichkeit. Arbeiten zu können, das gibt ja dem Kriegsblinden erst sein Selbstbewußtsein und seine Lebensfreude wieder. Es sind Doppelhäuser, je zur Hälfte einem Kriegsblinden gehörig, und in der Mitte das stattliche Werkstattgebäude, das die großen Webstühle, das Lager und das Büro beherbergt. Ein neues Leben hat begonnen.

Jetzt fehlt nur noch eins: nämlich die Umsatzsteigerung, die der vollen Kapazität der Siedlung entspricht. Auch dieses Problem wird zu lösen sein, denn die Tischdecken, Kissen und Stoffe aus der Webersiedlung Langenhagen sind nicht nur von hoher Qualität und Schönheit, sie sind auch erstaunlich billig, wenn man sie direkt in Langenhagen bestellt. *F. W. H.*

Der „Hörspielpreis der Kriegsblinden"

Die Kriegsblinden danken den deutschen Rundfunkdichtern

„Über den Wert so mancher Literaturpreise kann man vielleicht streiten, aber dieser Preis ist notwendig, um das Hörspiel als Kunstwerk öffentlich zu rechtfertigen", so sagte der Intendant des Süddeutschen Rundfunks, Dr. Eberhard, der als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der westdeutschen Rundfunkanstalten bei der Preisverleihung in Bonn das Wort ergriff.

Was will dieser „Hörspielpreis der Kriegsblinden"? Man trifft oft auf das merkwürdige Mißverständnis, daß dieser Preis einem kriegsblinden Schriftsteller gelte. Das kann schon deshalb nicht der Fall sein, weil es unter den Kriegsblinden zwar einige wenige Schriftsteller gibt, aber keinen Dichter von Rang. Wenigstens weiß man von ihm nichts. Warum auch sollen Kriegsblinde mit einer Preisvergebung unter sich bleiben, so als ob sie mit der Welt der Sehenden nichts zu tun hätten! Die Stiftung dieses Preises beleuchtet vielmehr die Tatsache, daß die Kriegsblinden in einem lebendigen Kontakt mit der Welt stehen, und zwar nicht nur als die ewig Nehmenden, die an ihre Umwelt Ansprüche stellen müssen, sondern auch als die Gebenden, ja, als die Sprecher dieser Umwelt.



Alljährlich erhält der Autor des bedeutendsten deutschen Hörspiels einen Preis, den einzigen deutschen Hörspielpreis. Er wurde von den Kriegsblinden gestiftet, die zusammen mit den angesehensten Fachkritikern auch die Wertung vornehmen. Im Jahre 1953 erhielt den Preis Günter Eich (rechts). Bei der feierlichen Preisverleihung im Plenarsaal des Bundesrates zu Bonn war auch Bundespräsident Professor Heuss zugegen. Foto: Engel

Denn als die Kriegsblinden diesen Preis stifteten, den einzigen deutschen Hörspielpreis, da fühlten sie sich als Vertreter der gesamten Rundfunkhörerschaft. Einzelne Hörspiele werden ja an einem einzigen Abend oft gleichzeitig von drei und von vier Millionen Menschen gehört. Diese Menschen aber bleiben einzelne, und sie können weder wie im Theater durch Beifallklatschen noch wie im Buchladen durch fleißigen Ankauf einen Autor auszeichnen. Allenfalls kann man Briefe des Lobes oder der Entrüstung in ein Funkhaus schicken. Die deutschen Kriegsblinden schufen jetzt endlich eine Instanz, um den Rundfunkautoren den Dank des Publikums zu übermitteln und um eine alljährliche Wertung der Schöpfungen vorzunehmen.

Es wurde ein Preisgericht gebildet, dem in gleicher Anzahl Kriegsblinde aus allen Sendegebieten der Bundesrepublik und angesehenste Vertreter der Fachkritik angehören. Kritiker und Kriegsblinde treffen sich alljährlich zu einer Sitzung, um die wichtigsten Hörspiele des Vorjahres noch einmal vom Tonband abzuhören und über den Wert der Werke zu diskutieren. Bei der Auswahl jener Hörspiele, die in die Debatte gelangen, trägt eine Umfrage bei, die von der Kriegsblindenzeitschrift an alle deutschen Kriegsblinden gerichtet wird. Man kann dabei feststellen, daß es unter den Kriegsblinden eine erstaunlich große Zahl ausgesprochener Hörspielkenner gibt. Kein Wunder! Das Hörspiel ist ja eine Kunstform, die eigens für Blinde geschaffen zu sein scheint. Und die blinden Rundfunkhörer sind sicherlich nicht nur die dankbarsten, sondern auch die aufmerksamsten und aufgeschlossensten Hörer. So ist es verständlich, daß die Fachwelt und die allgemeine Rundfunkhörerschaft die Stiftung und die Methoden dieses Preises für ideal halten.

Im Frühjahr 1953 wurde der Preis zum zweitenmal verliehen, also für das beste Hörspiel, das im Laufe des Jahres 1952 über einen der deutschen Sender zu hören war. Den Preis erhielt diesmal der Lyriker und Rundfunkdichter Günter Eich, eine Entscheidung, die in der Presse und auch im Rundfunk selbst mit großer Entschiedenheit bejaht wurde. Der Preis ist zwar nur ein Ehrenpreis, denn die Kriegsblinden haben keine Reichtümer zu vergeben, aber der Preis hat in den beiden letzten Jahren ein so hohes Ansehen gewonnen, daß er von der Öffentlichkeit und auch von den Autoren als hohe Ehre empfunden wird.



Zwei tastende Hände umschließen eine Blume — ein Sinnbild für die Erlebniswelt des Blinden. Der in den letzten Jahren mehr und mehr zu Ansehen gelangte kriegsblinde Bildhauer Jakob Schmitt (Mainz) schuf diese Kleinplastik. die im Jahre 1953 dem Dichter Günter Eich als Preis für das beste im Vorjahr gesendete Hörspiel zuerkannt wurde.

Foto: Keystone

Heitere Stunden in der Turnhalle

Wenn uns das ständige Sitzen zu dick machen will

Da hat es doch wahrhaftig einer meiner Kollegen, ein einziger nur — er hat es für einen Aprilscherz gehalten, als ich andeutete, daß ich jetzt einmal in der Woche zum Turnen gehe. Erst mal habe ich dem Zweifler einen höchst gelehrten Vortrag gehalten, nämlich über die allgemeine Körperverfettung, die ja bei uns Kriegsblinden durch sitzende Beschäftigung und geringe Beweglichkeit oft schon frühzeitig hervorgerufen wird. Um ihr keinen Vorschub mehr zu leisten, habe ich mich neben einigen anderen Bremer Kameraden entschlossen, Sport zu treiben. Das leuchtete dem Kollegen ein, und ich erzählte nun:

Nach dem Grundsatz „Sport ist noch wichtiger als ein ausgiebiges Frühstück" pflege ich die wiederentdeckte Körperschule. Nachdem ich mir eine Turnhose und ein fast echtes Olympiahemd, wie es die deutschen Sportler bei den Olympischen Spielen in Helsinki getragen haben, gekauft hatte, konnte ich mich endlich nach einer Pause von etwa zehn Jahren wieder sportlich betätigen.

Ich war nicht der einzige. Eine ganze Riege von Kriegsblinden hat sich zusammengefunden, und zwar unter der Leitung des versierten, in Bremer Turnkreisen bekannten Sportlehrers Wegener. Uns allen macht der Sport Freude, mehr Freude, als wir vorher ahnten. Weil wir — den Sport ernst nehmen. Allwöchentlich, am Mittwochabend um 19 Uhr, kommen wir in einer Turnhalle zusammen. Es wird mit Lockerungsübungen begonnen. Wir müssen gehen, laufen, hüpfen und springen.

Reichlich steif geworden

Natürlich versteht es sich, daß wir e i n z e l n durch die Halle hüpfen, weil unsere Köpfe sonst wohl kollidieren würden und der eine oder andere eine sportliche Beule nach Hause tragen müßte, was wiederum nicht Sinn der ganzen Sache ist. Ich hatte ja überhaupt keine Ahnung davon, wie steif ich in den letzten Jahren geworden bin! Beim Laufen und Springen merke ich es ja nicht so, aber wenn wir dann Froschhüpfen machen müssen, dann spüre ich erst, wieviel Fett sich in meinem Nacken angesammelt hat. Der wertvolle Kopf fliegt nämlich ruckartig nach dem Hüpfen von vorn nach hinten. Auch ist es keine Kleinigkeit, an der Kletterstange hochzukrabbeln. Aber ich habe es trotzdem geschafft, obwohl die Kletterstangen, die ich von meiner Kindheit her aus Turnhallen kenne, etwas dicker gewesen sein müssen. Oder sind meine Hände seitdem größer geworden?

Die Leiter hinauf- oder herabzuklettern ist nicht schlimm. Aber wenn du unter der Leiter hochklettern sollst und wieder herunter, dann merkst du bald, daß du nicht mehr der Jüngste bist. Sehr viel Spaß macht mir auch das Tauspringen oder ein schönes Spiel mit dem Medizinball. Es ist so etwas Ähnliches wie Völkerball, nur abgestimmt für Blinde.

Sogar Ballspiele

Die Torpfosten werden durch viereckige Kästen markiert, und die Tore werden von vier Kriegsblinden besetzt, die sich nebeneinander hinkauern, und zwar so weit auseinander, daß sie sich noch eben mit den Händen berühren. Die Gegenpartei nimmt uns gegenüber Aufstellung. Dann wird der dicke Ball von uns so geworfen, daß er in der Mitte a u f s c h l ä g t — das hören wir! — und von dort aus in das feindliche Tor rollt. Wir müssen natürlich aufpassen, jede Partei für sich, daß wir es nicht zum Tor kommen lassen. Das klingt nun zwar so unglaublich einfach. Aber — wenn man nicht gucken kann, dann ist das Einfachste manchmal doch recht schwierig, und es bedarf größter Konzentration, um den Ball hören zu können, wenn er angerollt kommt. Nun, und ganz ruhig ist es bei uns auch nicht. Der eine hat mal etwas zu reden, oder der andere stöhnt, weil er schwitzt.

Am Barren haben wir unsere Armmuskeln in Tätigkeit setzen müssen, als wir uns auf den Holmen mit den Armen vorarbeiten mußten.



Turnlehrer Treff korrigiert die Haltung eines der Gladbecker Kriegsblinden, die in der Altherrenriege des Turnvereins, zusammen mit Sehenden, regelmäßig an den Übungen teilnehmen. Foto: Neumann

Einer von uns Kriegsblinden — er ist früher Schmied gewesen und seine Muskulatur ist auch heute noch gut intakt — konnte gar nicht verstehen, daß dies anstrengend ist. Aber ich bin ja Büromensch — oder, wie der Schmied sagt, „eine Schreiberseele".

Tauziehen mit Nachhilfe

Na ja, darum verliere ich auch meistens, wenn wir uns gegenseitig mit einer Hand durch die Turnhalle ziehen müssen. Beim Tauziehen habe ich neulich gewonnen, d. h. mit noch drei anderen Kameraden. Das Gewicht wurde so ziemlich gerecht verteilt, und los ging's mit dem Ziehen. Unsere Partei schien keine Kraft mehr zu haben. Oder waren es die Schuhe, die rutschten? Ich weiß es nicht. Jedenfalls wurden wir trotz Gegenzug immer weiter nach drüben gezerrt. Dann aber, auf einmal, hatten wir uns gefaßt. Mit hau ruck und kräftigen Zügen — so schien es wenigstens — hatten wir unsere Gegner bald wieder zurück- und sogar bis zu uns herübergezogen. Die anderen konnten ja nicht wissen, daß zwei amputierte Kameraden sich unser erbarmten. Sie zogen aus Leibeskräften mit, und so kam es, daß wir „siegten". Die Amputierten turnen von 20 bis 21 Uhr. Einige von ihnen waren schon erschienen und sahen uns zu.

An den Ringen haben wir auch bereits unser Mütchen gekühlt. Wir machten einen Überschlag, eine Kerze und verschiedene andere Dinge. Ein schwieriges Unterfangen ist es auch, sich in die Ringe zu stellen und mit den Armen die Taue seitwärts zu drücken, wobei jedoch die Füße in den Ringen zusammenbleiben müssen. Hierzu gehört viel Geschicklichkeit und eigene Kraft. Wenn du dann noch nicht genug hast, dann darfst du dich in den Liegestütz fallen lassen, um deine Füße in die Ringe zu stecken, und dann auf den Händen nach vorn zu laufen, so weit du eben kannst. Natürlich ziehen dich die Ringe rückwärts. Hast du es dann endlich bis an den Rand der Matte geschafft und sollst anschließend wieder auf den Händen zurückgehen, und zwar langsam, dann ist's mit der Kraft vorbei. Die Ringe ziehen dich mit eigener Gewalt zum Ausgangspunkt zurück, und du hängst kraft- und willenlos daran, wobei du mit den Ellenbogen auf der Matte entlangschleifst.



Aufmerksam tastet der junge kriegsblinde Sportler Sobania aus Bielefeld zuvor die Höhe der Latte ab und prägt sich genau die Anlaufstrecke ein. Und er schafft, gänzlich ins Ungewisse springend, eine Höhe von 1,40 m.

„Wie wenn'ste schwebst"

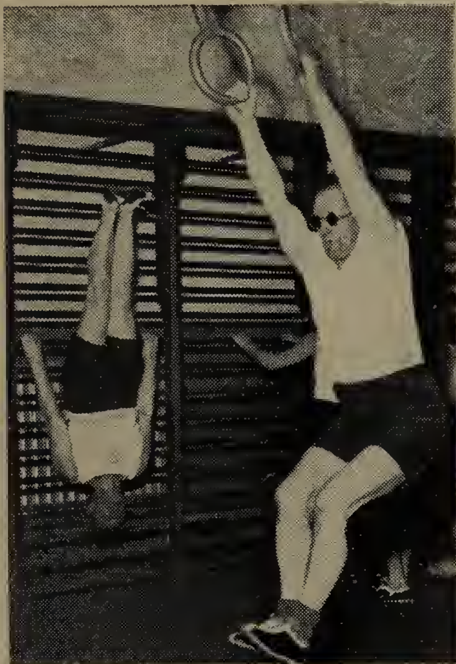
Ja, da staunte mein Kollege, offen gestanden, ich staune selber, daß ich das schon alles kann. Aber die anderen netten Sachen, die noch folgen werden! Es wird sicher noch ungeahnte Möglichkeiten für einen

Turnlehrer geben, um unseren Körper olympiareif zu machen. Doch Angst hiervor kennen wir nicht mehr, denn schließlich ist es ja zu unserem körperlichen Vorteil, und nach und nach werden wir wohl so gelenkig werden, daß wir die kommenden Übungen spielend schaffen.

Wenn es jetzt auch noch nicht so ist „wie wenn'ste schwebst", wie der Turnlehrer bei unseren Hüpfsprüngen oft sagt, so wird sich doch langsam durch das ständige Training die Muskulatur straffen und eine gewisse Elastizität hervorrufen, so daß wir wie Engel schweben werden. Vorerst aber ist von Schweben noch keine Spur zu finden, denn bei dem Hüpfen und Springen kommt man zu leicht aus dem Takt, weil man den einen Arm nach hinten wirft, wenn er nach vorn soll und umgekehrt. Eher erinnern wir wohl an stampfende Elefanten oder meinethalben an watschelnde Enten.

Der Kopf saß allzu fest

Neulich habe ich mich geirrt. Wir mußten uns alle auf die Erde setzen, die Beine grätschen



Durch das ständige Sitzen sind die Glieder und Muskeln der meisten Kriegsblinden eingerostet. In vielen Fällen führt diese bewegungsarme Lebensweise zu Gesundheitsstörungen. Da hilft nur der Sport. Und der Erfolg? Man gewinnt gratis dazu sehr viel Lebensfreude im Kreise froher Kameraden. Der Kriegsblinde im Hintergrund steht (oder vielmehr „hängt") vor lauter Vergnügen kopf.

Foto: Nordhausen



Einmal frei und ungehemmt laufen zu können, nicht am Arm einer Begleiterin oder am Bügel des Führhundgeschirrs, das ist die Freude eines kriegsblinden Sportsmannes. Anfangs lief er auf dem weiten Rasen, ins Dunkel hinein. Jetzt hat sich sein Orientierungssinn schon so verbessert, daß er die Aschenbahn benutzen kann. Unser Bild zeigt den kriegsblinden Studenten Werner Giehr (links), den besten kriegsblinden 100-m-Läufer (13,2 Sek.). Selbst an den 5000-m-Lauf wagte er sich heran.

Foto: Eifert

und dicht hintereinander hocken. Ein Kamerad legte sich auf die hochgehaltenen Hände des Vornsitzenden und wurde von uns mit den Händen von vorn nach hinten geschoben. Das gleiche Spiel ging nun auch von hinten nach vorn. Ich griff also, wie alle anderen, mit beiden Händen nach hinten, um den Kopf oder einen Teil des vorzuschiebenden Körpers zu fassen. Ich bekam auch tatsächlich den Kopf des Mannes in meine Hände, und so zog ich nun und zerrte und riß daran herum, um ihn nach vorn zu bringen. Ich wunderte mich zwar, daß das Gesicht nach unten schaute, aber dann dachte ich, daß er sich eben einmal anders nach vorne schieben lassen wollte. Aber der Kopf wollte nicht weiterrutschen. Dann mußte ich feststellen, daß das Spiel längst aus war und daß ich ungewollt den Kopf meines Hintermannes zu packen gekriegt hatte. Dieser sagte mir dann, daß er ja immer gerufen hätte, ich solle ihn loslassen, doch das hatte ich wohl bei dem Spektakel nicht gehört. Nun, mein derzeitiger

Hintermann kommt heute noch regelmäßig zur Turnstunde, er dürfte also keinen Schaden erlitten haben...

An der Sprossenwand passierte es einmal, daß einem allzu eifrigen Kameraden die Turnhose buchstäblich vom Körper rutschte, als er sich, bäuchlings auf dem Boden liegend, mit den Händen an der Sprossenwand hochzog. Darum ist es gut, daß wir nur unter männlicher Aufsicht turnen und unsere Frauen nicht zuschauen, wie es in anderen Städten geschieht. Manch einer von uns würde sich befangen fühlen.

Um unseren Frauen zu gefallen

Ein wunderliches Gefühl hat man übrigens, wenn man, die Hände um die oberste Sprosse geklammert, an der erwähnten Wand hängt und wie der Perpendikel einer Uhr hin- und herpendeln muß. Hierbei werden die Bauchmuskeln so angespannt, daß man denkt, man habe fünf Beefsteaks zu Mittag gegessen. Ich habe nie geahnt, daß ein Mensch, ergo auch ich, soviel Muskeln besitzt! Nach den ersten Turnstunden spürte ich, wenn ich mich tags darauf etwas mehr bewegte, daß es im Genick, an den Armen und Schultern, in der Hüfte und an den Beinen schmerzte und riß.

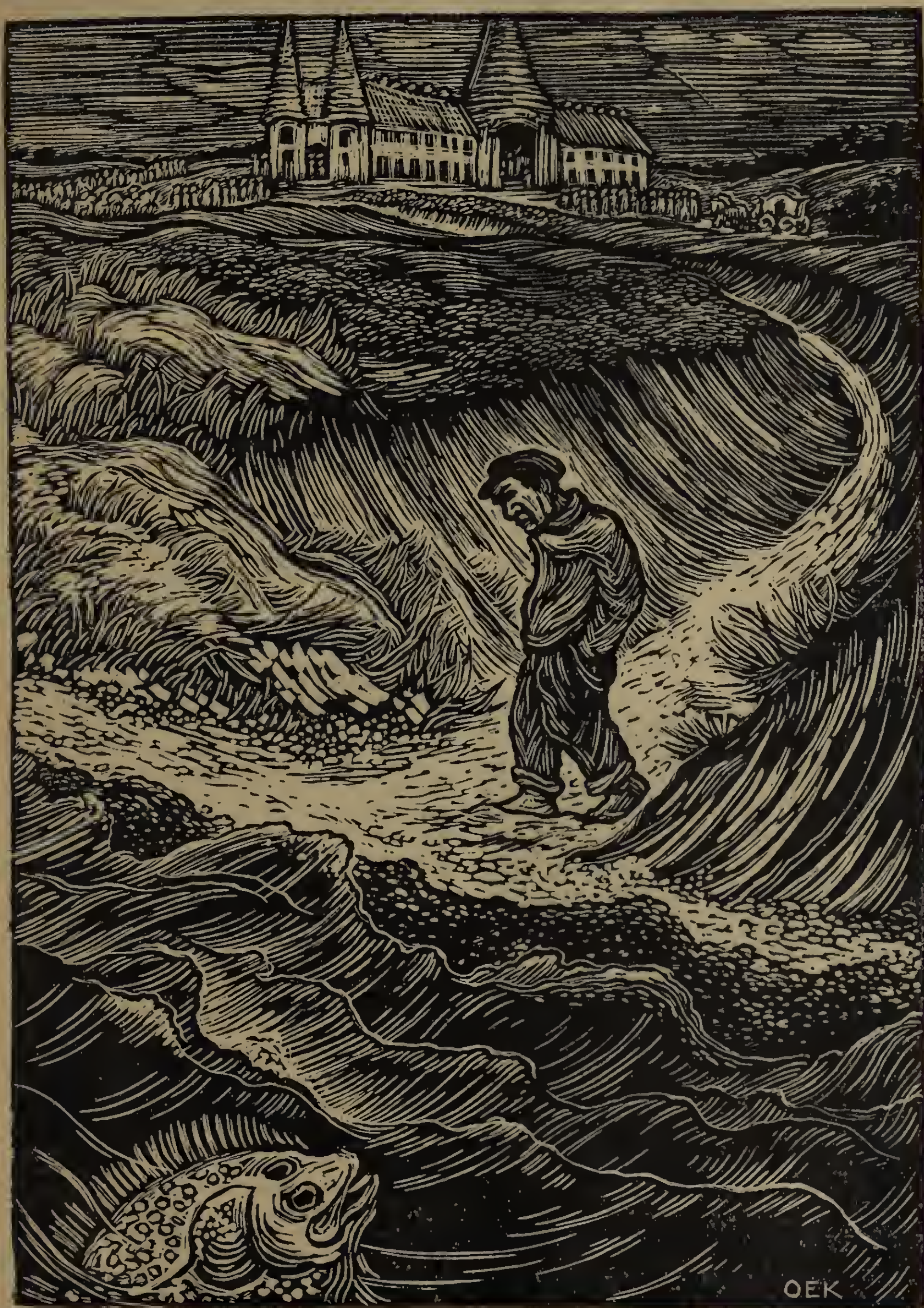
Doch dieses Anfangsstadium ist nun vorüber, und wir können schon sagen, daß wir wieder Sportsleute geworden sind, wenn auch nur ganz kleine Lichter. Und nur, wenn wir unser Soll erfüllt haben und uns auf dem Heimweg befinden, dann spüre ich noch manchmal beim Herabsteigen der Treppe, daß mir die Knie ein wenig zittern.

Doch die negativen Seiten dürfen uns nicht abschrecken, tun wir doch schließlich alles — außer für unsere eigene Gesundheit — auch für unsere lieben Gattinnen, die keinen Mehlsack, sondern einen Athleten oder doch wenigstens einen frischen und beweglichen Mann zum Ehepartner haben möchten. Wir sind jedenfalls wieder im Kurs gestiegen, als Männer, versteht sich, und so ist es für uns doppelt schmeichelhaft, daß uns die Frauen nach dem Turnen abholen. Aus Vorsicht? Haben sie Angst, daß wir mit der Übung im Sprung nun auch zum Seitensprung fähig wären? Jedenfalls, wir stehen unter Aufsicht. Aber wir lassen uns — auch als Athleten — die Aufsicht gern gefallen. *H. C. Schwarze*

Der Fischer und sine Fru

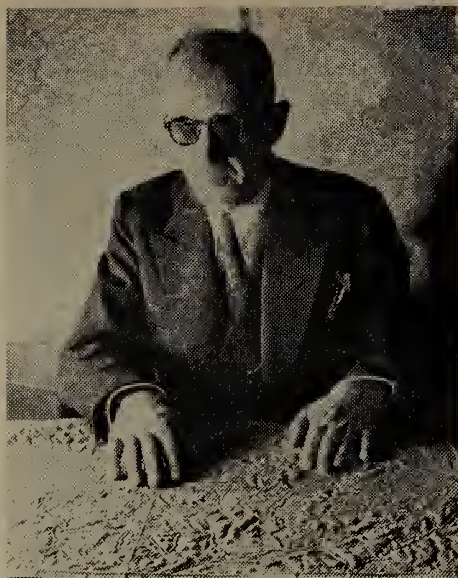
Ein Märchen für unsere Zeit

Eigentlich dürfte man beim Erzählen des Märchens vom „Fischer und siner Fru" nicht mit den ebenso behaglichen wie klassisch-großartigen Worten beginnen: „Es war einmal..." Man müßte vielmehr anfangen: „So ist der Mensch", denn gerade heutzutage ist er so wie die Frau dieses Fischers, die noch als Schloßherrin unzufrieden ist und ihren Mann, wie uns unser Holzschnitt zeigt, zu dem Wunderfisch an den Strand schickt, um noch reicher und noch mächtiger und noch glücklicher zu werden. Glücklicher? Die immer unzufriedenen Menschen haben kein Talent dazu, glücklich zu sein, schon weil sie unter „Glück" etwas ganz Falsches verstehen. Ein Kriegsblinder etwa würde bereits glücklich sein, wenn er Frau und Kinder sehen könnte. Dieses Glück nimmt aber ein Sehender als selbstverständlich hin, und es kommt ihm kaum in den Sinn, für dieses echte Glücksgut zu danken. Mehr zu „haben", das ist sein Ziel, anstatt dahin zu streben, mehr zu „sein". So kann es ihm auch geschehen wie dem Fischer und seiner Frau —, eines Tages sitzt er wieder in seiner Elendshütte.



Wenn man nie zufrieden ist . . .

Aus der Holzschnittfolge „Der Fischer und sine Fru“ von Ottilie Ehlers-Kollwitz



Der Verlagsleiter der Marburger Blindenstudienanstalt ist der im 1. Weltkrieg erblindete Janislav von Trzeciakowski. Er überwacht die Herstellung nicht nur von Punktschriftbüchern, sondern auch von Hilfsmitteln. Hier überprüft er eine für Blinde geprägte plastische Landkarte.



Viele Kriegsblinde haben an der Blindenstudienanstalt Marburg das Abitur erreicht. Die Schüler befassen sich mit allen üblichen Fächern Für Naturwissenschaft sind vielerlei Modelle vorhanden. Eine schmerzliche Spannung liegt über diesem Bild: ein blinder Schüler untersucht ein großes, zum Abtasten bestimmtes Modell des menschlichen Auges. Aber er bleibt ganz unbefangen. „Wie eine Fahrradlampe", ruft er erstaunt.

Wie ich wieder lesen lernte

Eines Tages war es mir klar: So konnte es nicht weitergehen, es mußte etwas geschehen! Vorüber die Zeiten der Resignation, Schluß mit dem Leben in Apathie und Abgeschlossenheit! Kurze Anfrage, rasch erfolgende Antwort, nächtliche Eisenbahnfahrt gen Süden, und dann schritt ich eines feucht-frühen Morgens unter der aufsteigenden Maisonne am Arme meines Begleiters durch die stillen, historischen Gassen der alten Universitätsstadt Marburg. Hier wirkt in segensreicher Arbeit, zum Nutzen aller Blinden, die sich ihrer vielfältigen Einrichtungen bedienen, die Blindenstudienanstalt Marburg. Hier galt es, eine Kluft zu überbrücken, galt es, eine Lücke zu schließen, die jeden Erblindeten zunächst und bis zu diesem Augenblick auf schmerzlichste Weise von den Sehenden scheidet. Ein entscheidender Schritt; die Erlernung der Blindenschrift!

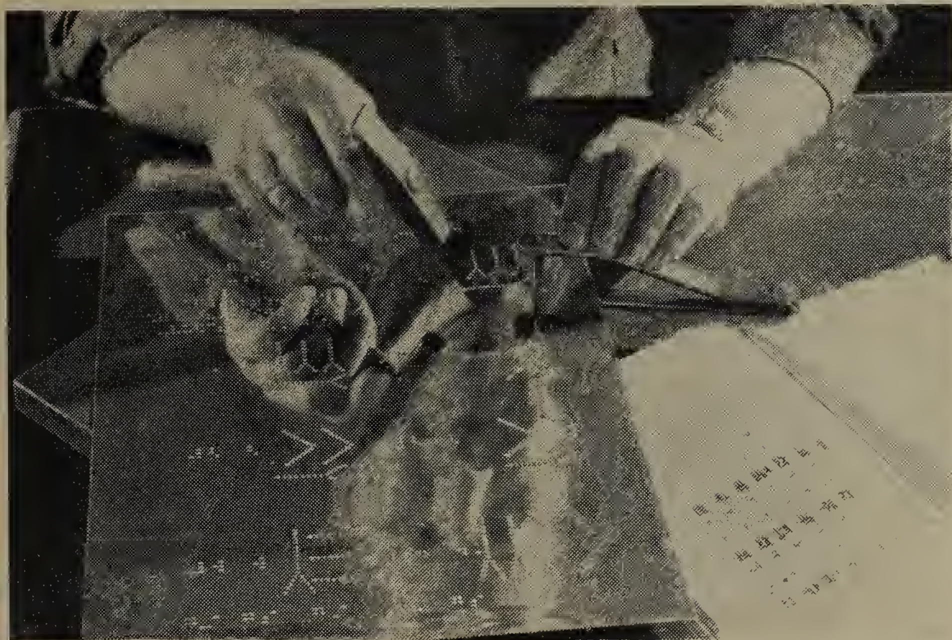
Bald schon hatten sich alle Teilnehmer des Lehrganges eingefunden. Der erste, mit Spannung erwartete Schultag — und ein solcher war es, sollte doch ein zweites Mal das Lesen und Schreiben erlernt werden — vereinte 25 Männer zwischen 20 und 50 Jahren in der besorgten Frage: Was ist das, was uns hier gegenübertritt? Werden wir jemals imstande sein, ein Gewirre von papierenen Pünktchen mit unseren steifen, ungeübten Fingern zu enträtseln? Werden wir wirklich einmal, vielleicht schon in wenigen Wochen, wieder lesen können? Aber schneller als gedacht waren wir schon inmitten der Materie, hatte uns der beispielhaft klare Aufbau des Schriftsystems und der einfache, logische Rhythmus im Ablauf des theoretischen Unterrichtes gepackt. Wahrlich, denkbar einfach und auch für schlichte Naturen mühelos faßbar hatte der Franzose Louis Braille, selbst ein Kind des Dunkels, im vorigen Jahrhundert diese Punktzeichenschrift zusammengestellt! Wie überall, so steckt auch hier der Wert des Großen in seiner unkomplizierten Schlichtheit. Beispielgebend zitierte man einen imaginären Spielwürfel, und vor unserem geistigen Auge erstanden jene sechs weißen Punkte, in der Anordnung, wie sie auf jedem dieser Würfel zu finden sind: die Grundlage der Blindenschrift!

Das schien nicht schwer zu sein, die Kombinationen dieser Würfelaugen, also die einzelnen Buchstaben, zu verstehen und uns einzuprägen. Wir faßten also gewaltig Mut und es dauerte auch nicht lange, bis wir die 26 Formen für die Buchstaben des Schwarzschrift-Alphabetes „intus" hatten. Ausgehend von dem das A darstellenden Punkt 1, der in Verbindung mit dem Punkt 2 ein B oder zusammen mit Punkt 4 ein C bedeutet, paukten wir eine Form nach der anderen ein, und vorschnell erteilten wir uns in unserer Freude über die vermeintliche Leichtigkeit des Verfahrens schon goldene Vorschußlorbeeren.

„Wenn's weiter nichts ist . . .!" sagten wir und lächelten überlegen, und so dachten wir auch noch, als unsere Hände zum ersten Male forschend über den unbekannten, zwar einer normalen Schreibmaschine ähnelnden aber doch zunächst so fremden Formen der Punktschrift-Bogenmaschine glitten und mit den sechs Tasten — wozu noch eine Leertaste hinzuzurechnen ist — die ersten Figuren in das steife Papier preßten.

Aber wir hatten uns zu früh gefreut. Während in der Schreibstunde die ersten Kürzungen mit neuen, mehrere Buchstaben sinngemäß zu Gruppen zusammenraffenden Formen auf uns eindrangen, begannen bei einer anderen Lehrkraft die ersten, ein wenig bänglich erwarteten Lesestunden. Aber schließlich, so sagten wir uns: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg" — und packten zu, das heißt, wir versuchten, mit den Fingerspitzen über das kartonartige Papier hintastend, etwas zu „begreifen".

O großer Schreck, wie die Oberfläche einer groben Feile oder gar einer Kartoffelreibe, zwar nicht so scharf, jedoch mit ebenso vielen, ungezählten Erhebungen versehen, so erschien uns die erste, zögernd betastete Seite des in seiner Fülle beinahe drohend vor uns liegenden Wälzers. Unmöglich, da ein System herauszufinden! Unmöglich überhaupt, auch nur die Zeilen aus-



20 000 wissenschaftliche Werke bis hin zur hebräischen Bibel sind für blinde Geistesarbeiter in der Hochschulbücherei der Marburger Blindenstudienanstalt zu haben. Auch Zeichnungen, z. B. anatomischer Art, werden in feine abtastbare Punkte umgesetzt. Unser Bild zeigt, wie eine Seite aus dem Werk von Ceram „Götter, Gräber und Gelehrte" auf der Zinkplatte vorbereitet wird. Stark vergrößert, werden die ägyptischen Keilschriftzeichen einzeln mit der Hand eingeschlagen. Das segensreiche Marburger Werk — Hochschulbücherei, Studienanstalt und Beratungsstelle für blinde Studierende — entstand unter den Auswirkungen des 1. Weltkrieges, um den Kriegsblinden die Möglichkeit zu schaffen, ihr Abitur abzulegen und zu studieren. 1917 wurde die Blindenstudienanstalt eröffnet, und auch nach 1939 diente sie wieder vielen Kriegsblinden. Noch heute besuchen junge Kriegsblinde die Blindenstudienanstalt, zumal solche, die als Kinder durch den Luftkrieg erblindet sind.

Fotos (3): dpa-Göttert



Die Pariser Oper

einander zu halten, geschweige denn die winzigen Zwischenräume, die die Zeichen voneinander trennten, mit unseren plumpen Fingern ausfindig zu machen! Hatten wir alle nicht plötzlich Hände wie die Grobschmiede? Wie sollten wir jemals von diesem Gewimmel winziger Papierwarzen auf dem Wege von den Fingernerven über das Gehirn etwas Sinnfälliges vor unser geistiges Auge projizieren? Ach, jeder von uns war wohl anfangs der Meinung, daß ausgerechnet er von Natur aus unfähig sei, jemals ein Wort zu entziffern, und fassungslos bewunderten wir Schicksalsgefährten, die uns aus Büchern etwas vorlasen.

Doch die ersten deprimierenden Tage wurden überwunden, wir schafften es, verbissen der eine, seufzend und stöhnend ein andrer, scheinbar resignierend ein Dritter, ein jeder nach seiner Methode. Schon nach wenigen Tagen wußten wir alle, woran wir waren, und nur einige, zumeist ältere Kameraden, deren Fingerspitzen sich als nicht sensibel genug oder deren Kopfnerven sich als zu angegriffen erwiesen, gaben teils erleichtert, teils mit Betrübnis das vergebliche Bemühen wieder auf. Die anderen aber lasen mit wachsender Begeisterung, stockend zuerst und ein wenig holperig, aber zusehends flotter und flotter werdend. Freilich, es kostete noch ein gerüttelt Maß an Fleiß und Ausdauer,

und nicht selten geschah es auch, daß solch ein mit Punkten übersäter Wälzer im Zustande höchster Erregtheit barsch beiseite geworfen wurde, nicht wenige jedoch verliebten sich geradezu in ihn, ließen ihn nicht mehr aus den Händen und lasen mit wahrem Feuereifer, so als hätten sie binnen Tagen nachzuholen, was sie in langen Jahren versäumen mußten.

Langsam aber stetig hatte sich so die beglückende Erkenntnis, wieder lesen und etwas Geschriebenes selbst überprüfen zu können, nicht mehr abgeschnitten zu sein von der Welt des Buches, in unseren Herzen verankert.

Eine Wandlung war in uns vorgegangen, und aus so manchem, dem das Lesen eines guten Buches in den voraufgegangenen Jahren zum heißersehnten Bedürfnis geworden war, wurde in diesen Wochen ein anderer Mensch! So war auch der Ansturm auf die Bibliothek groß, und viele Kartons mit schwerer, gewichtiger Fracht eilten ihren glücklichen Besitzern voraus in die Heimat, als kostbare Atzung für kommende, unausgefüllte Stunden. Wir aber reisten ihnen nach, erfüllt von der beglückenden Erfahrung, mit der Beherrschung der Blindenschrift den ersten entscheidenden Schritt auch zur Beherrschung unseres neuen Lebens getan zu haben.

Harry Barthel



Eine Treppenstraße in Montmartre

Ein Kriegsblinder erlebt Paris

„Nach Paris wollen Sie fahren? Und Sie denken wirklich, daß sich die Fahrt für Sie lohnt?" Das war die übliche Frage meiner Bekannten, die erfahren hatten, daß ich die Ostertage zusammen mit meiner Frau in der französischen Hauptstadt verbringen wollte. Schon aus dem Ton war häufig geradezu eine Mißbilligung meines Vorhabens, als Blinder in die berühmte Stadt zu reisen, herauszuhören. Nun muß ich zwar gestehen, daß der eigentliche Grund für die Reise der Wunsch war, einige deutsche Freunde aufzusuchen, die ich seit Kriegsbeginn nicht mehr gesehen hatte und die sich seit einigen Jahren in Paris aufhalten — aber warum sollte ich bei der Gelegenheit nicht auch Paris erleben können?

Vor Antritt der Fahrt nahm ich mir noch das in Punktschrift gedruckte Konversationsbuch vor, das u. a. einen netten Abschnitt über einen Besuch in Paris enthält. Auf diese Weise konnten auch meine etwas eingetrockneten Sprachkenntnisse wieder aufgefrischt werden. Das Lernen wurde zum behaglichsten Teil der Reisevorbereitungen.

So fuhren wir eines schönen Nachmittags los. Die Geräuschkulissen nächtlicher Ankünfte auf Großstadtbahnhöfen weisen bekanntlich alle eine gewisse Ähnlichkeit auf. Bei unserem Eintreffen am Gare de l'Est nahmen sich aber die um uns schwirrenden Laute schon recht „französisch" aus. Also schon ein „erster Eindruck", stellte ich mit einiger Befriedigung fest. Nach



Im Pantheon wurde Louis Braille, der Erfinder der Blindenschrift, anläßlich seines 100. Todestages im Sommer 1952 im Beisein blinder Delegierter aus aller Welt feierlich beigesetzt.
Zeichnungen: Eva Kausche-Kongsbak



Sacré Coeur

der Ankunft im Hotel fuhren wir zunächst mit dem Fahrstuhl zum fünften Stockwerk. Dann ging es durch eine Tür.

„Ist das ein Zimmer für zwei Personen?" hörte ich neben mir die erstaunte Frage meiner Frau. Die Frage wurde ebenso entschieden wie liebenswürdig bejaht. Den Grund sollte ich rasch feststellen. In dem Zimmer stand e i n Bett, das knapp die anderthalbfache Größe eines Normalbetts aufwies, aber für zwei Personen bestimmt war — wie in den meisten französischen Hotels und Wohnungen. Über alles weitere schweigt des Sängers Höflichkeit.

Beim Abtasten des Zimmers am nächsten Morgen stieß mein Fuß an ein nach Porzellan klingendes Etwas. Es erwies sich als Fußwaschbecken französischer Art. Das normale Waschbecken befand sich an der Wand daneben.

Erster Bummel durch die Stadt. Der fließende Autoverkehr an unserer Seite fällt sofort auf. Wir umrunden die Oper und überschreiten einen großen Platz. Auf einmal vernehme ich neben mir „sitzende Stimmen" und leichtes Klirren von Porzellan. Wir sind an dem berühmten „Café de la Paix". Trotz der kühlen Witterung sitzen die Gäste schon in den Vormittagsstunden im Freien. Interessiert betrachten sie den Verkehr der Fußgänger und Autos. „Na ja, was die können, können wir auch!"

Wir setzen uns an eines der zierlichen kleinen Tischchen, natürlich im Mantel. „Ah, dieser



Kaffee!" Das gibt's nur einmal ... Wenn ich schon von kulinarischen Genüssen rede, will ich auch der raffinierten Mittags- und Abendmahlzeiten gedenken, die zumeist aus vier bis fünf Gängen bestehen. Kleine Gerichte, aber jedes mit großem Geschick zubereitet. Doch zunächst sitzen wir noch im Freien vor dem Café ...

„Plus vite! Plus vite!" ertönt es in der Nähe. Ein Verkehrspolizist ruft sehr temperamentvoll den Autofahrern zu, sie sollen schneller, jawohl, schneller fahren! Diese Art Verkehrsregelung ist geradezu typisch für das Pariser Großstadtleben. Und doch ist die Zahl der Unfälle im Vergleich zu anderen Hauptstädten nicht sehr groß. Einer der Gründe dafür dürfte sein, daß es hier keine Straßenbahnen gibt. Der städtische Bahnverkehr wird allein durch die als „Metro" bekannte Untergrundbahn bewältigt. Diese kann auf ihren unterirdischen Strecken sehr hohe Geschwindigkeiten entwickeln, ohne andere Fahrzeuge zu stören oder selbst gestört zu werden. Wir konnten dies bemerken, als wir zu unseren Bekannten in verschiedene Vororte fuhren.

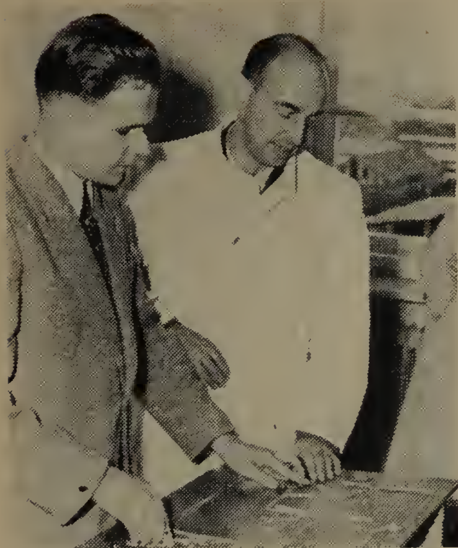
Die Freunde hatten es vor einigen Jahren nicht leicht, eine geeignete Wohnung zu finden. Auch in Paris herrscht Wohnungsnot, obwohl mir nur wenige Häuser in den Außenbezirken als zerstört bezeichnet wurden. Die deutsche Kolonie hat wieder eine nennenswerte Größe erreicht. Die deutschen Kinder besuchen häufig französische Privatschulen. Schon nach den ersten deutschen Lauten im Kreise der Freunde wird es uns ganz heimatlich zumute. Wir erleben bei ihnen sehr anregende Nachmittage.

Und dann lockt der Eiffelturm. Hier führt uns der Fahrstuhl in das zweite der drei Stockwerke. An der Brüstung ist zunächst einmal die frische Windbrise ein unmittelbarer Eindruck für mich. Mit Hilfe der Beschreibung kann sich das „geistige Auge" eine Vorstellung davon machen, daß weit unter uns die Seine fließt. In einiger Entfernung taucht der Invalidendom auf, welcher die Gebeine Napoleons birgt, und hinter diesem die Kirche Sacré Coeur auf Montmartre mit ihrem orientalischen Stil.

Am Ostersonntag geht es mit Autobus nach Versailles. Schon beim Aussteigen empfängt uns lautes Stimmengewirr in allen Sprachen der Erde. Auch deutsche Worte sind darunter. Es stellt sich heraus, daß die Fremdenführer ihre Erklärungen in drei Sprachen (französisch, englisch und deutsch) vom Stapel lassen. Wir drängen uns durch die Menschen in Richtung einer erklärenden Stimme. Dann schiebt man sich durch die Säle. Auf einmal stößt die Hand auf eine spiegelglatte Fläche. „Sollte das ...?" Tatsächlich! Im nächsten Augenblick wird er-



Erst als die Firma Siemens für ihn einen Spezialfernsprecher baute, konnte der kriegsblinde Ohnhänder Günter Schirmer aus Berlin eine Anstellung finden, und zwar als Auskunftsangestellter in einer Berliner Behörde. Das Gerät ist nur ein mit wenigen Zusatzteilen ergänztes Zugtelefon, d. h., an Stelle der Wählscheibe werden die Nummern durch zwei kleine Hebel gezogen, der rechte Hebel für die geraden, der linke für die ungeraden Zahlen; hier erfolgt also ein Einrasten bzw. ein spürbarer Widerstand bei den Ziffern 1, 3, 5 usw. Der große Hebel, den Günter Schirmer gerade nach vorn wirft, ersetzt das Auflegen des Hörers.



Im Gegensatz zu der Mehrzahl der sehenden Telefonisten erhält ein kriegsblinder Telefonist eine umfassende, praktische und theoretische Ausbildung. Er kennt genau sein Gerät, weiß, wie es funktioniert und wo Fehlerquellen stecken können. In den Schulungsstätten für blinde Telefonisten befindet sich vielseitiges Unterrichtsmaterial, zum Teil in der Art abtastbarer Zeichnungen. Foto: Monti

klärt, daß wir uns in dem bekannten Spiegelsaal befinden, der 1871 und 1919 in der Geschichte unseres Volkes eine so einschneidende Rolle gespielt hat.

Am Abend stehen wir am Sternenplatz. Die 12 Straßen, die dort von allen Seiten her einmünden, geben ihm die Form eines Sternes. In der Mitte des riesigen Platzes befindet sich der Triumphbogen mit dem Grabmal des Unbekannten Soldaten. Auch hier kann man sich die beschwingte Höhe des Bogens und das Grabmal plastisch vorstellen. Nicht anders ist es in der gigantischen Kathedrale von „Notre Dame". Der besondere Schallton der Schritte läßt das grandiose Gewölbe erkennen. Die Luft ist von zartem, feinem Weihrauchduft erfüllt.

Einen Gang zum Place de la Concorde mit dem Obelisk im ägyptischen Baustil und zum Quartier Latin, dem Zentrum des geistigen Lebens von Paris, lassen wir uns natürlich auch nicht nehmen.

Jetzt werden sich manche fragen: Und das Pariser Nachtleben? Leider muß ich entgegnen: Die bekanntesten Lokale (Folies Bergères, Casino de Paris, Moulin Rouge und andere) waren an den Ostertagen so überfüllt, daß ein Besuch zwecklos gewesen wäre. Aber das nächste Mal... Und schließlich kann man den typischen Pariser Bürger leichter beim Gespräch in einem kleinen Lokal bei einem gemütlichen Glas Beaujolais kennenlernen als in einem internationalen Nachtlokal.

Eines möchte ich noch besonders hervorheben: Auch wir Blinden können in Paris bleibende Eindrücke gewinnen, die unser Leben verschönern helfen. Wichtig ist natürlich eine Begleitperson, die ganz auf uns eingestellt ist. Und nicht zu vergessen: Einige französische Sprachkenntnisse sind natürlich recht nützlich; schließlich müssen wir ja im wesentlichen hörend die Umwelt aufnehmen, und wenn man nicht verstehen kann, was man hört, und wenn man nicht fragen kann, so ist man gegenüber den sehenden Touristen sehr im Nachteil.

Aber das, was man die Pariser „Atmosphäre" nennt, das spürt man, auch ohne Sprachkenntnisse und ohne Sehvermögen. Man spürt es mit Organen, die bei uns Blinden intakt geblieben, ja — wie man uns wenigstens nachsagt — sogar feiner ausgebildet sind als bei Sehenden.

Jedenfalls — ich habe Paris, wenn auch auf meine Art, vollauf erlebt. *Dr. Kurt Wintterlin*



Die Lippen sind sein Tastorgan geworden, seit er keine Hände mehr hat. Hugo Brenner, einer der 200 kriegsblinden Ohnhänder und deren Sprecher, begutachtet mit Hilfe der Lippen ein neues amerikanisches Arbeitsgerät für Ohnhänder, den „Hook", während ihm Frau Käthe das Gerät gleichzeitig beschreibt. Hugo Brenner ist Fachmann. Trotz seiner so schweren Verwundungen entwickelte er mehrere Hilfsgeräte für Ohnhänder. Seine Erfindungen sind durch fünf Patente und 42 Gebrauchsmuster geschützt.
Foto: Fruhner

Ein Band, hell wie die Akelei

EINE EHEGESCHICHTE VON PAUL ANTON KELLER

Der Uhrmacher Fidelis von Schmidt stand mit einem recht grämlichen Gesicht in der Werkstatt und feilte an einem Zahnrad, das für die große und gar wohldurchdachte Uhr zum Schloßbergturm berechnet war. Das Maß mußte fein abgestimmt werden, und die Hand durfte nicht ein kleines Zuviel die Feile ziehen, wenn der Hebelarm, der das Schlagwerk auszulösen hatte, mit dem Gang des Zeigers genau übereinstimmen sollte. Meister Fidelis legte indes die Feile bald hin, die Arbeit schmeckte ihm heute nicht; das Eisen, das er sich ansonst mit freundschaftlicher Gewalt zu eigen machte, war kalt, rauh und ganz und gar fremd. Dahinter steckte nun, wie dies gemeinhin so ist, etwas anderes; Schmidt stellte sich ans Fenster, drückte die Stirn gegen die kühle Eisenstange, die über den Bleistreifen lief, und gedachte in heimlichem Groll, der indes mit einer Art seltsam rührseliger Wehmut vermischt war und so eine sonderbare, aber recht nichtige Art des Unwillens wach erhielt, seines Eheweibs Felicitas.

Ja, die Weiber! Es ist ein Kreuz mit ihnen, sagte er vor sich hin, sah sein Eheweib durch den Garten gehen und empfand wiederum den



lastenden Schatten im Gemüte, den Zorn, Kränkung und Rührseligkeit zusammengebraut hatten. Denn sie waren seit etlichen Tagen aufeinander schlecht zu sprechen und dies aus einem eigentlich recht mäßigen Anlaß. Felicitas hatte — da sich der Tag ihrer Hochzeit in einer runden Zahl wiederholte, von deren festlicher Erhöhung zwischen ihnen langher die Rede gegangen war — kurze Zeit vorher die Absicht geäußert, auf den rauschenden Glanz ihres dunkelblauen Taftkleides eine helle Schärpe zu geben, wogegen Fidelis, dem das Steirische mehr im Blute lag, ein matt getöntes Band von sehr sparsamen Farben vorschlug. Darüber waren sie in die Rede gekommen, und obgleich sich Fidelis nie vorher sonderlich in Weibersachen solcher Art gemengt hatte, reizte ihn doch Felicens gespreizte Entgegnung, daß er von der Werkstatt her eben nur für rostige Farben schwärme, und er schlug mit scharfen Worten zurück. Da es indessen bei ihnen nie zu lautem und längerem Wortwechsel kam und sie sich auch höchst selten stritten, erhoben sie sich ehzeit vom Mittagstisch und trugen ein jeder seinen geheimen Groll und Widerstand mit sich fort. Was dann kam, war Schweigsamkeit, dahinter eine grundlose schmerzliche Enttäuschung ihren Bohrer drehte, und zeitweise fielen spitze Bemerkungen, die die scheinbare Kluft noch erweiterten.

Derlei kam nicht allzuoft bei ihnen vor, denn sie lebten gut zusammen und ergänzten einander gerade in dem richtigen Maß, so daß eines ohne das andere gar nicht hätte leben können. Sonderlich war nur dies, daß sie beide, wenn ein solcher Schatten über ihren Tag kam, vollends davon überzeugt waren, dem Bunde sei nunmehr eine schreckliche und nie wieder zu löschende Enttäuschung widerfahren. Bis dann eben eine neue Begebenheit alles wie einen losen Geistertanz verwehte und der alte Tag in unverminderter Glorie erstrahlte.

Diesmal aber empfand der Großuhrmacher das innere Übel härter und lastender; denn der Jubeltag der Vermählung war ohne festlichen Glanz, ja eigentlich recht böse vorübergegangen. Nach einem kurzen, etwas kühlen Glückwunschgruß hatte es nicht an verletzenden Blicken gefehlt. Das Taftkleid hing indes unverändert im großen Schrank, wiewohl Felicitas im stillen dachte, daß ein getöntes Band auch nicht ohne wäre, und obschon er empfand, daß es ja schließlich auf die Frau und nicht auf das Band

ankäme und somit gegen ein helles gar nichts einzuwenden sei. Aber all diese Überlegungen blieben im Innern, und die Grillen spannen sich weiter, obgleich jedes eine stille Sehnsucht nach der alten Übereinstimmung hegte. So sah denn Fidelis im geheimen Groll, dem aber schon ein Zögern vorstand, durch die Scheiben in den Garten, wo Felicitas die Blumenstöcke in neue, bunt glasierte Töpfe tat, die ihnen ein Vetter aus Kärnten eigens gemacht hatte. Wie sie nun vor dem Rabattlein mit der schönen, lang schon abgeblühten Akelei stand, mußte sie doch noch eine wunderlich späte Nachzüglerin der vorangefallenen Blüten entdeckt haben, denn sie hob, wie man dies bei Blumen unbedacht oft macht, und obschon die Akelei keinerlei Duft an sich hat, den Stock hoch und beugte das Gesicht darüber hin. Und so, wie sie nun stand, das braune, ein wenig müde, verschlossene Gesicht der Blume anheimgegeben, das Haupt geneigt, daß der wohlgeformte Nacken als ein sanfter und schöner Hügel in das Ebenmaß des Rückens verfloß, hatte Meister Fidelis sie vor langen Jahren zum erstenmal gesehen und das Bild seither unverlierbar im Gedächtnis behalten.

Die wunderliche Wiederholung dieses Bildes berührte ihn nun nach den Tagen kleinlicher Fremdheit herznah und mit einer unversehens ansteigenden Wärme und Erleuchtung. Denn, so sagte es in ihm, die dort unten steht, ist jetzt und immer die, die du kennst. Das befiel ihn wie Scham, und er verstand plötzlich den unsinnigen Irrtum, der ihn und sein Weib befallen hatte, über den kleinen Dingen der großen zu vergessen. Wie so Menschen, die allstund beisammen sind, in Gezänke fallen, weil eines dem andern die Widerhärchen ausreißen will, die doch jedes an sich selber hat, und dabei vergißt, daß der Mensch nicht alle Tage die Macht hat, aus sich das Außerordentliche zu wirken, und daß hinterher mancherlei Irrtum und Fall möglich ist — bei allen und jedem.

Oh, dachte Fidelis erregt, ist das nit ein arg dummes Ding, daß wir uns jetzund in den Haaren liegen, weiß doch jedes, wenn's zum Ernsten kommt, zur Not, steht eins fest für das andere ein. Schon dies Wissen, sollt man meinen, ist gut genug, ein schlecht gesagtes Wörtlein des andern zu verzeihen. Ach, daß wir



im Verlangen immer größer sind als im Gewähren! Wer das Leben des andern mit dem kleinen Finger mißt, umspannt es nicht vom Anfang bis zum Tod, und zum Gipfel kommt nicht, wer am Weg die Steinchen zählt.

Also fröhlicher denkend, stieß er mit herzlichem Mut gegen sein Selbst die Fensterflügel auf, steckte den Kopf ins Freie und fragte freundlich, ob sie denn wahrlich noch eine blühende Akelei gefunden? Da sah sie überrascht zu ihm hinauf, alsbald strahlte ein Lächeln über ihr Gesicht, sie nickte erfreut ein Ja, und im Handumdrehen war jeder Schatten verschwunden. Sie redeten ein wenig über Zeit und Wetter und den schönen Tag, und er sagte später, ein Band, so hellblau wie die Akelei, könnte auch schön sein, doch Felicitas erwiderte, sie hätte sich besonnen, es wäre getönt wahrlich schöner und fraulicher. So dachten sie hin und her, bis sie des Bandes vergaßen und nur mehr der inneren Fröhlichkeit frönten, der alten Sonne, die heiter durch die Wolken schien.

Hier zu kaufen, ist Ehrensache!

Wo bestelle ich Bürsten- und Besenwaren?



Dieses Schutzzeichen finden Sie auf jedem Stück echter Blindenware. Es schützt Sie und uns vor Schwindlern. Auch auf dem Vertreterausweis finden Sie es.

Ob Haushalt, ob Firma oder Behörde,

es ist Ehrensache,

daß Sie die Waren der kriegsblinden Handwerker kaufen. Alle erdenklichen Bürsten- und Besenwaren sind von den Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaften zu haben.

Und es ist wirkliche Qualitätsarbeit, echte Handwerksleistung!

Weit mehr als 2000 kriegsblinde Handwerker möchten arbeiten, aber sie können es nur für wenige Stunden in der Woche, weil der Absatz ihrer Waren so schwierig geworden ist. Untätigsein bedeutet aber für den Kriegsblinden Verzweiflung.

Helfen Sie!

Sobald Sie auch nur geringen Bedarf haben, schreiben Sie eine Postkarte an die für Ihr Gebiet zuständige Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge. Hier sind einige Anschriften:

Bayerische Kriegsblindenarbeitsfürsorge,
gem. G. m. b. H., München 2,
Baudrexelstraße 2, Tel. 5 10 20
Zweigniederlassungen:
Bayreuth, Kanzleistr. 7, Tel. 31 38
Würzburg, Erthalstr. 3, Tel. 82 72
Augsburg, Jesuitengasse 14, Tel. 57 94

Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft für Württemberg und Baden
Stuttgart, Hermannstraße 13

Kriegsblinden-Handwerker-Fürsorge Nordrhein-Westfalen, Gemeinnützige Gesellschaft m. b. H., Dortmund-Marten, Bärenbruch 25

Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft für Südbaden
Freiburg i. Br., Zasiusstraße

Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge Rheinland-Pfalz
Kruft bei Andernach, Reichsstr. 5

Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft Hessen
Kassel, Ludwig-Mond-Straße 35½

Niedersächsische Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge
Braunschweig, Broitzemer Str. 230

Auslieferungslager Bremen:
Bremen, Seebergerstraße 14

„St. Georg“ Gem. Arbeitsgemeinschaft der Erblindeten
Hamburg-Bahrenfeld, Theodorstraße 41

Kriegsblinden-Arbeitsgem. Groß-Berlin E.V.
Berlin-Schmargendorf, Heiligendammer Straße 16

Lassen Sie sich nicht von Schwindelfirmen und deren Vertretern überreden, die fälschlicherweise behaupten, Blindenware zu vertreiben. (40 871/41 006/41 008)



Das Mattenflechten ist eine Arbeit, die nicht nur Geschick, sondern auch Kraft erfordert. Trotzdem gibt es unter den Kriegsblinden auch Mattenflechter, die wie dieser Kamerad aus Württemberg nur eine Hand haben. Sogar Ohnhänder sind als Mattenflechter tätig.

Freundlicher Alltag am Werktisch

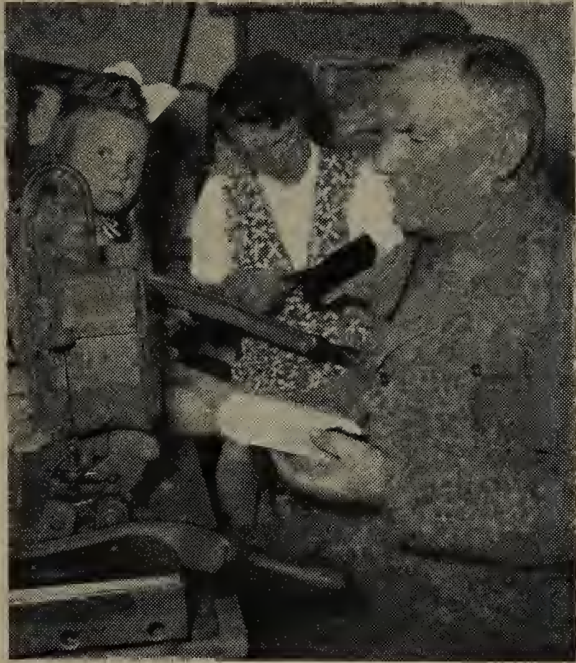
Ein kriegsblinder Bürstenmacher erzählt

Schon manches hatte ich in meinem Leben lernen müssen, und nun ging es nach meiner Erblindung mit 50 Jahren noch einmal in die Lehre. In einer Werkstätte in Münster wurde ich als Bürstenmacher ausgebildet, und zu Hause bekam ich dann auch bald eine feine Werkbank mit Bündelabteilmaschine, Bankschere und dem nötigen Kleingerät. Den Willen und den Mut zur Arbeit hatte ich, und so versuchte ich, die mir von der Kriegsblinden=Handwerker=Fürsorge zugeteilte Arbeit nach besten Kräften auszuführen. Mein Glaube, etwas zu können, geriet aber mächtig ins Wanken, als meine ersten abgelieferten Besen beanstandet wurden. Durch genaue Kontrolle meiner Arbeit wurden auch schnell die letzten Fehler beseitigt.

Das Arbeiten mit der Bündelabteilmaschine — sie hält gebündelt die kleinen Faserportionen zum Einziehen in die Löcher bereit —, das machte mir erst einige Schwierigkeiten. Wohl ließen sich bei allen kurzen und bei langen dünnen Fasern die Bündel leicht der Maschine entnehmen, aber Kokos zeigte sich immer widerspenstig. Nachdem ich aber mit der Maschine und dem Material richtig vertraut war, mochte ich dieses wirklich gute Hilfsmittel nicht mehr missen. Und nun führte ich jeden Auftrag, gleich welcher Art, gerne aus.

So ganz einseitig, wie vielleicht mancher glauben möchte, ist die Arbeit nämlich nicht. Sicher sind es immer dieselben Handgriffe, die sich beim Einziehen der Bündel immer und immer wiederholen, aber die Art der Hölzer und des Einzugsmaterials wechseln doch oft. Da sind zu arbeiten: Straßenbesen, Kokosbesen groß und klein, Zimmerbesen aus feinem Roßhaar oder Kunstfaser, Handfeger, Schrubber, Wischer, Kardätschen, Abseif=, Teppich=, Kleider=, Schuh=, Klosett=, Nagelbürsten usw. Die Hölzer und das zu verarbeitende Material werden mir von der Kriegsblinden=Handwerker=Fürsorge mit einer Arbeitsanweisung per Auto ins Haus gebracht. Wenn ich dann so ein Holz zur Hand nehme und die Löcher zähle, weiß ich gleich, wieviel ich von dieser Sorte an einem Tage bewältigen kann. Soviel Hölzer lege ich mir dann, nachdem die Deckel entfernt und mit dem dazugehörigen Holz gleichmäßig gekennzeichnet worden sind, jeden Abend auf meiner Werkbank zurecht. Dann kann ich morgens um sechs Uhr gleich mit der Arbeit beginnen.

Sollte es aber mal mit dem Schlaf nicht recht klappen oder habe ich einen eiligen Auftrag, so stehe ich auch wohl um vier Uhr auf. Da niemand durch meine Frühарbeit gestört wird, kann ich das machen. Zuerst wird die Bündelabteilmaschine mit dem richtigen Material gefüllt, und dann werden wie am laufenden Band



Die Narbe in der Stirn zeugt von einer schweren Verwundung. Wer von uns würde es nicht verstehen, wenn Ernst Röhn entmutigt zusammengebrochen wäre und sein Dasein verfluchen würde! Er verlor außer dem Augenlicht auch das Gehör und lebt also in einer Welt der Dunkelheit und des Schweigens. Ernst Röhn aber, ein kerniger Pommer, blieb stark. Er packte sein Leben wieder an und arbeitet jetzt in Alzey als Bürstenmacher. Er liefert ganz hochwertige Ware, wie die Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge von Rheinland-Pfalz sagt. Das ist sein Stolz. Übrigens sehen wir vor ihm auf dem Tisch die „Bündelabteilmaschine“, wie sie jeder kriegsblinde Bürstenmacher benutzt, eine Maschine, die durch Pedalantrieb jeweils ein Borstenbündel für den Einzug in die Löcher des Bürstenholzes abteilt. Ganz im Vordergrund die Bankschere zum Glattschneiden der Ware.

Foto: Zollitsch

Bündel eingezogen. Dann und wann ein Griff nach der Uhr und ich kann feststellen, was ich in einer Stunde geschafft habe.

Kommt Muttern dann um sieben Uhr mit dem Kaffee und der Morgenzeitung, ist sie oft ganz erstaunt, wie fleißig der Junge schon war. Während der Arbeitszeit gibt es auch wohl kleine Unterbrechungen, ich höre die Nachrichten, der Briefträger bringt mir Post, oder meine fertige Arbeit wird abgeholt oder neues Material gebracht. Und so merke ich, daß ich doch nicht, wie es manchmal scheint, einsam und verlassen arbeite, sondern lebendige Verbindung zur Gemeinschaft habe.



Dieser Herr links machte es richtig: Als er einen Blinden bemerkte, der die Straße überqueren wollte, sprach er ihn zuvor an, ehe er ihn berührte. Wir Kriegsblinden sind immer wieder auf die Hilfe sehender Menschen angewiesen, aber allzu leicht hält man uns deswegen für krank, gebrechlich oder gar für dumm. So sind wir besonders dankbar, wenn uns Helfer begegnen, die mit Selbstverständlichkeit helfen und nicht mit größerem Aufwand, als es nötig ist. Foto: Stoike

Das gewohnte und auch wohlverdiente Mittagsschläfchen nach dem Essen bringt neue Stärkung für die Nachmittagsarbeit. Um fünf Uhr bin ich gewöhnlich mit meinem Arbeitspensum fertig. Wenn die Besen dann gekämmt und genagelt sind, lasse ich sie nochmal einzeln durch die Hand gehen, und wenn ich dann fühle, daß es eine saubere Arbeit ist, kann ich frohgemut sagen: „Feierabend"!

Ist der ganze Auftrag fertig, schicke ich der Kriegsblinden-Handwerker-Fürsorge meine Rechnung, die Ware wird abgeholt und ein paar Tage später erscheint mit fast fahrplanmäßiger Pünktlichkeit der Geldbriefträger. Nach Feierabend wird fast immer noch etwas gelesen, und darum achte ich bei der Arbeit darauf, daß ich den linken Zeigefinger, mit dem ich die Punktschrift abtaste, möglichst schone.

Mit dem Dichter kann ich also singen:

Freund, ich bin zufrieden,
geh' es wie es will.
Unter meinem Dache
leb ich froh und still.
Mancher Tor hat alles,
was sein Herz begehrt,
Doch ich bin zufrieden,
das ist Goldes wert.

Theodor Weißmann

Gut gemeint, aber falsch

Einige der üblichen Hilfeleistungen, die wir Kriegsblinden gern entbehren

Wir Kriegsblinden haben alle schon die Hilfsbereitschaft der sehenden Mitmenschen erfahren, und in den meisten Fällen haben wir die gebotene Hilfe gern und dankbar angenommen. Doch nicht selten kommt es auch vor, daß wir gerade dadurch in Verlegenheit geraten, daß uns zuviel oder falsche Hilfe geleistet wird. Häufig kann man nicht rechtzeitig solch einen Dienst dankend ablehnen, und wenn man es tut, dann verursacht dies oft bei dem Helfenden, der es ja nur gut meint, eine ganz ungewollte Verstimmung. „Am besten, man hilft überhaupt niemandem mehr!" hörte ich zum Beispiel in solch einem Fall einen Herrn ärgerlich sagen, und meistens ist weder die Zeit noch die Gelegenheit da, um das Mißverständnis an Ort und Stelle aufzuklären. — So möchte ich denn im folgenden zu zeigen versuchen, was ein Außenstehender beachten sollte, wenn er einem Blinden wirklich helfen möchte.

Man knöpft uns sogar den Mantel zu

Als erste Regel kann gelten: Hilf nur da, wo dies nötig ist, das heißt, wo der Blinde allein sein Vorhaben gar nicht oder nur mit unverhältnismäßig großer Anstrengung oder Gefahr ausführen könnte. Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn ein Blinder allein eine belebte Straße überqueren will, oder wenn ihm ein kleiner oder flacher Gegenstand auf den Boden gefallen ist. Dagegen ist es durchaus unangebracht, wenn uns jemand zum Beispiel beim Zuknöpfen des Mantels helfen möchte. Und es ist auch nicht verwunderlich, wenn wir solch eine Hilfe, so gut sie auch gemeint sein mag, gar nicht gern haben, denn da wir leider öfter einmal auf die Hilfe anderer angewiesen sind, legen wir um so mehr Wert darauf, daß wir die Dinge, die wir gut allein tun können, auch wirklich selber ausführen, und das Zutun von anderen erscheint uns dabei nicht etwa als Hilfe, sondern eher als eine lästige Unterschätzung unserer Fähigkeiten.

In ähnlicher Weise ist es mir — und sicher auch meinen Kameraden — gar nicht angenehm, wenn mich jemand beim Hinsetzen auf den Stuhl niederzudrücken versucht oder mich beim Aufstehen am Arm hochziehen will, oder wenn mir jemand am gedeckten Tisch das Besteck in die Hand drückt. Es ist ja auch für einen Blinden nicht schwer, das neben dem Teller liegende Eßbesteck zu finden; und wenn er wirklich eine Sekunde lang danach suchend tastet, was macht das?

Man mag es für belanglose Kleinigkeiten halten, doch es ist nun einmal so: ein Blinder fühlt sich am wohlsten, nicht wenn er möglichst viel, sondern wenn er möglichst wenig



Oh, dieses Aussteigen aus der Straßenbahn! So stöhnen viele Kriegsblinde, und sie meinen damit die übereifrigen Helfer, die einen geradezu hinaustragen, wobei man oft auf die merkwürdigste Weise die Glieder verrenkt bekommt. Es geht auch so, es geht sogar ganz ohne Hilfe, wenn dem Kriegsblinden nur der richtige Griff zum Aussteigen gezeigt wird. Die Frauen unserer Kriegsblinden wissen Bescheid. Viele von ihnen bringen, wie auch unser Bild zeigt, den Mann morgens zur Arbeitsstätte und holen ihn abends wieder ab. Eine erhebliche zeitliche Belastung, zumal für Mütter mit kleinen Kindern. Foto: Bartl

bedient wird. So wird mir auch, nachdem ich auf meiner Blindenuhr die Zeit festgestellt habe, von gerade anwesenden Leuten die Uhrzeit noch einmal mitgeteilt. Wie fühlt sich wohl ein Sehender, der nach einem Blick auf seine Uhr die Zeit auch noch von anderen gesagt bekommt? Als Blinder fühlt man sich ganz genau so!

Immer zuerst ansprechen!

Ein weiterer wichtiger Punkt: Sprich einen Blinden zuerst an, bevor du ihm Hilfe leistest! Bei einiger Überlegung ist dies selbstverständlich, denn welchem Sehenden würde es wohl gefallen, wenn er in einem stockdunklen Raum plötzlich ohne eine Ankündigung von einer Hand gepackt würde? Daß dies unangenehm ist, hat sicher gar nichts mit Gruseln oder Furcht vor einem Überfall zu tun, sondern ist ganz natürlich; und es ist auch verständlich, daß ein Blinder, der sich ja beim Alleingehen besonders konzentrieren muß, bei einer unangekündigten Hilfeleistung noch leichter erschrickt, zumal er ja weit berührungsempfindlicher ist als ein Sehender.

Aus dem gleichen Grunde ist es uns auch nicht angenehm, wenn man uns bei jedem noch so leichten Zusammenstoß packt und festhält. Wir würden auch sonst nicht gleich umfallen, doch erschrecken wir durch das Gepacktwerden noch ein zweites Mal!

Das Beispiel der Türklinke

Manchmal zeigt es sich auch, daß ein Dienst der Höflichkeit für einen Blinden keine Hilfe, sondern eher das Gegenteil bedeutet. Wenn ich nämlich beim Verlassen eines mir bekannten Lokals die Hand nach der Türklinke ausstrecke und die Tür wird im gleichen Augenblick geöffnet, so gehe ich, um nicht unliebsame Bekanntschaft mit der Tür zu machen, schnell ein paar Schritte zurück, denn ich nehme an, daß jemand von draußen herein will. Ich kann ja nicht wissen, daß die Tür gerade für mich geöffnet wurde. Aber selbst wenn man mir dies vorher sagt, ist es für mich schwieriger, mich an der geöffneten Tür zu orientieren, da ich nicht weiß, wie weit sie aufgemacht wurde bzw. in welchem Winkel sie zum Ausgang steht. Richtig wäre es, wenn man mich entweder gleich von meinem Platz aus hinausführt oder wenn man, falls ich den Ausgang nicht selber gleich finde, meine Hand an die Klinke der geschlossenen Tür führt.



Ein Kriegsblinder auf dem Schusterschemel — auch das gibt es! Unser Kamerad Dabrowski aus Sulingen bei Bremen war vor seiner Erblindung Schuhmacher und blieb seinem Beruf treu. Seit 32 Jahren ist er nun als Kriegsblinder in einer großen Schuhfabrik tätig. „Meine Tätigkeit", so erzählt er, „besteht darin, daß ich die Schuhe von innen austexe, also innen die Nägel und Klammern abkneife und glatt raspele." — Übrigens betreibt in Württemberg ein kriegsblinder Schuhmacher zur Zufriedenheit seiner Kunden eine eigene Werkstatt.

Als ob wir schwach und gebrechlich wären

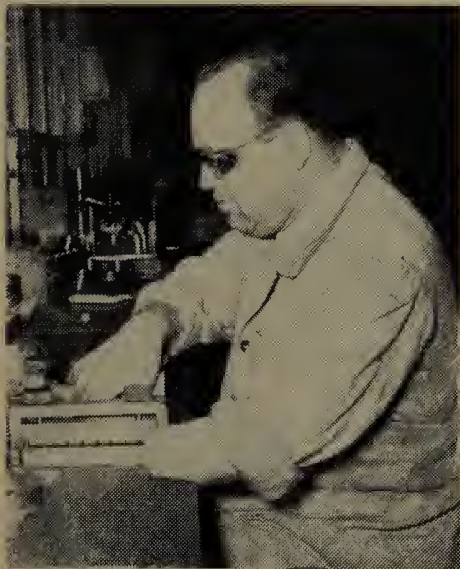
Zum Schluß möchte ich noch einen Fehler erwähnen, der besonders häufig gemacht wird. Er besteht darin, daß man einem Blinden in derselben Weise Hilfe leisten möchte wie einem alten, schwachen Menschen, der sich auf seine Gliedmaßen nicht mehr verlassen kann. Natürlich gibt es auch alte und gebrechliche Blinde, doch werden diese sicher nicht mehr ohne eine ständige Begleitung ausgehen. So ist es weder notwendig noch angenehm, wenn man uns das Ersteigen eines Bürgersteiges oder von Stufen durch Heben oder Ziehen erleichtern möchte.

Besonders deutlich wird die falsche Hilfeleistung beim Aus- und Einsteigen in ein Verkehrsmittel, zum Beispiel in die Straßenbahn.

Häufig suchen da der Schaffner und einige Mitreisende den Blinden mit vereinten Kräften hinein- oder hinauszubugsieren. Ganz abgesehen davon, daß der Blinde sich auf das ungleichmäßige Ziehen und Schieben gar nicht verlassen kann, und daß er sich leicht an den Stufen und Seitenwänden stößt, ist es für ihn ein wirklich deprimierendes Gefühl, mit solch einem Aufwand von Kraft und Hilfsbereitschaft verladen zu werden. Und vor allem: dies ist auch gar nicht nötig. Es fällt ja dem Blinden durchaus nicht schwer, die Stufen der Straßenbahn zu ersteigen, wenn er weiß, wo sie sind; was ihm fehlt, ist ja nicht Kraft, sondern Orientierung. Man braucht nur die Hand des Blinden an den Griff oder die Seitenwand zu führen, und er wird leicht und unauffällig ohne weitere Hilfe ein- und aussteigen.

Die beste Hilfe ist nämlich diejenige, die unter Vermeidung allen unnötigen Aufsehens das Selbstbewußtsein des Blinden nicht verletzt und sich auf das den Umständen nach erforderliche Maß beschränkt.

Georg Marschewski



Eine russische Phosphorgranate nahm dem damals 18jährigen Alfred Schropp das Augenlicht und den linken Unterarm. Malermeister hatte er werden wollen, nun saß er daheim und machte Heimarbeitsversuche. Heute sagt er: „Ich mußte weg von zu Hause; ohne regelmäßige Arbeit und ohne Kontakt mit gesunden Menschen wäre ich stumpfsinnig geworden." Jetzt ist er in der Kontrollabteilung einer Firma in Neckarsulm tätig. Er mißt Kolbenzubehörteile. Der Chef der Eingangskontrolle meint, es gebe unter Gesunden selten so arbeitswillige, präzise und schnell schaffende Männer. Foto: Stuttgarter Zeitung



Die Arbeiter am Hochofen brauchen feste Lederhandschuhe. Die Dortmund-Hörder Hütten-Union läßt diese Handschuhe durch einen Kriegsblinden an einer Nähmaschine, die mit einer Blindeneinrichtung versehen ist, nähen. Ewald Weber, den unser Bild als fleißigen Näher zeigt, erzählt in seinem kleinen Bericht von dieser und von anderen Arbeiten, mit denen er in dem großen Werk betraut wird.

Vom Hilfsarbeiter zum Ankerwickler

Was ein Industriearbeiter erzählt

Jeden Morgen gegen fünf Uhr verlasse ich meine Wohnung, um mit meiner treuen Uschi zu meiner Arbeitsstelle bei der Dortmund-Hörder Hütten-Union zu gehen. Am Werkstor werde ich von einem Arbeitskollegen in Empfang genommen und über das Werksgelände zu meinem Arbeitsplatz geführt. Meine treue Uschi trottet brav nebenher. Nach der üblichen Morgenbegrüßung, die teils freundlich oder auch gar nicht erwidert wird, gehe ich an meine Arbeit. Vor mir liegen eine Anzahl Holzschuhe, die mit Lederplättchen versehen werden sollen. Doch bevor ich mit dem Aufnageln der Plättchen beginne, zünde ich mir ein Pfeifchen an, denn mit Dampf geht die Arbeit besser. Der Kollege nebenan erzählt mit Erbitterung von seinem Fußballverein, der am letzten Sonntag wieder verloren hat. Und so läuft die Arbeit munter fort.

Bei der ganzen Nagelei kommt es darauf an, früh genug den Finger fortzuziehen, wenn man

mit dem Hammer zuschlägt. Böse Menschen behaupten, wenn der Finger des öfteren getroffen wird, gewöhne er sich daran. Nach einigen Stunden habe ich all die Holzschuhe mit Leder benagelt und gehe an den Werktisch, um Metallrollen anzufertigen, die für die Elektroabteilung bestimmt sind. Wenn auch zu Anfang die schmalen Metallstreifen noch nicht formgerecht aussehen, so bekommt man doch mit der Zeit Übung in der Anfertigung dieser Metallrollen, und das Gesicht des Meisters strahlt ob der schönen Rollen.

Das Handschuhnähen hatte für mich einen besonderen Reiz. Die große Nähmaschine mit einer Blindeneinrichtung war für mich von besonderem Interesse. Auf einem großen Eisenwerk werden für die Arbeiter am Hochofen und auch in sonstigen Abteilungen feste Lederhandschuhe benötigt. Ich setzte meinen Stolz daran, genau so sicher und so schnell wie meine sehenden Kollegen diese Handschuhe anzufertigen. Es war eine interessante Arbeit. Meine Arbeitskameraden verfolgten meine Arbeit mit Spannung, und nach kurzer Zeit stand ich ihnen in der Anfertigung von Handschuhen in keiner Weise nach.

Schon immer hatte ich den Wunsch gehabt, in der Elektroabteilung als Ankerwickler beschäftigt zu werden. Nach Abgang eines Kameraden ging mein Wunsch in Erfüllung. Ich lernte die verschiedenen Arbeitsgänge kennen, wie Stäbe kratzen, richten, isolieren, kleben usw. Für diese Beschäftigung hatte ich ein besonderes Interesse, und ich war bemüht, mir alle Techniken bald anzueignen, um auf meinem neuen Arbeitsplatz vollwertige Arbeit zu leisten.

Die Werkstätten bei der Dortmund-Hörder Hütten-Union sind vorbildlich eingerichtet. Die Wasch-, Bade- und Umkleideräume sind hell und sauber, so daß man vom Fußboden essen könnte. Samstags morgens können wir schon zum Baden gehen.

Das Verhältnis zu meinen sehenden Kollegen ist das denkbar günstigste. Sie helfen mir, so gut sie können. Gerne gehe ich zu meinem Werk, und nach verbrachter achtstündiger Arbeit gehe ich dann zufrieden mit meiner Uschi heim mit dem stolzen Gefühl im Herzen, meine Pflicht getan zu haben.

Ewald Weber

Er trägt die Sorgen von 107 Kameraden

Begegnung mit einem Bezirksvorsitzenden des Kriegsblindenbundes

„Ich habe vor vier Monaten meine Ausbildung als Telefonist mit einer Prüfung vor der Oberpostdirektion mit der Note ‚Sehr gut' abgeschlossen, aber es ist kein Arbeitsplatz zu finden . . ."

„Wie kann ich eine Erziehungsbeihilfe beantragen? Mein Junge soll doch jetzt das Technikum besuchen . . ."

„Nachdem unsere Tochter nun 12 Jahre alt geworden ist, werden unsere Wohnverhältnisse immer unerträglicher . . ."

Mit solchen und mannigfachen anderen Nöten kommen die Kriegsblinden zu ihrem Kameraden, den sie zum Bezirksvorsitzenden ihres Bundes gewählt haben. Sie hoffen auf Hilfe und Rat, und meist sprechen sie nicht vergeblich vor. Der Feierabend des Bezirksvorsitzenden gehört den anderen. Oft kommt Abend für Abend Besuch, oft fährt der Bezirksvorsitzende bei Arbeitsschluß gar nicht erst nach Hause, sondern macht sich früher frei, um Behörden oder Arbeitgeber aufzusuchen. Es gehört schon einiges an Kameradschaftssinn und an Verzichtenkönnen dazu, wenn man Bezirksvorsitzender ist.

„Eigentlich ist es traurig, daß wir soviel Arbeit haben", sagte einmal einer dieser tüchtigen Bezirksvorsitzenden, „denn acht Jahre nach Kriegsende müßte es undenkbar sein, daß sich ein Kriegsblinder mit Behörden um seine be-



Tagsüber ist Willi Meures als Telefonist beim Finanzamt tätig. Er stellt nicht nur mit Gewandtheit die gewünschten Verbindungen her, sondern weiß auch sachkundige Auskünfte zu geben. Sein Feierabend aber gehört seinen kriegsblinden Kameraden im Bezirk Aachen, deren Vorsitzender er seit 25 Jahren ist. Viele Kriegsblinde verdanken seiner Aktivität einen Arbeitsplatz, eine Wohnung oder sonstige Hilfe aus Bedrängnis.



Was ist hier zu tun? Wie können wir helfen? Ein Kriegsblinder (mit Armbinde) lebt in ganz unerträglichen Wohnverhältnissen. Mehrere Hilfsbemühungen sind schon gescheitert. Aber die erfahrenen, leitenden Kameraden des Kriegsblindenbundes lassen nicht locker. In einer Fürsorgeberatung des Vorstandes wird ein neuer Weg entwickelt. Der Aachener Bezirksvorsitzende Meures (zweiter von links) hat zu dieser Sitzung, in der mehrere komplizierte Fälle beraten werden müssen, den ebenfalls kriegsblinden Landesverbandsvorsitzenden Otto Jansen aus Düsseldorf (vierter von links) gebeten. Der in Not geratene Kamerad schöpft neuen Mut. Bezeichnend ist übrigens die Anwesenheit der Frauen: sie sind die „Augen" der Männer, lesen Akten vor und machen rasch ein paar Notizen. Fotos (2): Forscheien

scheidenen Rechte streiten muß oder daß er von einem Arbeitgeber mit fadenscheinigen Ausflüchten abgewiesen wird. Es ist traurig, daß immer noch viele Kriegsblinde verbittert und ratlos zu mir kommen müssen. Eine seelische Belastung ist ja für einen Kriegsblinden doppelt schwer zu tragen. Da ist es gut, daß wir Kriegsblinden uns zu einer echten Schicksalsgemeinschaft zusammengefunden haben und uns gegenseitig helfen."

Einem dieser unermüdlich für seine Kameraden tätigen Bezirksvorsitzenden begegneten wir in Aachen. Die gleiche Begegnung hätte in Würzburg, in Lübeck oder in Detmold stattfinden können . . .

Er „wohnt" auf dem Speicher

Bezirksvorsitzender Meures will es gar nicht glauben, was ihm da von seinem Kameraden berichtet wird. Der Mann hatte sich für eine Abfindungssumme ein Häuschen gekauft, aber er kann es nicht beziehen, denn für die in dem Hause wohnenden Mieter findet sich kein anderer Wohnraum, d. h. das Wohnungsamt stellt Ausweichmöglichkeiten nicht zur Verfügung, weil der Eigentümer nicht am Ort ansässig ist. Der kriegsblinde und obendrein händelose Hauseigentümer „wohnt" zur Zeit mit seiner Frau in einem im vierten Stock gelegenen Speicherzimmer. Das ist für den Betroffenen nicht nur gefährlich, sondern unzumutbar und ungerecht. Vorsitzender Meures gibt einen erfolgversprechenden Rat: gestützt auf § 4 des Mieterschutzgesetzes soll der Kamerad unter Hinweis auf seinen Eigenbedarf die Räumungsklage einreichen.

„Ich bin sicher, daß wir so zum Zuge kommen werden", sagt Meures. „Das Wohnungsproblem", fährt er fort, „nimmt mich besonders stark in Anspruch. Meist sind sehr langwierige Verhandlungen nötig. Da hatte ich z. B. einen Fall, bei dem ich monatelang kämpfen mußte, ehe dem Kameraden geholfen werden konnte." Aus dem Schriftwechsel mit den Behörden, den uns der Vorsitzende zeigt, entnehmen wir, wie es schließlich gelang, das zur Wohnung eines Kriegsblinden mit kranker Frau und vier Kindern gehörende und für einen Untermieter beschlagnahmte Zimmer wieder freizubekommen.

Hauptsorge: die Arbeitsplätze

107 Kriegsblinde hat der Bezirksvorsitzende Meures zu betreuen, übrigens ehrenamtlich, wie überhaupt die Mitarbeiter des Bundes der Kriegsblinden ehrenamtlich tätig sind. Da sind Anträge zu erledigen oder weiterzuleiten, mit denen um Beschaffungsbeihilfen oder um Darlehen gebeten wird, da laufen Anträge und Anmeldungen für einen Kuraufenthalt in den



Konrad Grebe war früher Lackierer bei der Firma Henschel in Kassel. Aber er meldete sich, 1944 in Frankreich erblindet, bei der Firma nicht zurück. „Ich wollte nicht aus Mitleid irgendeine Arbeit zugewiesen bekommen." Anfangs hielt er den Beruf eines Bürstenmachers für zweitrangig, dann aber, als er in Stuttgart einen Lehrgang mitgemacht hatte, gewann er Freude daran, weil er hier ganz selbständig etwas schaffen kann. Beim Schachspiel zur Feierabendzeit ist der sechzehnjährige Sohn Rolf der Gegner. Es handelt sich um ein Steckschach, bei dem Brett und Figuren Markierungen zum Abfühlen haben. Foto: Lengemann

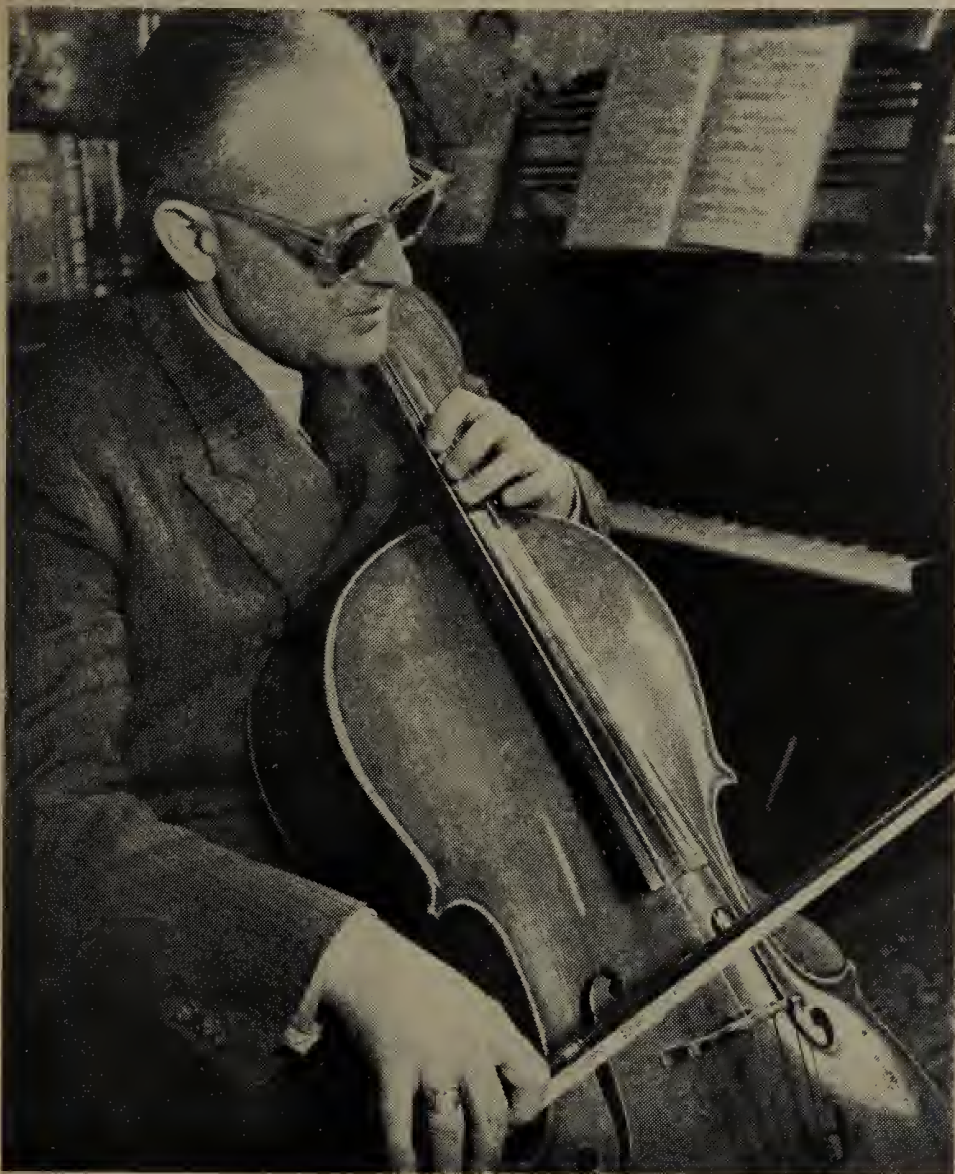
Erholungsheimen des Kriegsblindenbundes ein, da gilt es, einen gemeinsamen Ausflug vorzubereiten — im Kameradenkreis fühlt sich jeder Kriegsblinde doppelt wohl —, da gilt es, ein Rundschreiben zusammenzustellen und vervielfältigen zu lassen, mit dem die Kameraden mancherlei Neues erfahren, aber immer wieder treten all diese Aufgaben zurück vor der besonderen Sorge, allen noch irgendwie arbeitsfähigen Kameraden einen angemessenen Arbeitsplatz zu beschaffen.

„Ich habe es immer wieder erlebt", sagt Herr Meures, „daß arbeitslose Kriegsblinde in zermürbende Grübeleien geraten und ihr Leben für sinnlos halten. Es ist oft erschütternd, erleben zu müssen, daß Arbeitgeber für diese seelische Not eines Kriegsblinden nicht das geringste Verständnis aufbringen, geschweige denn, daß sie einem Kriegsblinden überhaupt zutrauen, etwas zu leisten. Sobald wir es aber endlich erreicht haben, daß ein Kriegsblinder eingestellt wird, sei es als Telefonist, als Industriearbeiter oder sonst an einem vernünftigen Platz, ist die Überraschung der Arbeitgeber immer riesengroß, und sie halten diesen einzelnen Kriegsblinden dann gleich für ein Genie. Eins ist natürlich so töricht wie das andere. Und so bleibt uns nichts anderes übrig, als immer wieder die noch zögernden Unternehmer und Behördenleiter mit Geduld aufzuklären."

In der Stadt Aachen selbst arbeiten jetzt 17 Kriegsblinde als Telefonisten, Industriearbeiter und Masseure zur vollsten Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten. Jeder dieser 17 Kriegsblinden ist ein überzeugendes Beispiel dafür, daß auch ein Kriegsblinder, wenn er nur am richtigen Platz eingesetzt ist, voll seinen Mann stehen kann. Vorsitzender Meures kämpft zur Zeit darum, für zwei weitere Kriegsblinde in Aachen einen Arbeitsplatz zu finden. „Selbst in aussichtslosen Fällen", so erklärt er, „lassen wir in unseren Bemühungen nicht nach, und meist haben wir doch noch Erfolg. Die jetzt schwebenden Verhandlungen lassen schon mehr und mehr deutlich werden, daß auch diese beiden Kameraden bald die ersehnte Arbeit aufnehmen können. Allein diese Hoffnung hat den beiden wieder neue Lebensfrische gegeben."

Bitterschwer und fast unlösbar scheint allerdings die Lage der kriegsblinden Bürstenmacher auf dem Lande zu sein. Das sind die besonderen

Sorgenkinder des Bezirksvorsitzenden. Arbeitsplätze sind in den Dörfern naturgemäß nicht zu finden, lange Anfahrten mit der Eisenbahn oder — wie bei Sehenden — mit dem Fahrrad oder Motorrad sind nicht durchführbar, und eine Umsiedlung in die Stadt scheitert teils an der Wohnungsnot, teils verständlicherweise daran, daß sich ein Kriegsblinder ungern aus der ihm vertrauten heimatlichen Umwelt löst. Um den ländlichen Bürstenmachern ein breiteres Wirkungsfeld zu schaffen, bemühen sich überall in der Bundesrepublik die Bezirksvorsitzenden, den in Städten ansässigen Bürstenmachern einen anderen Beruf zu vermitteln. Je geringer die Anzahl der Bürstenmacher ist, desto mehr Aufträge entfallen auf den einzelnen. Herr Meures hat bis jetzt fünf von seinen Bürstenmachern mit Hilfe des Arbeitsamtes an einen anderen Arbeitsplatz stellen können. Der geringe Absatz an Bürstenwaren reicht oft nur für ein



Dreilinsfoto

paar Stunden Arbeit in der Woche und dementsprechend für ein geringes Taschengeld, so daß einer dieser Bürstenmacher in ärgste Not geraten war. Alle Anstrengungen, ihn im Kreis unterzubringen, schienen vergeblich zu sein. Endlich gelang es den hartnäckigen Bemühungen des Vorsitzenden, dem schon Verzweifelten beim Finanzamt Aachen-Land einen Arbeitsplatz als Telefonist zu beschaffen.

„Ein solcher Erfolg macht mir genau so viel Freude, als ob ich selbst den Arbeitsplatz bekommen hätte", sagt Meures schmunzelnd.

Und selber voll berufstätig

Seit nun schon 20 Jahren ist Herr Meures selber in vorbildlicher Weise berufstätig, und zwar als Telefonist beim Finanzamt Aachen-Stadt. Über Mangel an Arbeit kann er sich kaum beklagen. Ein Anruf löst den anderen ab, und bei 10 Amtsleitungen und 130 Nebenanschlüssen muß ein Telefonist schon „auf Draht" sein, um die Gespräche schnell und sicher vermitteln zu können. Manche dieser Gespräche werden von ihm selbst sogleich erledigt, denn auf dem Fachgebiet des Finanzamtes kann Herr Meures, der die Prüfung als Steuerassistent mit „Sehr gut" bestand und der jetzt Steuersekretär ist, zuverlässige Auskünfte geben. Im ersten Weltkrieg verlor er sein Augenlicht, aber er gewann seinen Humor zurück und ist unter seinen Kollegen angesehen und beliebt. Viele Besucher bewundern die exakte und fixe Bedienung seines Gerätes, aber er wehrt solche Bewunderungen ab: „Es ist nichts als Routine, ein gutes Gedächtnis, Konzentration und gründliche Kenntnisse des Betriebes. Und zu bewundern ist nur die technische Konstruktion dieser Anlage hier." Und die Finger tasten über die lange Reihe der Stifte, die bei einem Anruf hervorspringen, wo sonst kleine Lampen aufleuchten.

Aber ich, der ich das Glück habe, sehen zu können, bewundere Herrn Meures dennoch und mit ihm alle die vielen anderen Bezirksvorsitzenden im Lande. Seit 25 Jahren ist dieser geistig so regsame Mann im Bezirksvorstand des Kriegsblindenbundes tätig, zunächst als 2. Vorsitzender, bis ihn 1936 das Vertrauen der Mitglieder an die Spitze des Bezirks Aachen berief. Mit dem Flüchtlingsstrom und mit den Kriegsblinden des zweiten



Als der Münchener Faschingsprinz von 1953, Prinz Paul, bei Beendigung seiner Regentschaft von der Presse nach dem dankbarsten Publikum gefragt wurde, sagte er: „Das war der Kameradenkreis der Kriegsblinden, und zwar mit Abstand!" Als die Münchener Kriegsblinden Fasching feierten, ging es genau so lustig zu wie bei den Sehenden und mit den einfallsreichsten Verkleidungen. Foto: Bartl



Ein originelles Geschenk erhielt die Düsseldorfer Karnevalsprinzessin, als sie eine Karnevalsveranstaltung des Kriegsblindenbundes besuchte, nämlich eine Bürste. Die Prinzessin freut sich mit Recht, denn die Bürste ist feinste Kriegsblinden-Handwerksware. Übrigens: der gesamte Elferrat bestand aus Kriegsblinden. Foto: Ballion

Weltkrieges vervielfachte sich seine Arbeit, aber trotzdem ist er für jeden zu sprechen, nimmt sich aller Fälle mit Gewissenhaftigkeit an und gibt in regelmäßigen Versammlungen Rechenschaft über seine Tätigkeit.

„Im Bezirk Aachen darf es keine Not mehr unter den Kriegsblinden geben", das nennt er sein Ziel. Es ist ihm zuzutrauen, daß er dieses hohe Ziel erreicht, wenn wir, die Sehenden, ihm dabei ein paar Schritte entgegengehen. *(Cla)*



Auf dieser seltsamen Papierschlange, die aus der kleinen Blinden-Stenomaschine hervorquillt, ist eine Unzahl winziger Punkte eingeprägt, die von der Stenotypistin dann mit den Fingerspitzen abgefühlt und gelesen werden können. Die Maschine hat sechs Tasten und eine Leertaste. Manche kriegsblinde Stenotypisten erreichen eine Schreibgeschwindigkeit von 200 Silben in der Minute, einige sogar 240, ja 300 Silben. Vom Papierstreifen aus wird der Text dann sauber mit einer normalen Schreibmaschine übertragen, die nur ein paar kaum bemerkbare Hilfskennzeichen auf der Tastatur hat. Sieglinde Brauns, die durch den Luftkrieg ihr Augenlicht verlor, weiß mit Stenomaschine und Schreibmaschine so geschickt umzugehen, daß sie mit ihren sehenden Kolleginnen durchaus Schritt halten kann. Sie ist im Bundesbahn-Zentralamt Minden beschäftigt, und die Anforderungen dort sind bestimmt nicht gering. Foto: Seeger

Wie gut haben wir's doch!

Ein Erlebnis, das — leider! — in dieser oder jener Form nahezu alle deutschen Kriegsblinden einmal gehabt haben, erzählt hier unser Kamerad Martin Bedürftig:

Zusammen mit Herrn K. sitze ich im Garten. Wir unterhalten uns über dies und jenes und landen schließlich beim Fußballtoto. Plötzlich stößt Herr K. einen abgrundtiefen Seufzer aus und meint: „Die ganze Tipperei bringt ja doch nichts ein. Man müßte wie Sie auch kriegsblind sein. Dann brauchte man den lieben langen Tag nichts zu tun, o dolce far niente, und bekäme dafür noch das schöne Geld."

Tja, da blieb mir, mit Verlaub gesagt, die Spucke weg. Ich fragte meinen Nachbarn, ob er, wenn so etwas möglich wäre, im Ernst mit mir tauschen möchte. Er zögerte. Ich sagte, daß ich auch nicht für 500, nicht für 1000 Mark im Monat blind sein möchte. Er schien es nicht recht zu begreifen. Es hatte keinen Zweck, mit ihm zu reden. Er war neidisch.

Kriegsblinde werden beneidet. Nicht wegen ihrer Glasaugen, o nein, sondern wegen der paar Mark Rente. Merkwürdige Welt!

Sollen wir mit der Faust auf den Tisch schlagen? Ach, wir tun etwas Besseres: wir lachen, oder wenigstens: wir lächeln ...



Vom Genuss des Badens

Zugegeben, das Baden ist nicht immer ein Genuß. Es soll sogar kleine Jungen geben, die sich mit Händen und Füßen sträuben, wenn sie in die Badewanne gesteckt werden, es soll starke Männer geben, die mit dem großen Zeh erst vorsichtig prüfen, ob das Wasser des Strandbades auch wenigstens 22 Grad warm ist, und es soll schöne und weniger schöne Damen geben, denen das Baden nur deshalb nicht zum Genuß wird, weil der Haushaltungsvorstand ihnen keinen neuen Badeanzug genehmigte. Am allerwenigsten aber kann man von einem „Genuß" des Badens sprechen, wenn man an die Sole- und Moorbäder in den Kurorten denkt. Sie bedeuten nämlich für den Kurgast eine oft nicht geringe Anstrengung, verbunden mit strengen Vorschriften und mit oft langweiligem Herumliegen auf Liegesofas. Merkwürdigerweise sagt man aber in der deutschen Sprache auch hier, daß man die Bäder in Bad X. „genieße", obwohl von Genuß höchstens nach einigen Wochen die Rede sein kann, dann nämlich, wenn man sich wohler fühlt und kein Zipperlein mehr spürt.

Was niemand bestreiten kann, ist die Tatsache, daß das „Bad am Samstagabend" ein Hochgenuß ist, und zwar aus vielen Gründen: alle Last der Woche wird abgespült, der Sonntag wird begonnen, und in der Badewanne bist du sicher vor allem Ungemach, vor Telefon und vor Besuch und vor jeglicher Arbeit. Sonst, etwa wenn man Zeitung liest, kann man das unbehagliche Gefühl haben: leg die Zeitung



Schwimmunterricht *Hon. Daumier (1808-1879)*

weg! Tu was! Schreib endlich den Brief an Tante Emmi! In der Badewanne aber bist du sicher vor deinem Gewissen...

Ein richtiger Genuß ist aber das Baden, wie es scheint, vor etlichen hundert Jahren gewesen, und es ist jammerschade, wenigstens für lebensfrohe Männer, daß die Sitten und Gebräuche des Mittelalters heute in Vergessenheit geraten sind. Wenn man heute in der Badewanne liegt, so ist man gänzlich allein und verlassen und kann die eigene gute Laune nur sich selber mitteilen, indem man singt oder das Badethermometer als Schiffchen auf tosenden Wellen schaukeln läßt.

Damals aber pflegte man beim Baden freundliche Geselligkeit, und nicht einmal nur unter Männern. So ein gemeinsames Frühstück, Badewanne neben Badewanne, oder andere Kurzweil im Bade, das muß doch wahrhaftig ein Vergnügen gewesen sein. Das Abschrubben des Körpers besorgten die Badeknechte, die „Bader", die in späteren Jahrhunderten mit ins Feld zogen — zum Bartscheren, also als „Feldscherer", und zur Verwundetenpflege. Die Badeknechte sind also die Vorgänger der Sanitäter. Auf der Geselligkeit lag aber auch zur Zeit der Griechen und Römer das Hauptgewicht bei den öffentlichen Badeanstalten, daneben auf dem Gebiet des Sportes. In Griechenland sind uns Schwimmbecken bekannt, in denen sich auch Schwimmerinnen getummelt haben. Auch Duschen gab es schon und prächtige Waschräume. Diese öffentlichen Bäder wurden immer luxuriöser bis hin zu den großen Thermen der alten Römer. Selbst auf deutschem Boden, z. B. in Trier, zeugen stattliche Ruinen noch heute von der großen Bedeutung der antiken Badeanstalten.

Auch Badezimmer in Privathäusern waren bei vornehmen Griechen und Römern zu finden, ja schon in den Palästen Altägyptens. Bei den Römern hieß waschen „lavare", und das Badezimmer hieß „lavatrina". Das Wort wandelte sich im Laufe der Jahrhunderte — man rümpfe



Vorsichtige Schwimmerinnen *Honoré Daumier*

nicht die Nase! — zu „Latrine" Jeden früheren Soldaten wird diese Ehrenrettung der Latrine freuen! Künftig denkt er bei diesem Wort an Marmor und Silber und an schöne Römerinnen, die sich in Eselsmilch baden. Wer dagegen in unserer Heimat im Mittelalter über ein Badezimmer verfügte, ein ganz bescheidenes und spartanisches, der war ein reicher Mann. Es galt als besonders ehrender Willkomm, wenn man dem eintreffenden Gast ein warmes Bad anbieten konnte.

Weit wasserscheuer waren die vornehmen Europäer vor 200 und 300 Jahren. Selbst mit dem für uns so normalen Waschen war man höchst vorsichtig, und man zog statt des Wassers den Salbentopf und die Puderquaste vor. Im Barockzeitalter wurden aber gleichzeitig die Badereisen in Kurorte bei der vornehmen Gesellschaft sehr beliebt. Als man im Mittelalter die Heilquellen und ihre Wirkung entdeckt hatte, kamen die Kranken nicht nur in Scharen, sondern oft zu Tausenden herbei, und in rie-



Das Bad der Neuvermählten" um 1300 (Italien)

sigen Lagern, in Zelten und unter freiem Himmel drängten sich die Menschen. Wir nehmen heute eine Kurverwaltung nebst Kurtaxe und Badearzt als etwas Selbstverständliches hin, und wir möchten auch keinem Patienten raten, sich in jene Zeit zurückversetzt zu wünschen, in der man sich um einen Platz an der Quelle schlug.

Mit der Zeit der Aufklärung erfuhr auch das Badewesen eine Wiederbelebung. Das Schwimmen im Fluß und im Meer wurde wieder gesellschaftsfähig, und schließlich, so um 1900 herum, wurde das Freibaden zur Mode. Die Frau trug damals ein volantbesetztes Badekleid, und ein „Bikini" wäre auch im Traum unvorstellbar gewesen. Natürlich blieben zunächst die Badeabteilungen für Herren und für Damen auch in den Seebädern streng voneinander getrennt. Ob allerdings das genaue Gegenteil in unserer Gegenwart, nämlich die „Abessinien"-Distrikte moderner Seebäder, einen kulturellen Fortschritt darstellen, ist noch nicht so ganz sicher.



Baignaire um 1740

Immerhin wurde auf zivilisatorischem Gebiet einiger Fortschritt erzielt, wenn man einmal überlegt, was für Bademöglichkeiten dem modernen Menschen zur Verfügung stehen: Neben dem Reinigungsbad (Badewanne, Dusche und Sitzbad) und dem Strandbad das Hallenbad, die Sauna, das Dampfbad, das Bürstenbad, das Heißluftbad, Schwitzbad und Luftbad dazu das Sandbad, wenn man sich in heißem Sand eingraben läßt. Selbst in Elektrizität kann man baden (Stangerbad) und selbstverständlich in der Sonne und auch im Moor.

Wir rechnen jedenfalls heute das Baden mit seinen vielen Möglichkeiten zu den Vorteilen, die uns die Zivilisation gebracht hat, und gerade ein Kriegsblinder weiß alles zu schätzen, was mit dem Baden zusammenhängt, ob er nun von mancherlei Beschwerden seiner Verwundung durch eine strenge Badekur Befreiung findet oder ob er, was ihm schon wegen der freien körperlichen Bewegung zur Wohltat wird, nach Herzenslust schwimmt, auch im Wettkampf mit Sehenden.

Von diesen Bade- und Erholungsfreuden der Kriegsblinden soll im nächsten Kapitel die Rede sein. *F. W. H.*

Vier Wochen lang Luft holen!

Kriegsblinde berichten von ihrem Aufenthalt in unseren Erholungsheimen

„Als ich vor einem Jahr keinen Platz in einem unserer Erholungsheime bekam, weil ich im Jahr zuvor schon Aufnahme gefunden hatte und weil nun in der Haupturlaubszeit einmal andere Kameraden drankommen sollten, da erfuhr ich erst so richtig, was die Kur- und Erholungsheime des Kriegsblindenbundes für uns bedeuten. Ich ging damals mit meiner Frau in ein kleines Bad und wohnte in einer der üblichen Pensionen. Von den hohen Kosten, die mir schwer zu schaffen machten, will ich hier gar nicht reden, sondern nur von der seelischen Belastung in dieser Urlaubsumwelt. Die anderen Gäste der Pension machten mich nervöser als ich schon vorher war. Das Gefühl, beim Essen und bei jeder Bewegung halb mitleidig, halb staunend beobachtet zu werden, dazu die ewigen Gespräche über meine Blindheit, das allein war schon nicht gerade erholsam. Verständlicherweise fehlte es im Hause auch an jeglicher Kenntnis im Umgang mit Erblindeten, so daß ich nie ohne meine Frau in Haus oder Garten mich bewegen konnte, weil Stühle, offenstehende Türen, Eimer und schließlich auch unaufmerksame Menschen im Wege standen. Obendrein hatte das Haus ein paar tückische Stufen und sehr enge Räume, so daß ich selbst in Begleitung meiner Frau ständig auf das höchste angespannt sein mußte. Kurz, ich konnte mich hier unmöglich wohlfühlen, noch fand ich das, was ich eigentlich suchte, eine völlige Entspannung, eine Befreiung von den Lasten meines Alltags", so schreibt Josef M. aus Köln an die Leiterin eines Kriegsblindenkurheims, und er fährt fort:



„Ach, und es fehlten mir die Gespräche und das Zusammensein mit den Kameraden, wie ich es aus dem vorigen Jahr kannte! Über die Blindheit hatten wir im Heim nicht gesprochen. Keiner konnte hier, nur weil er blind war, auffallen; alles Leben im Heim vollzog sich mit Selbstverständlichkeit und in einem kameradschaftlichen, ja familiären Geist, so daß ich aus meiner oft bedrückenden Alltagswelt wirklich gänzlich herauskam. Mancherlei Kleinigkeiten im Hause erleichterten gerade für einen Kriegsblinden den Aufenthalt. Vier Wochen lang konnte ich so unbefangen und innerlich frei mit den anderen Gästen zusammen leben, wie ich es sonst nie kenne. Das gab mir viel Mut und einen richtigen Aufschwung, der noch monatelang anhielt. Auch meine Frau lebte auf.

Nun habe ich in diesem Jahr wieder in einem Heim sein können, und ich möchte Ihnen, liebe Schwester, noch einmal herzlich für all die liebevolle Mühe danken. Ich bin jetzt seit 8 Tagen wieder an meinem Arbeitsplatz, und wenn noch soviel Anrufe auf sämtlichen Amts- und Haus-

leitungen an meinem Vermittlungstisch schnurren — ich bleibe ruhig und schaffe es. Das habe ich diesen vier Wochen im Erholungsheim zu verdanken."

Wir halfen uns selber

Dieser Brief ist bezeichnend für die Eigenart der Erholungsfürsorge des Kriegsblindenbundes. Allein die Tatsache, daß die Kriegsblinden nicht untätig auf die Fürsorgemaßnahmen der Behörden warten, sondern mit Entschlußkraft und Aktivität sich selber helfen und eine eigene Erholungsfürsorge einrichteten, ist ein Beweis für die Lebenskraft und Lebenstüchtigkeit der deutschen Kriegsblinden. Sieben schöne Kur- und Erholungsheime nennen die Kriegsblinden ihr Eigentum, und die gesamte Verwaltung der Heime ist Sache des Kriegsblindenbundes. Mehrere Heime sind ganzjährig geöffnet, in fast alle Heime können auch die Kinder des Kriegsblinden mitgenommen werden. Allein in den Jahren 1951 und 1952 konnten in den sieben Erholungsheimen insgesamt 3171 Kriegsblinde zur Kur aufgenommen werden, dazu etwa die gleiche Anzahl von Begleitpersonen (meist die Ehefrauen der Kriegsblinden) und im gleichen Zeitraum insgesamt 943 Kinder. Das ist nicht nur organisatorisch, sondern auch in fürsorgerischer Hinsicht eine gewiß bemerkenswerte Leistung. Ein großes Heim wie das in *Söcking* am Starnberger See bringt es im Laufe eines Kalenderjahres auf insgesamt 20 000, ja bisweilen fast 24 000 „Verpflegstage". Aber auch das 1950 erworbene Heim in *Wildbad* bringt es jährlich auf fast 20 000 Verpflegstage. Es heißt nach dem verdienstvollen kriegsblinden Landesverbandsvorsitzenden von Württemberg-Baden, dessen Tatkraft den Ankauf und die Einrichtung dieses Heimes ermöglicht hat, „Rudolf-Schnaitmann-Haus". Im Jahre 1950 konnte



Seit dem 1. Juni 1927 gehört dieses Kur- und Erholungsheim in Bad Salzhausen. (Hessen) den deutschen Kriegsblinden. Fast 5000 Kriegsblinde dürften im Laufe der Jahre hier zu Gast gewesen sein.



Kleine Wettkämpfe erhöhen die Urlaubsfreude am Strand von Borkum. Die Kurverwaltung Borkum beschäftigt eine Sportlehrerin, die sich gerade auch der Kriegsblinden annimmt. Der Weitstoß mit dem Medizinball gehört zu den Übungen bei den Sportfesten des Kriegsblinden-Kurheims.

durch den Landesverband Rheinland-Pfalz des Kriegsblindenbundes auch ein Heim in *Bad Münster am Stein* erworben und eingerichtet werden. 1951 kam schließlich noch ein sehr schönes Heim auf der Insel *Borkum* dazu. Daneben blieben den deutschen Kriegsblinden drei Erholungsheime erhalten, die bereits vor dem zweiten Weltkrieg vom damaligen „Bund der erblindeten Krieger" eingerichtet waren, nämlich die Heime in *Braunlage, Bad Pyrmont* und *Bad Salzhausen.* Andere Heime, vor allem in Swinemünde, gingen leider verloren.

Jedes dieser Heime hat seine Eigenart, nicht nur in seiner Tradition, sondern auch in seiner Heilwirkung. In den Bädern, wie z. B. Pyrmont, unterziehen sich die Kriegsblinden durchweg einer geordneten Badekur, wie überhaupt in allen Heimen auf eine ärztliche Betreuung und auf die Einhaltung ärztlicher Vorschriften und Ratschläge großer Wert gelegt wird. Jedem Heim steht ein Heimarzt zur Seite, der bei Beginn der Badekur jeden einzelnen Gast untersucht und berät und der bei Abschluß der Kur in durchweg erfreulicher, oft erstaunlicher Weise Heilerfolge feststellt, sowohl bei Kreislauf-

störungen, Rheuma und anderen Erkrankungen vor allem aber auch bei einem für Kriegsblinde typischen Leiden: der nervösen Erschöpfung, verbunden mit leichter Ermüdbarkeit, Kopfschmerzen, Gereiztheit und Schlaflosigkeit.

Uns liegt ein dafür bezeichnender Brief eines 40jährigen Kriegsblinden vor:

„Ich gewann meine Ruhe zurück"

„Ich will es nicht leugnen, ich war bestimmt ein unangenehmer Patron geworden, ärgerte mich über jede Kleinigkeit und hatte meinen früheren Humor völlig verloren. Dabei ärgerte ich mich sogar über mich selbst, fand aus meiner Unruhe nie heraus und fand auch keinen Schlaf. Die Kur scheint jetzt wie ein Wunder gewirkt zu haben. Die vier Wochen im Heim und sicher auch die Bäder haben mir eine ganz neue Kraft gegeben. Zuerst schien es zwar schlimmer zu werden, aber das ist wohl immer so, wenn man eine Kur durchmacht. Aber der frohe Geist im Heim und die Gemeinsamkeit mit anderen Kameraden ließen den Gedanken an mein Schicksal ganz zurücktreten — hier waren ja schließlich alle blind —, und die gute Pflege, die Gemütlichkeit des Hauses und all die freundliche Hilfe, die man hier erfährt — das alles half mir über die ersten Klippen hinweg, und ich gewann eine innere Ruhe zurück, wie ich sie seit mindestens zwei Jahren nicht mehr gehabt habe. Als ich jetzt wieder in meinen Betrieb kam — ich kontrolliere Werkstücke in einer Kugellagerfabrik —, da merkten auch meine Kollegen gleich, wie gut ich mich erholt hatte. Ich war viel gelassener und humorvoller. Kein Wunder! Ich kann ja wieder schlafen, in der letzten Nacht sieben Stunden, und früher waren es oft nur zwei oder drei."

Ein Abend der Überraschungen

Jeder kriegsblinde Kurgast erlebt im Laufe seines Kuraufenthaltes auch einen Kameradschaftsabend, abgesehen natürlich von anderen kulturellen Darbietungen, für die von der Heimleitung gesorgt wird, seien sie musikalischer Art wie z. B. in Münster am Stein, wo dem Heim ein herrlicher Flügel gehört, oder seien es belehrende Vorträge. Aber die Kameradschaftsabende bilden den Höhepunkt mit ihrem Frohsinn und mit ihrem oft einfalls-

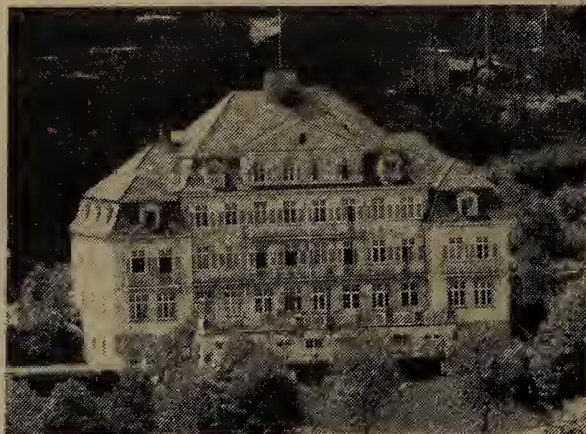


Einmal im Jahr sich von der strapaziösen, ständigen Nervenanspannung des Alltags freimachen, das braucht ein Kriegsblinder. Am Strand von Borkum vergißt er manche Last, die ihn niederdrücken will.

reichen Programm. Selbst Karneval wird auf diese Weise gefeiert. Ein Berliner Kamerad berichtet von einem solchen Kameradschaftsabend das Folgende:

„In der Räucherkammer, so nämlich heißt das Klubzimmer der Herren, traf man sich eines Abends, um über die Programmfolge zu beraten. Die Damen wurden zu dieser Beratung nicht hinzugezogen, denn es sollte doch ein Überraschungsabend werden. Einer der älteren Kameraden hatte bereits mit Schwester Hildegard über die musikalische Gestaltung gesprochen, und es wurde beschlossen, den Akkordeonspieler vom Schützenhaus zu engagieren. Nach lustigem Hin und Her wurde ein dreiköpfiger Festausschuß gebildet, der nun tagelang mit so ernster Miene zusammensaß, daß man hätte meinen können, er habe eine Trauerfeier vorzubereiten. Immerhin stieg die Spannung ganz erheblich, und als am festgesetzten Tage alle Kurgäste in gewohnter Weise ihr Abendessen gemeinsam einnahmen, wurde von Schwester Hildegard bekanntgegeben, daß man sich bis zum Beginn des Kameradschaftsabends in den Zimmern aufhalten möchte. Eine halbe Stunde später war plötzlich im oberen Stockwerk flotte Marschmusik zu hören. Jeder einzelne Gast wurde mit seiner Frau von den sangesfrohen Heimspatzen — das sind die im Hause tätigen Frauen und Mädchen — und dem Musiker abgeholt. Nun ging es in bunter Reihe von Tür zu Tür, bis endlich alle mit lautem Gesang das untere Stockwerk erreicht und an der Festtafel Platz genommen hatten.

Das Programm mußte, weil wir ja nun einmal nicht sehen können, vornehmlich für die Ohren bestimmt sein, aber auch für den Gaumen. Schwester Hildegard kredenzte uns Bowle, und dazu hörten wir zunächst allerlei Musikalisches: virtuose Darbietungen des Musikers und liebevoll eingeübte Lieder der Heimspatzen. Natürlich fehlte auch die obligate Festansprache nicht, aber dann kam die erste größere Überraschung: drei Heimspatzen führten ein kleines groteskes Spiel auf mit dem Titel „Drei alte Schachteln". Durch die reizenden Kostüme und die humorvollen Lieder stieg die Stimmungskurve ziemlich steil an. Unter den Kriegsblinden befand sich auch ein Sänger, der uns mit dem Wolgalied und anderen Operettenarien erfreute. Ein anderer trug eigene plattdeutsche Gedichte vor, zwei Kölner Kriegsblinde traten als „Tünnes und Schäl" auf. Es folgte die spaßige Reportage eines Motorradrennens auf dem Nürburgring, und als die Stimmung immer heiterer wurde, meldeten sich sogar Kameraden zu Wort, denen man gar keinen Humor zugetraut hatte und die im Programm gar nicht vorgesehen waren. Es gab viel Gelächter und viel Beifall, und dann — eine große Polonäse, mit der nun der letzte Programmpunkt eröffnet wurde, nämlich das Tanzen. Dieser Programmpunkt wurde von den Unentwegten bis gegen



Unser wohl stolzestes Kur- und Erholungsheim ist das Rudolf-Schnaitmann-Haus in Wildbad. Es wurde erst vor wenigen Jahren erworben und eingerichtet und erfreut sich einer großen Beliebtheit auch in den Wintermonaten.



Eberhard im Bart entdeckt auf der Jagd das Wildbad

2 Uhr morgens ausgedehnt, und als einer der Kameraden dann zum Abschluß das erzgebirgische Heimatlied „'s ist Feierabend" gesungen hatte, entschloß sich Schwester Hildegard, den Zapfenstreich zu blasen. So viel gesungen und so viel gelacht wie an diesem Abend hatten wohl die meisten von uns seit Jahren nicht."

Sport auf Borkum

Dort, wo nicht strenge badeärztliche Vorschriften den Tageslauf des Kurgastes bestimmen, finden die Kriegsblinden vor allem Erholung in der Bewegung. Die sitzende Lebensweise eines Erblindeten, eine Unbeweglichkeit, die oft auch durch die Überbeanspruchung der Ehefrau und durch das Fehlen anderer Begleitpersonen bedingt ist, soll während des Urlaubs einen Ausgleich finden. In Söcking z. B. locken Wanderungen oder auch der Starnberger See, und auf der Insel Borkum der Strand. Welch ein Gefühl, auf einer weiten, freien und ebenen Sandbank aus voller Kraft einmal laufen zu können, zwar ins Ungewisse hinein, aber ganz ungefährdet und ohne die sonst so belastende Konzentration auf die Orientierung! Der Sport am Strande von Borkum gibt auf solche Weise dem Kriegsblinden ein gut Stück Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein zurück. Die Diplomsportlehrerin, die von der Kurverwaltung unterhalten wird, hat auch eine besondere Ausbildung im Versehrtensport und versteht es, die Freude am Sport zu wecken und gerade auch die Kriegsblinden zum Sport heranzuholen Die Gäste unseres Heimes nehmen schon am Vormittag am allgemeinen Strandsport teil, also an Lockerungsübungen und Spielen. Am Nachmittag sind leichtathletische Übungen dran, wie Medizinballwerfen oder Weitsprung. Meistens kommt es während der Erholungszeit dann zu einem Sportwettkampf unter den kriegsblinden Gästen, der oft ganz beachtliche Resultate ergibt.

Selbst die Ohnhänder beteiligen sich an den Wettkämpfen, und mancher von ihnen hat schon eines der Diplome oder Geschenke erhalten, die den erfolgreichsten kriegsblinden Sportlern im Namen der Kurverwaltung überreicht wurden. Auch ältere Kriegsblinde machen mit und sind oft den jüngeren Kameraden ein Ansporn. Den größten Anteil an den Sportübungen hat natürlich das Schwimmen, aber eine erstaunliche Anzahl der Gäste nutzt auch die Möglichkeit des Reitsportes aus. Viele Kriegsblinde waren ja einst als Soldaten gute Reiter, und ihnen steht in Borkum ein ausgezeichnetes Pferdematerial zur Verfügung.

Erholung wird zur Lebensfrage

Wenn schon für jedermann die Urlaubs- und Erholungszeit zum Höhepunkt des Jahres wird, so noch um vieles mehr für den Kriegsblinden, dessen Kräfteverbrauch im Alltag ja schon deshalb viel größer ist, weil er für die Orientierung ständig viel Konzentration aufwenden muß. Alle Arbeiten, die er tut, selbst das Essen und Trinken noch, verbrauchen ungemein viel Aufmerksamkeit und Nervenkraft. Dazu kommt, daß der Verlust der Augen durchweg mit Kopfverletzungen verbunden ist, die dem Kriegsblinden zu schaffen machen, ganz zu schweigen davon, daß die Mehrzahl aller Kriegsblinden weitere Verwundungen und vielfach auch Amputationen hinter sich hat. Hier tut also die Erholungsfürsorge not, ja sie wird zu einer Lebensfrage. Unter der ehrenamtlichen Leitung eines Sachbearbeiters – es ist der im ersten Weltkrieg erblindete Kamerad Albert Bierwerth aus Göttingen – wurde eine Erholungsfürsorge aufgebaut, die in ihrer Zuverlässigkeit und in ihren Erfolgen mustergültig ist. Die Kriegsblinden sind stolz auf dieses Erholungswerk und sind dankbar dafür.

Meine Welt - die Welt der Sehenden

Auf die Frage „Mein Verhältnis zum sehenden Mitmenschen" anwortete im Rahmen eines Preisausschreibens des Kriegsblindenbundes ein im zweiten Weltkrieg erblindeter Kamerad, Bodo Schütz, das Folgende:

„Wenn ich das Thema ganz genau fasse und nicht zugleich über das Verhältnis des sehenden Menschen zu mir schreibe, so ist das Wesentliche eigentlich mit einem Satz gesagt: Mein Verhältnis zum sehenden Mitmenschen ist dasselbe wie das der Sehenden zueinander, denn ich bin nicht anders als sie, bin kein „armer blinder Mann", sondern ein am Sehen verhinderter Sehender. Was der Verlust des Augenlichts für mich bedeutet, geht nur mich und meine nächsten Angehörigen an. Zwar vermag ich nicht mehr mit den Augen die Eindrücke der Welt in mich aufzunehmen, zwar sind die Grenzen meiner Umwelt näher um mich zusammengerückt; doch es ist dieselbe Welt, in der ich vor meiner Erblindung lebte. Die Welt der Sehenden ist meine Welt geblieben. In ihr lebe ich mit den Sehenden, arbeite ich mit ihnen. Sehende sind meine Freunde, und ich darf in einem Kreis geistig bewegter Sehender an geachteter Stelle wirken. Daß ich nicht sehen kann, ist auf mein Verhältnis zu meinen Mitmenschen ohne Einfluß. Die Tatsache meiner Erblindung ist für meinen Umgang mit meinen Mitmenschen unwichtig. Ich bewege mich mit unauffälliger Selbstverständlichkeit unter ihnen. Wo ich die Hilfe meiner Mitmenschen bedarf, nehme ich sie ohne Aufhebens mit der gleichen Selbstverständlichkeit in Anspruch, mit der sie mir geboten wird.

Ich habe durch Blindenschriftbücher, Vorlesen, Rundfunk, Theater und Konzert Zugang zur geistigen Welt. Meine Kinder sind gesund, meine Frau ist mein bester Lebenskamerad. Ich habe eine Arbeit, die mich befriedigt. So ist mein Leben in der Gemeinschaft der Sehenden schön und erfüllt."

Helft uns, daß wir so sprechen können wie dieser Kamerad!

